INHALTSVERZEICHNIS

1. AUS LANDSCHAFT UND SIEDLUNG

Berg, D.: Der Wetterablauf des Jahres 1974 in Lippe 110

Eckart, K.: Beiträge zur Wirtschaftsgeographie des lippischen Südostens:
Die Zentralmolkerei Lothe 118
Zur Entwicklung des Post- und Fernsprechwesens im äußersten lippischen Südosten 127

Harms, H.: Die bemerkenswerten Bäume und Sträucher im Park des Ritterguts Iggenhausen 173
Seltene Gehölze im Park von Gut Steinbeck 133

Küppers, K.: Begegnung mit Horn 115

Pahmeier, F. W.: Dorfinventarisation in Lippe:
I. Das Bauernhaus in der lippischen Kulturlandschaft 252

Quidde, F.: Bauernhofpensionen in Lippe 24

Rohlfs, K.: Die Augustdorfer Sennelandschaft 144
Schröder, F.-W.: Unsere Dachse 3
Unser Muffelwild 101

Steffen, A.: Augustdorf heute und morgen 143

Wiesener, B.: Interview mit dem Intendanten des Landestheaters Detmold, Prof. Otto Hans Böhm 233

2. AUS GESCHICHTE UND VOLKSTUM

Brandes, R.: Der Weg nach Fontainebleau. Hist. Erzählung. — Bearbeitet von W. Süvern. — 1. Folge 236

Eggert, W.: 400 Jahre altes Blomberger Schützenbataillon 178

Hamkens, F. H.: Die Schriftzeichen in der Höhle des Externstein . . . 7

Hennak vanner Dorla: Wenn das nur gut geht! 131

Knese, L.: Der Tod in den Ellern 15

Möller, W.: Schlangener Leinen für Freud und Leid 169

Müller-König, R.: Betrachtung über 200 Jahre Augustdorf 151

LZ 160.4° (68) Ex. 1

Mundhenk, J.: Die Externsteine — ein Aufbewahrungsort für Missetäter? . 160
Neumann, R.: Das steinerne Kreuz vor Horn 114
Sandow, E.: Theodor Althaus nach einer noch ungedruckten Niederschrift der Malwine von Meysenbug 105
Schröder, F.-W.: Ein Augustdorfer Jägeroriginal 157
Stöwer, H.: Die älteste bildliche Darstellung der Senne 154
Wiesener, B.: 150 Jahre Theater in Detmold 221
Winter, H.: Lippische Persönlichkeiten, die durch Straßenbenennungen geehrt wurden. — 1. Folge 247

3. HEIMATPFLEGE

Ebert, A.: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit 1
Nebel, W.: Fachstelle für Volkstumspflege 32
Prollius, H.: Fachstelle für Baugestaltung und Landschaftspflege 35
Rinne, W.: Lippischer Heimatbund will „Gelbrote Mappe" anlegen . . . 2
Rohlfs, K.: Landschaftsplan für die Senne 36
Winter, H.: Umschau im Lipperland: Vogelschutzgehölz bei Schlangen . . 38
Unbekannt: Die Tanz- und Trachtengruppe „Erika" in Augustdorf . . . 159

Landesbibliothek Detmold
26 1975/217

4. 700 JAHRE LAGE (Nr. 2/1975)

Wiesekopsieker, G.: Das Jubiläumsjahr 1974 — Rückblick und Ausblick . . 41
Peter, A. W.: Großgemeinde Lage — Lebensraum im Wandel 46
Peter, G.: Der Wirtschaftsraum Lage — gestern, heute und morgen . . . 50
Schaller, P.: Lage als lippischer Verkehrsknotenpunkt 60
Echtermeyer, O.: Lage — Zentrum der lippischen Landwirtschaft . . . 63
Bergmann, G.: Schule und Bildung 69
Uekermann, K.: 28 Jahre Volkshochschule der Stadt Lage 73
Rexilius, Prof.: Fachhochschule Lippe — Abteilung Lage: 70 Jahre Ingenieurausbildung in Lage 76
Niebuhr, R.: Die Kinder und die Senioren in der Stadt 79
Wedegärtner, K.: Wie wir uns selber sehen 83

Huppelsberg, J.: Zwei Künstler in Lage (Cl. Ernst — A. W. Peter) . . . 85
Nebel, W.: Ernstes und Heiteres 88
Möller, L.: Kirche und kirchliche Entwicklung in Lage 89
Kramer, W.: Turnen und Sport in Lage 96
Müller, W.-H.: Stadt — Entwicklung — Planung — Stadtentwicklungsplanung 99

5. 100 JAHRE HERMANNSDENKMAL (Nr. 5/1975)

Ebert, A.: 100 Jahre danach 181
Holländer, H.: Nur Erhellung des geistigen Hintergrundes führt zu gerechter Beurteilung des Denkmals 182
Fröhlich, H.: Eine Mahnung an Zeit und Wandel 186
Nipperdey, Th.: Hermannsdenkmal und nationale Tradition 188
Hellfaier, K.-A.: Einführung in die Ausstellung „Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals in seiner Zeit“ 201
Hohenschwert, Fr.: Germanen am Rande der antiken Welt 206

6. WÜRDIGUNGEN

Hellfaier, K.-A.: Ernst von Bandel 201
Huppelsberg, J.: Clara Ernst und August Wilhelm Peter 85
Schulz-Sorau, E.: Der Malerin Else Winter zum Gedächtnis 175
Toepfer, A.: Hohe Auszeichnung für Oscar Meier 178

7. PLATTDEUTSCHE UND HOCHDEUTSCHE DICHTUNG

Brüggemann, K.: Roiwesapp met Splüggen 134
Linnemann, W.: Bergkerken 21
Upn Rennertsberge 171
Peter, A. W.: Clara Ernst 87
Später Glanz der Hagebutten
Totes Sausen

8. BUCHBESPRECHUNG

Stöwer, H.: Johannnes Mundhenk: „Externsteine“ 180

9. BEKANNTMACHUNGEN

Heimatkundliches Vortragswerk des Lippischen Heimatbundes . . . 39 136
Kennen die Lipper ihre Heimat? (Einladung zum Treffen) 138
Bücherliste des Lippischen Heimatbundes 139 259
Voranzeige und Einladung zur Jahreshauptversammlung 101 141
Wanderausstellung: Dorf und Stadt in Lippe 142

10. FARBIGE UMSCHLAGBILDER

Nr. 1	Ehemaliges Jagdschloß Lopshorn	Ölgem. Maler unbekannt
Nr. 2	Rathaus und Marktkirche zu Lage	Foto: Anke Wacker
Nr. 3	Detmolder Altstadt	Luftbild
Nr. 4	Augustdorfer Senne	Foto: Wagner, Vlotho
Nr. 5	Hermannsdenkmal von Westen	Foto: Steiner, Detmold
Nr. 6	Landestheater im Winter	Foto: Erwin Haack

11. WERBUNG

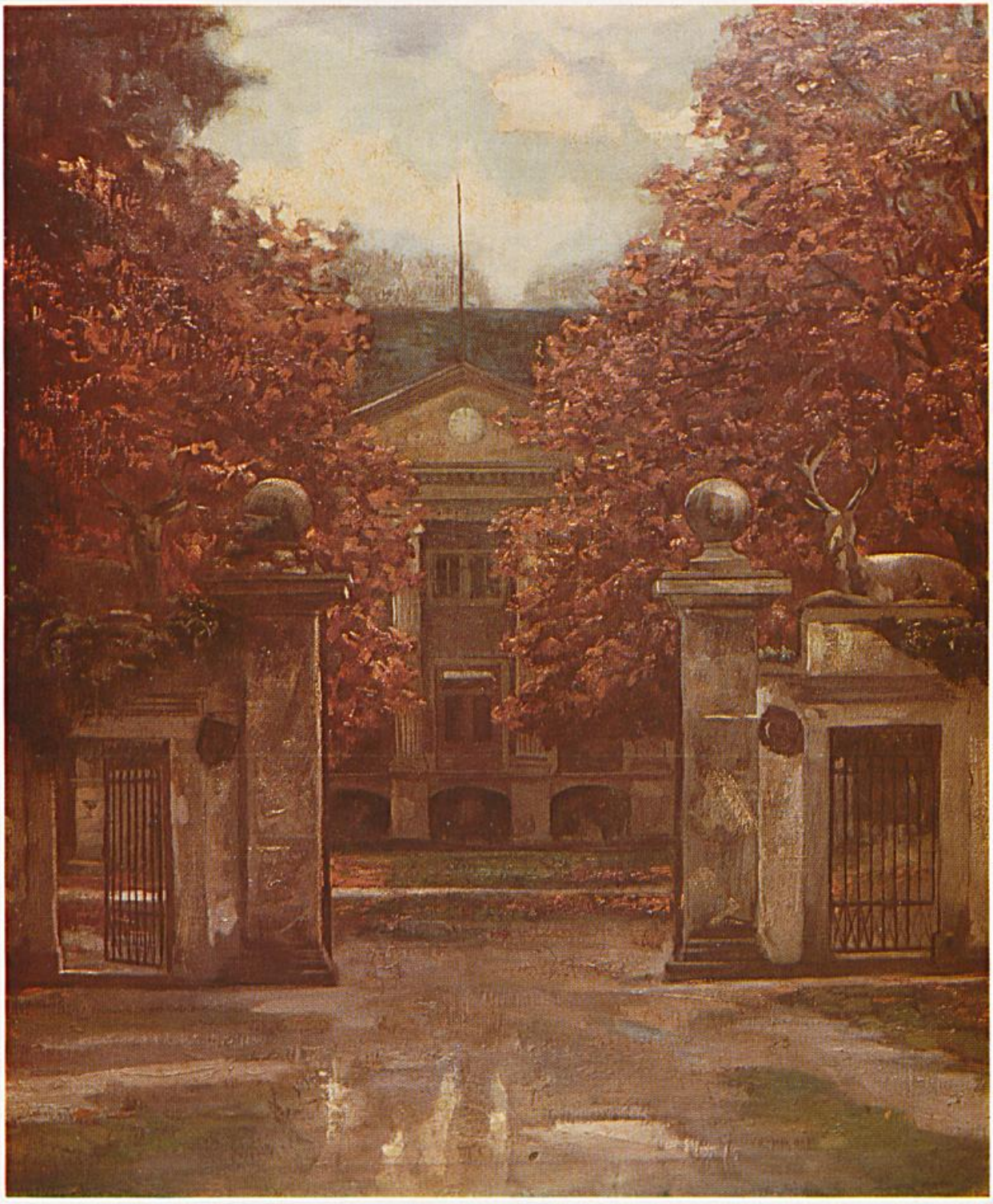
Lippische Landes-Brandversicherungsanstalt mit Reiterbild des Grafen Simon August zur Lippe — Nr. 1 — 6 — 3. Umschlagseite

Westdeutsches Werbefernsehen GMBH mit Programmen und je 4 — 6 Bildern aus Filmen — Nr. 1 — 6 — 4. Umschlagseite

Heimatland Lippe

1 D 7185 F

Landesbibliothek Detmold



68. JAHRGANG — NR. 1 VERLAGSORT DETMOLD JAN./FEB. 1975

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

278

INHALT

A. Ebert: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit 1

W. Rinne: Lippischer Heimatbund will „Gelbrote Mappe“ vorlegen 2

F.-W. Schröder: Unsere Dachse 3

F. H. Hamkens: Die Schriftzeichen in der Höhle des Externstein . 7

L. Knese: Der Tod in den Ellern 15

W. Linnemann: Bergkerken 21

Fr. Quidde: Bauernhofpensionen in Lippe 24

Unsere Fachstellen berichten 32

Umschau im Lipperland 38

Heimatkundliches Vortragswerk 39

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1974 in der Mitte des Heftes

---

Unser farbiges Umschlagbild zeigt das ehemalige Jagdschloß Lopshorn nach einem Ölgemälde eines unbekannten Malers.

Heimatland Lippe
DETMOLD
JAN./FEB. 1975
NUMMER 1
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Eine Zukunft für unsere Vergangenheit

Unsere in Jahrhunderten gewachsenen Städte und Dörfer sind bedroht. Der Bestand an historischen Gebäuden in Lippe ist schon erheblich dezimiert und ständig wachsenden Gefahren ausgesetzt: Der natürliche Alterungs- und Verfallprozeß der mittelalterlichen Fachwerkbauten und ihrer Ausschmückung wird durch rücksichtslose Neu- und Umbaufreude sowie die zunehmende Umweltverschmutzung in besorgniserregendem Maße beschleunigt. Hinzu kommt, daß viele Eigentümer denkmalswerter Gebäude nicht ihre Verpflichtung zur Unterhaltung sehen oder erfüllen können. Lippes bauliche Substanz ist aber ein lebenswichtiger Teil unserer heimischen Geschichte. Sie ist ein Teil unserer gemeinsamen deutschen Kultur. Man sagt nicht zu Unrecht, daß ein Land ohne Geschichte wie ein Mensch ohne Gedächtnis sei. Um das Geschichtsbewußtsein und das Wissen um unser gemeinsames Erbe zu verbessern, soll 1975 als Europäisches Denkmalschutzjahr begangen werden. Die deutschen Heimatbünde sind Mitträger dieser Aktion für eine humane Umwelt.

Der Lippische Heimatbund will mit einer Wanderausstellung auf die lebendige Rolle alter Bauten in unserer heutigen Gesellschaft hinweisen. Die Ausstellung wird sichtbar machen, daß moderne Architektur neben der alten nicht unbedingt fehl am Platze ist. Aber es liegt an Architekten, Städteplanern und Bauherren, darauf zu achten, daß wertvoller Bestand erhalten wird und sich das Neue der Architektur der Umgebung anpaßt. Ein Teil unserer Bemühungen, den Charakter unserer Gemeinden zu bewahren, sollte der Kampf gegen Häßlichkeit und Unordnung sein.

In Lippe bekommt das Europäische Denkmalschutzjahr besondere Aktualität, weil das wohl bekannteste Bauwerk unserer Heimat, das Hermannsdenkmal, im August 1975 hundert Jahre alt wird.

Alle Heimatfreunde sind aufgefordert, das Gedankengut der Denkmalschutzkampagne mitzutragen, damit die Bürger in Lippe unser gemeinsames Erbe höher schätzen und unserer Vergangenheit eine Zukunft gesichert wird.

DR. ARNOLD EBERT
Vorsitzender des Lippischen Heimatbundes

Lippischer Heimatbund will »Gelbrote Mappe« vorlegen

Mitglieder werden um Meinungen zu aktuellen Problemen der Heimatpflege und Heimatsicherung gebeten

Erhaltung und Gestaltung des Heimatraumes im Sinne notwendiger Zukunftssicherung war und ist Leitmotiv für die Arbeit des Lippischen Heimatbundes.

Die Aufgaben der Zukunftssicherung sind heute derart vielfältig und groß, daß sie nur in gemeinsamer Anstrengung aller bewältigt werden können. In einer Art Gegenstromprinzip brauchen Regierungen, Kreis, Städte und Gemeinden, Parlamente und Bürger einander wechselseitig.

Der Lippische Heimatbund will deshalb in Fortsetzung seiner bisherigen jahrzehntelangen Arbeit — nach einem einstimmigen Beschluß des Vorstandes — anläßlich der nächsten Jahreshauptversammlung im Frühjahr 1975 in einer „Gelbroten Mappe" aktuelle Probleme der Heimatpflege und Heimatsicherung aufzeigen. In dieser Dokumentation sollen Meinungen und Wünsche der Mitglieder unseres Bundes fixiert werden. Ein Abdruck wird allen für das Lipperland zuständigen staatlichen und kommunalen Stellen mit der Bitte überreicht, sich zu den genannten Problemen und notwendigen Maßnahmen zu ihrer Behebung zu äußern.

Im einzelnen geht es u. a. dabei

1. um einen verstärkten Schutz der Natur (heimische Pflanzen- und Tierwelt, Wasserläufe, Naturdenkmäler), die Sicherung und Gestaltung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten, Naturparken sowie um die Erhaltung bzw. Wiederherstellung gesunder Kulturlandschaften (z. B. Verkehrsplanung und -führung, Eingrünung von Bauernhöfen, Grünanlagen in Dörfern und Städten, Gestaltung von Sand- und Kiesgruben);
2. um die Erhaltung und Betreuung überkommener Werte der Kultur, vornehmlich der Bau- und Kunstdenkmäler als Zeugen der Geschichte (Burgen, Burgruinen, Schlösser, Kirchen, Bauern- und Bürgerhäuser als für ihre Zeit typische, künstlerisch wertvolle Gebäude), des Orts- und Stadtbildes (Dorferneuerung, Stadtsanierung);
3. um die Reinhaltung des Landschaftsbildes; d. h. um die Beschränkung von Bauten in freier Landschaft auf ein Mindestmaß, die Verhinderung störender Außenreklame und die Abfall- und Abwasserbeseitigung.

W. Rinne

Beiträge für die „Gelbrote Mappe" werden bis zum 1. März 1975 erbeten.

Unsere Dachse

Von Friedrich-Wilhelm Schröder

In früheren Jahrhunderten kam der Dachs in unserer lippischen Heimat recht häufig vor. Zahlreiche Forstdistriktsnamen erinnern an ihn, so der Dachsröhrenkopf im Hiddeser Forst, der Dachsberg im Forstamt Brake. Schnare gibt in seiner im Jahre 1951 erschienenen 2. Auflage seines Buches „Säugetiere der Heimat" noch an, er könne im lippischen Hügelland in einem Kreis von 5 Kilometer Durchmesser mit Leichtigkeit ein Dutzend befahrener (bewohnter) Dachsbaue aufzählen. Heute ist es mit dieser Herrlichkeit vorbei. Im Rahmen der Tollwutbekämpfung und insbesondere im Zuge der damit verbundenen Vergasung der Fuchs- und Dachsbaue ist die Sippe Grimbarts, so wird der Dachs in der Fabel genannt, erheblich dezimiert, stellenweise gar ausgerottet worden. Obwohl nach neueren Erkenntnissen der Dachs von der Tollwut seltener befallen wird als der Fuchs, ist der Dachs von den Vergasungsaktionen in der vergangenen Zeit viel härter betroffen worden als Meister Reineke. Der Dachs hält sich längere Zeit im unterirdischen Bau auf als der Fuchs, verläßt diesen im Gegensatz zum Fuchs bei Störungen auch kaum und überlebt daher eine Begasung seiner Behausung in der Regel nicht. Obgleich den Vergasungsaktionen im Kampf gegen die Tollwut ein durchschlagender Erfolg letztlich nicht beschieden war, forderten manche Veterinärbehörden die vollständige Ausrottung des Dachses. So ist es denn kein Wunder, daß in ganz Lippe im Jagdjahr 1965/66 nur noch 32, im Jagdjahr 1971/72 nur noch ganze 25 Dachse erlegt wurden. Buchstäblich in letzter Stunde hat das Bundesverfassungsgericht nun entschieden, daß die Vergasung der Fuchs- u. Dachsbaue mit dem Ziel der Ausrottung ganzer einheimischer Tierarten unzulässig sei. Damit ist zu hoffen, daß ein so eigentümliches Tier wie der Dachs unserer Heimat erhalten bleibt. Es wäre doch unerträglich, wenn spätere Generationen der unsrigen vorwerfen müßten, zwar viel von Natur- und Umweltschutz geredet, aber gleichzeitig eine ganze Säugetierart ausgerottet zu haben.

Wem sich heutzutage einmal die seltene Gelegenheit bietet, einem Dachs in freier Wildbahn zu begegnen, wird ein solches Erlebnis in der Regel nicht wieder vergessen. Schon das äußere Erscheinungsbild Grimbarts ruft Staunen hervor: die etwas plumpe, weißgrau gefärbte Gestalt, der verhältnismäßig schlanke Kopf mit der markanten Schwarzweißzeichnung, der dicke und dicht behaarte Pürzel (Schwanz), der tolpatschige Gang, der an einen Bären erinnert, obwohl der Dachs zu den maderartigen Raubtieren gehört.

Da der ausgewachsene Dachs bei uns kaum natürliche Feinde hat und auch dem Menschen infolge seiner ausgesprochen nächtlichen Lebensweise kaum begegnet, führt er sich bei seinen Reviergängen vielfach sehr vertraut auf. Als Schüler traf ich am Waldrand am hellen Nachmittag auf einen ausgewachsenen Dachs, der unter Brombeergestrüpp eifrig den Boden umpflügte und nach Mast stach, wie der Jäger die Nahrungssuche Grimbarts nennt. Sein Rascheln und Pusten hatten mich herangelockt. Obwohl ich unmittelbar vor ihm stand, ließ er sich in seiner Tätigkeit durch mich nicht stören. Ich ließ ihm kleine Steinchen auf den Rücken fallen, er antwortete mit einem leisen Fauchen. Nach einem Stock, den ich ihm vor den Fang (Maul) hielt, schlug er mit der Brante (Pfote). Schließlich zog er sich aber doch augenscheinlich verärgert in das dichte Unterholz des Waldes zurück.

Grimbart oder Gräving, wie er im nie-



Dachse am Bau
(Foto: W. Tiemann, Detmold-Diestelbruch)

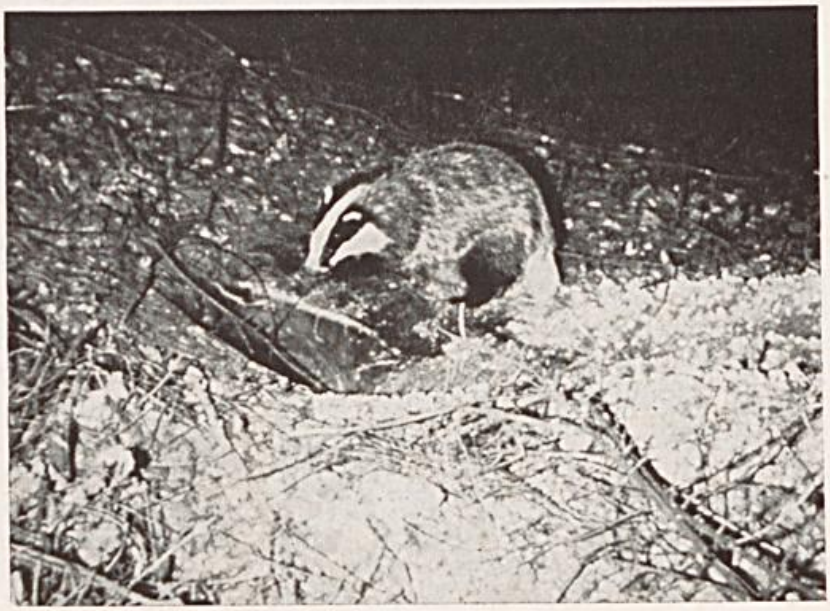
derdeutschen Sprachgebrauch auch genannt wird, ist ein Allesfresser. Wenn er auf seinem nächtlichen Reviergang durch Feld und Wald trottet, nimmt er alles mit, was ihm vor den Fang kommt. Auf seinem Speisezettel stehen dabei in erster Linie Käfer, Larven, Insekten, Regenwürmer und insbesondere auch Mäuse, deren Nester er mit Vorliebe ausgräbt, um an die Mäusebrut heranzukommen. Maikäfer soll er sogar von jungen Bäumen schütteln. Er liebt aber auch pflanzliche Nahrung wie z. B. Pilze, Obst, Hafer und Mais. Müller-Using berichtet, daß sich in seinem am Reinhartswald gelegenen Garten Dachse alljährlich an den Stachelbeeren gütlich getan hätten [1]). Grimbart vergreift sich allerdings auch an Junghasen und Jungkaninchen, soweit sie ihm nicht entwischen können und plündert die Nester der bodenbrütender Vögel. In reinen Niederwildrevieren wird er daher nicht sehr gern gesehn, während er in geschlossenen Waldgebieten keinen Schaden anrichten kann und sich durch die Vertilgung von Ungeziefer eher nützlich macht.

Wer dem Dachs auf seinem Reviergang einmal begegnet, hört ihn vielfach schon aus einiger Entfernung. Er verhält sich in der Regel nicht vorsichtig und leise wie andere Wildtiere, polternd und pustend durchsucht er vielmehr jeden Busch und Strauch, in dem er Beute zu finden hofft. Vor längeren Jahren saß ich eines Abends im Juli auf einem Hochsitz in der Senne, der zwischen mehreren Kieferndickungen stand. Ich hatte mich eigentlich auf Rotwild angesetzt, war jedoch längere Zeit durch knackende und rumpelnde Geräusche aus der dem Hochsitz gegenüber liegenden Kieferndickung abgelenkt worden. Plötzlich tauchte aus der Dickung ein Dachs auf. Genau unter dem Hochsitz begann er zu graben, erst mit den Vorder-, dann mit den Hinterbranten. Ich rutschte auf der Hochsitzbank hin und her und verrenkte mir den Hals, um den Dachs beobachten zu können, so daß der etwas altersschwache Hochsitz leicht ins Schwanken geriet. Grimbart bemerkte alsbald, daß über ihm etwas nicht in Ordnung war, fuhr mit dem Fang windend durch die Luft und äugte mißtrauisch nach oben. Da stieß ich unabsichtlich gegen mein neben mir auf der Bank liegendes Notizbuch, in welches ich meine Wild- und Naturbeobachtungen einzutragen pflegte. Das kleine Büchlein machte sich selbständig, sauste durch die Hochsitzleitersprossen nach unten und klatschte neben Grimbart ins Gras. Das war ihm

offensichtlich nun doch zuviel. Mit einem zornigen „ruff“ fuhr er auf, strebte der nahen Dickung zu und verschwand mit mächtigen Fluchten krachend im Dämmern der Jungkiefern mit einer Geschwindigkeit, die ich dem plumpen Gesellen niemals zugetraut hätte.

In der Regel kann man den Dachs tagsüber nicht beobachten, er durchstreift nachts sein Revier und verschläft den Tag in seinem Bau. Der von Grimbart angelegte unterirdische Bau enthält mehrere sogenannte Röhren, die in einem Kessel münden. Der Dachs hängt mit großer Treue an seiner Behausung und erweitert sie von Jahr zu Jahr. Nach Schnare[2]) gibt es im lippischen Hügelland riesige, alte Baue, die möglicherweise schon im Mittelalter vom Dachs bewohnt waren. Bekannt ist, daß Fuchs und Dach in den großen Bauen zusammen vorkommen, wobei offenbar Grimbart bei der Anlage des Baus die meiste Arbeit leistet und Reineke sich später als Untermieter einquartiert. Ob ein Dachsbau befahren (bewohnt) ist, erkennt man hauptsächlich im Frühling an großen Erdauswürfen vor den Ein- und Ausfahrten des Baus. Grimbart ist ein reinliches Tier. Bei der regelmäßigen Frühjahrsreinigung erweitert er seine Behausung meistens auch zugleich. Seine Reinlichkeit zeigt sich auch daran, daß er sich regelrechte Abtritte anlegt. Das sind bis zu 20 cm tiefe Gruben im Erdreich, die er in der Nähe seines Baus mit seinen krallenbewehrten Branten anlegt und in die er seine Losung (Kot) täglich bzw. nächtlich absetzt. Ist eine solche Grube gefüllt, wird sie abgedeckt und eine neue angelegt. Für den Naturwissenschaftler ist es somit einfach, die Losung des Dachses aufzufinden und aus ihr Rückschlüsse über seine tierische und pflanzliche Nahrung zu gewinnen.

In seinem Bau hält Meister Grimbart schließlich auch seinen Winterschlaf. Der Dachs ist bekanntlich eines der wenigen größeren, einheimischen Säugetiere, das einen Winterschlaf hält. Wenn Ende Oktober, Anfang November die Herbstregen über das Land ziehen, zieht sich der Dachs in seine Behausung zurück. Zuvor hat er bereits den Kessel seines Baus sorgfältig mit Gräsern, Moos und Blättern ausgepolstert. Allein oder auch mit mehreren seiner Art zusammen verschläft er dann im warmen Kessel die kalte Jahreszeit. Von einem echten Winterschlaf im engeren Sinn, bei dem alle Lebensfunktionen fast



Dachs bei der Arbeit
(Foto: W. Tiemann, Detmold-Diestelbruch)

ganz ausgeschaltet sind, kann man beim Dachs in unseren Breiten allerdings nicht sprechen. Vielmehr verläßt der Dachs auch im Winter bei milder Witterung gelegentlich seinen Bau. Man kann seine Spur daher auch schon einmal im Schnee finden. In nördlicheren Breiten, wo hohe Schneelagen vorkommen und starker Frost den Boden erstarren läßt, soll Grimbart allerdings auch in echtem Winterschlaf die Wintermonate vollständig im Bau verbringen. Seine dicke Fettschicht, das sogenannte Weiß, die er sich in den Sommermonaten angemästet hat, ist im Frühjahr bei Beendigung des Winterschlafs dann vollständig aufgezehrt worden.

Die Paarungszeit des Dachses, die Ranzzeit findet Ende Juli, Anfang August statt. Ende Februar wirft die Dächsin dann in ihrem Kessel etwa zwei bis drei Junge. Früher glaubte man, die Ranzzeit falle in die Monate Oktober und November. Erst in neuerer Zeit ist der Nachweis gelungen, daß die Befruchtung der Dächsin im Juli/August stattfindet, das befruchtete Ei alsdann jedoch ca. 4 bis 5 Monate keine oder nur eine ganz geringe Weiterentwicklung erfährt. Die Entwicklung des Eis beginnt erst im Dezember/Januar und die Jungdachse werden dann im Februar nach einer eigentlichen „Austragezeit" von nur 6 bis 8 Wochen geworfen. Diese bis heute rätselhafte biologische Besonderheit findet sich außer beim Dachs auch beim Rehwild, obwohl beide einheimischen Säugetierarten naturgeschichtlich keinerlei Verwandtschaft aufweisen.

Die Jungdachse sind schon verhältnismäßig früh selbständig und treiben sich im Mai und Juni bereits allein im Revier herum. Gleichwohl hält die Dachsfamilie, also die Dächsin und die Jungen bis in den Herbst hinein zusammen und schiebt sich gelegentlich auch zusammen in einen Bau zum Winterschlaf ein. Früher war man der Ansicht, Dachs und Dächsin lebten in Einehe und auch der Dachsrüde trage zum Unterhalt der Familie bei. Nach neueren Erkenntnissen huldigt der Dachs jedoch der Vielweiberei und überläßt den Dächsinnen die Aufzucht der Jungen.

Der Jäger übt die Jagd auf den Dachs aus, indem er sich spätabends oder frühmorgens am Dachsbau anstellt, um Grimbart abends beim Verlassen des Baus oder morgens bei der Rückkehr vom nächtlichen Reviergang zu erlegen. In früheren Zeiten war das sogenannte Dachsgraben eine beliebte und verbreitete Jagdart. Man schickte einen Erdhund, meistens einen Teckel in einen befahrenen Dachsbau. Dieser hatte den Dachs in seiner unterirdischen Burg aufzuspüren und zu verbellen. Jäger und Gehilfen gruben nun, geleitet von dem Standlaut des Hundes, den Bau auf, d. h. sie machten einen sogenannten Einschlag, um an Hund und Dachs heranzukommen und um letzteren zu erlegen. Für den Hund war eine solche Jagd keineswegs ungefährlich. Der Dachs wußte sich seiner Haut tapfer zu wehren und vermochte dem Hund starke Wunden zu schlagen. In weitverzweigten Bauen, in denen die einzelnen Röhren teilweise in mehreren Etagen übereinanderliegen, ging dabei mancher Hund verloren, wenn er, von Grimbart angeschlagen, den Ausgang nicht mehr erreichte und der Jäger in dem großen Bau nicht rechtzeitig an ihn herankam. Heute wird diese zeitraubende und aufwendige Jagdart nicht mehr betrieben.

Vielleicht sollte die Bejagung des Dachses in den nächsten Jahren etwas eingeschränkt werden, damit sich der dezimierte Bestand wieder ein wenig erholen kann. Nachdem der Ausrottung des Dachses durch die Bauvergasung Einhalt geboten worden ist, besteht Aussicht, daß Grimbart unserer Wildbahn auch künftig erhalten bleibt.

---

[1]) Diezels Niederjagd, 19. Aufl., Hamburg u. Berlin 1966, S. 180

[2]) Karl Schnare, Von Schelmen und besseren Gesellen, Säugetiere der Heimat, Detmold 1951, S. 56.

Die Schriftzeichen in der Höhle des Externstein

Von Freerk Haye Hamkens

In der Höhle des Externsteines steht links neben der Türe auf einer sauber geglätteten Fläche, in etwas über Augenhöhe, „die älteste Inschrift des lippischen Landes“ (1). Sie ist fast über einen Meter lang und in drei Zeilen angeordnet. Deren erste ist ohne Mühe zu lesen. Die beiden anderen beginnen jeweils mit einem deutlich erkennbaren Worte. „Aus dem Übrigen läßt sich Alles und Nichts machen“ (2). Dennoch versuchte man, die Inschrift zu entziffern und ergänzte sie scharfsinnig dahin, wie wenn sie eine kirchliche Weihe des Höhlenraumes hätte bezeugen sollen.

Jedoch ist nicht zu übersehen, wie es immer andere Buchstaben und Wortfetzen waren, die von den einzelnen Forschern aufgezeichnet und im genannten Sinne vervollständigt wurden. Zudem sah mancher von ihnen schon in der zweiten Zeile ein Wort, das ein Anderer erst in der dritten entdeckt zu haben meinte. Und hatte man 1848 gelesen, es sei „hoc templum“ geweiht worden, so sollte es hundert Jahre danach „haec capella“ gewesen sein, und neuerdings erwägt man, ob nicht besser „hoc altare“ zu setzen wäre. — Solche Wechsel lassen erkennen, wie unsicher bis jetzt alle Vermutungen über den Wortlaut der Inschrift sind.

Deshalb scheint es angebracht zu sein, dem bisherigen Wege der Forschung zu folgen, und die unterschiedlichen Lesungen nach dem Befunde wie im vervollständigten Wortlaute zu vergleichen, damit der Leser aus dem Für und Wider ein eigenes Urteil gewinnen könne.

1. BEFUND

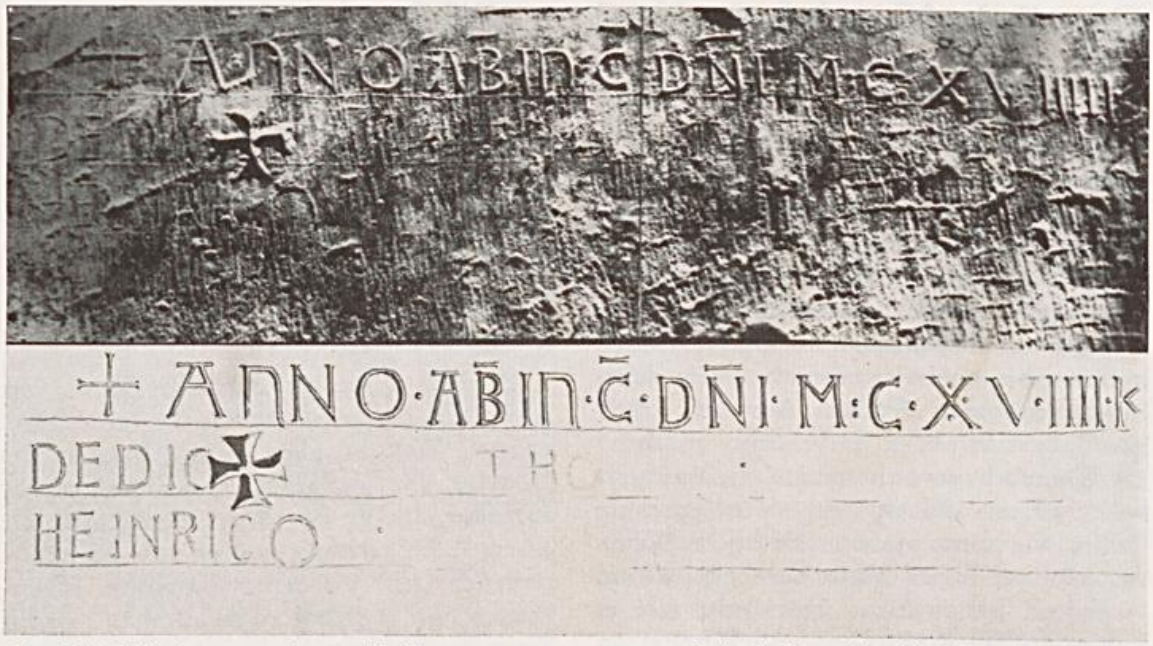
Daß man von der Inschrift wisse, ist zum ersten Male bezeugt in einem Schriftsatze des Grafen Bernhard VII zur Lippe. Darin bezog er sich gegen Ende des Jahres 1620 im Widerstreite mit dem Kloster Abdinghof auf eine „in der Capellen gehouwene Jahrzall“. In ihrer Antwort vom 17-8-1621 nannten die Abdinghöfer sie als „anno 1120“. PREUSS bemerkte dazu: Diese Angabe kann sich in Ermangelung anderer Quellen nur auf die . . erwähnte Inschrift gründen, in der wir aber die Jahreszahl 1115 lesen“ (3).

Hernach vergessen, entdeckte Ernst von BANDEL die Schriftzeilen im Jahre 1838 wieder. Weil er aber beim Abtasten des Gesteins das unziale N in „anno“ als R auffaßte, las er das Wort demgemäß als „Arno“. Folgerichtig zog er nun das nachstehende „ab“ zu dem vermeinten Eigennamen und ergänzte es zu „Abbas“, damit denn der Rest der Zeile unleserlich bleiben mußte.

Erst Hans Ferdinand MASSMANN veröffentlichte 1846 in seinem Buche „Der Egsterstein in Weszfalen“ den wirklichen Text aller drei Zeilen, mit dem Bemerken, daß die erste Reihe „tief, scharf und sauber“, die folgenden Zeilen aber „in den hier mitgetheilten und allein noch gut erkennbaren Buchstaben viel leiser oder schwächer eingehauen“ wären. In der zweiten Zeile stünde ein „wohl in späterer Zeit nachgehauenes größeres Kreuz, welches ältere Buchstaben . . zerstört haben mag“. Im Übrigen meinte er, das Ganze sei eine Inschrift, „die nie vollendet ward“ (4).

Ernst HELWING, der 1848 die zweite Auflage von CLOSTERMEIERs Eggestersteinschrift heraus gab, übernahm diesen Befund, „da es uns nicht vergönnt gewesen ist, die Maßmann'sche Copie an Ort und Stelle zu revidieren“ (5). Doch veränderte er den Anfang der zweiten Zeile in DEDI (cavi)T, wiewohl MASSMANN geurteilt hatte, daß dieses Wort „schwerlich“ anzunehmen sei (6).

Auch Wilhelm Engelbrecht GIEFERS folgte MASSMANNs Lesung, als er im Jahre 1851 eine Abhandlung über „Die



Das Lichtbild ist aus mehreren Teilen zusammengesetzt und deshalb nach rechts hin perspektivisch etwas verzeichnet. — Das Licht fällt in der Aufnahme von unten her auf die Schrift. In der Umzeichnung wurde es nach links verlegt. *(Foto: Ferdinand Seitz, Detmold)*

Externsteine im Fürstenthume Lippe-Detmold" veröffentlichte. Auch er vermerkte zum Befunde, „daß das † nach DEDI später als dies Wort tief eingehauen ist und dadurch zwei Buchstaben getilgt sind" (7). Dann aber brachte er in dem Neudrucke von 1867 eine Wiedergabe, die erheblich anders aussieht. Die Buchstabenfolge TARP rückte er von der dritten in die zweite Zeile und verkürzte sie zu ARP. Einzelne Zeichen ließ er nun aus und fügt dafür neue an anderer Stelle ein. Als Ganzes genommen, ist der 1867 gegebene Befund mit seinem im Jahre 1851 aufgeführten Texte nicht mehr zu vereinen. — Wohl aber deckte sich damit nahezu vollständig G. A. B. SCHIERENBERGs Lesung von 1879.

Carl DEWITZ erweiterte im Jahre 1886 den Bestand der Inschrift. Er zeichnete ein gleiches Kreuz wie zu Beginn der ersten Zeile auch an deren Ende, und hinter das Kreuz der zweiten Zeile setzte er die Silbe TVM. Die von GIEFERS vermerkte Buchstabengruppe ARP wuchs bei ihm zu ARTARPRV, wogegen die dritte Zeile nur noch das Wort HEINRICO enthielt.

Knapp sechs Jahre danach las Anton KISA die zweite Zeile abermals anders. Hinter dem Kreuze steht bei ihm nichts mehr, und in dem verstümmelten Worte gegen das Zeilen-Ende sah er nur sieben Buchstaben. Das zweite R, das GIEFERS, SCHIERENBERG und DEWITZ verzeichnet hatten, fehlt, und die Buchstabengruppe lautet nun ARTAPRV. — Diesem Texte schloß sich 1922 auch Gustaf DALMAN an.

Alois FUCHS ließ „Im Streit um die Externsteine" 1934 „alle unsicheren Buchstaben weg" (8) und nahm als Bestand nur die erste, dazu die Anfangswörter der zweiten und dritten Zeile.

Im Jahre 1953 brachte dann Franz FLASKAMP einen völlig anderen Text heraus. Er behielt von dem ARTAPRV der zweiten Zeile nur die beiden A und setzte, von sonstigen kleinen Änderungen abgesehen, an das Ende der dritten Zeile die neue Buchstabenfolge BORNEN. —

Dem so veränderten Texte stimmt auch das amtliche Faltblatt zu; denn es übernahm ihn und druckte ihn ab, und zwar in der gleichen Handskizze, die FLASKAMP schon seinen ersten Veröffentlichungen beigegeben hatte. —

Nun dienten, um die Inschrift zu entziffern, anfangs Kerze, Fackel, Öllämpchen samt den eigenen Fingerspitzen; vgl. MASSMANN: „E. v. Bandel hatte dieselbe . . schon früher im Dunkeln beim Eintreten ertastet und bei Licht besehen" (9), so wie er auch von seiner eigenen Bestandsaufnahme berichtet, daß sie „bei einer Leuchte mehr oder minder klar noch folgende . . Zeilen erlasen" (10). Dem unsicheren Befunde entsprechend, gab er die Inschrift nicht als Bild wieder, sondern in den Lettern, die dem Setzer gerade zur Hand waren. Auch alle Veröffentlichungen nach ihm taten so, ausgenommen GIEFERS, der 1867 den Text abzeichnete und die Skizze drucken ließ. Die Gegenwart jedoch verfügt mit elektrischem Lichte und Photocamera über andere Möglichkeiten zur Darstellung. Eben deswegen fällt es auf, wenn ein gänzlich neuer Text lediglich mit einer einfachen Handzeichnung belegt wird. Wohl sagt man, es sei wegen „der sehr ungünstigen Licht- und Schattenverhältnisse bisher nicht möglich gewesen, eine wirklich brauchbare photographische Aufnahme zu machen" (11). Doch ist es immerhin möglich, die Inschrift überhaupt im Lichtbilde festzuhalten. Dann aber zeigt sich, wie schwer es ist, wenn nicht gar ausgeschlossen, alle die Buchstaben, Silben und Wortteile zu erkennen, die bis auf den heutigen Tag von der Höhlenwand des Externsteines abgelesen werden.

2. LESUNGEN

Sieht man von BANDELs mißglücktem Versuche ab, so las und ergänzte MASSMANN als Erster die Inschrift, indem er für die zweite Zeile ein DEDIT HOC TEMPLUM oder HUIC TEMPLO erschloß und für die dritte Reihe HEINRICO DEI GRATIA PATARPRUNNENSIS EPS. ECCLE oder HEINRICO EP.ECCL.PATARPRVNN. Dazu meinte er: „Es liegt wohl nahe, an jenen Bischof von Paderborn (Heinrich) zu denken, welcher . . von 1090 — 1127 noch regierte, so daß unsere Inschrift im Egsterstein ganz in seine Zeit fällt". Ihm ist auch „in den Sinn gekommen", ob die Inschrift Kaiser Heinrich V gemeint haben könnte, der nach der Schlacht im Welfisholze sich vielleicht im Externsteine verborgen gehalten habe. „So dacht' ich", setzte er abschließend hinzu und endete, selber skeptisch über sein „Vermuthen": „Wie dem Allen nun auch sei, in die fragliche leidenschaftlich bewegte Zeit scheint unser schönes Denkmal (das Basrelief) nach der einen oder anderen Annahme, nicht minder nach seiner Kunstgestaltung zu gehören" (12).

Im gleichen Sinne, nämlich als Datierung des Kreuzabnahmebildes, wertete auch HELWING die Inschrift. So, wie schon MASSMANN es erwogen hatte, vervollständigte er die beiden anderen Zeilen dahin, daß ein Bischof Heinrich von Paderborn „hoc templum" geweiht habe, und nahm folgenden Text an:

† Anno ab incarnationis Domini MCXV,
IV. Kalend . . .
Dedicavit Sanctae Cruci (hoc) templum
Heinricus Episcopus Dei gratia Patarprunensis

d. h.

Im Jahre nach der Fleischwerdung des
Herrn 1115, am 4ten Tage vor dem
Anfange des (?) Monats
widmete dieses Gotteshaus dem heiligen
Kreuze
Heinrich, von Gottes Gnaden Bischof
von Paderborn.

Dabei war er einzig mit der Annahme, daß die Weihe „dem heiligen Kreuze" gegolten habe, über MASSMANN hinausgegangen. Seines Erachtens hatte dieser „offenbar die Bedeutung des eingehauenen großen Kreuzes in der zweiten Zeile gar nicht verstanden, und doch bildet dieses Kreuz einen

wesentlichen Bestandteil der Inschrift (13). „Darum übersetze ich das . . auffallend hervorgehobene Symbol durch die Worte: Sanctae Cruci" (14). Was es damit auf sich hat, merkte GAUL an: „. . in der wiederholt veröffentlichten Weihe-Inschrift von 1115 beruhen die Worte 's.crucis' auf freier Ergänzung" (15), und FLASKAMP urteilte, sie seien „etwas gewagt ergänzt" (16). In Wirklichkeit war es nämlich HELWING, der nicht verstanden hatte, was MASSMANN unmißverständlich schilderte, als er schrieb, es sei „ein wohl in späterer Zeit nachgehauenes größeres Kreuz, welches ältere Buchstaben (HOC oder HUIC) vor TE . . zerstört haben mag" (17). Damit hatte er das Kreuz als spätere Zutat gekennzeichnet. Demnach konnte es kein Bestandteil der Inschrift sein, und deshalb war die Lesung als sanctae cruci unhaltbar, weil unbegründet.

Dieser Sachlage entspricht es, wenn GIEFERS anfangs nur die erste Zeile zu übersetzen suchte. Ihm hieß „das † vor der Inschrift . . soviel als Dedicatum (eingeweihet)". Deshalb zog er es zum Texte und las: „Dedicatum anno ab incarnatione Domini MCXV (die) IIII.K(alendas) . .". Den Bestand der folgenden Zeilen nahm er wie MASSMANN und meinte: „So würde die ganze Inschrift ungefähr so lauten: Dedicatum anno Domini MCXV ante diem IV.Kale. . . ab Heinrico episcopo Patherbornensi oder auch Cruci anno — dedicatum ab Heinrico —". Schließlich wiederholte er, was schon MASSMANN betont hatte: „Zu bemerken ist noch, daß das † nach DEDI später als dies Wort tief eingehauen ist und dadurch zwei Buchstaben getilgt sind" (18) — In der neu aufgelegten Abhandlung von 1867 druckte er jedoch den von HELWING ergänzten Text als „die vollständige Inschrift" ab. Trotzdem setzte er, obwohl deren dritte Zeile mit Patarbrunensis endet, in seiner Abzeichnung der Inschrift die dazu vervollständigte Buchstabenfolge ARP in die zweite Zeile.

SCHIERENBERG nahm für die Inschrift den gleichen Bestand an, wie GIEFERS ihn geboten hatte. Neben der ersten Zeile ließ er jedoch nur die Wörter DEDIC und HEINRICO gelten. „Was sich nun aber weiter noch in der zweiten und dritten Zeile findet", meinte er, „hat zur Inschrift keine Beziehung" (19).

Sonst galt HELWINGs Lesung als sachlich einwandfrei. Sie wurde überall dort abgedruckt, wo der vollständige Text der Inschrift aufgeführt werden sollte.

Nur FUCHS beschränkte sich auf die umschreibende Aussage: „Es ergibt sich aus der Inschrift, daß Bischof Heinrich die Kapelle 1115 geweiht hat" (20). Das Kreuz in der zweiten Zeile deutete er als „eine Art Grundsteinkreuz" und verneinte damit, daß es zum lesbaren Bestand der Schriftzeilen gehören könnte.

Sachlich gleich wie HELWING, doch anders im Wortlaute, ergänzte FLASKAMP die Inschrift zu

Anno ab incarnatione Domini MCXV.
IV. Kalendas Septembris
dedicata est haec capella sanctae cruci ab
Henrico Dei gratia episcopo Patherburnensis (21).

Mit geringen Abweichungen in der Schreibweise wiederholte er sie in seinem „Externsteiner Urkundenbuch" (22).

Inzwischen hatten aber „Staatsarchivdirektor a. D. Prof. Johannes Bauermann, Vorsitzender der Historischen Kommission von Westfalen, und Prof. Dr. Karl Friedrich Dörner, Wissenschaftlicher Rat an der Universität Münster, Spezialist für Alte Geschichte und Inschriftenkunde" im Jahre 1965 die Inschrift untersucht und festgestellt, „daß an der entscheidenden Stelle die Worte 'HOC ALTARE' gestanden haben, womit ausgesagt ist, daß Bischof Heinrich 1115 den Altar und nicht die Kapelle geweiht hat. Die Kapelle dürfte also noch älter sein" (23). Damit wurde die kunstgeschichtliche Datierung wie auch die angenommene Entstehungszeit des Höhlenraumes fraglich gemacht und in eine

fernere Vergangenheit zurückverlegt. Dem widersprach FLASKAMP: „Wohlgemerkt: an *nur* Altarweihe (consecratio altaris) zu denken, wird durch das 'dedic(. . .)' der Nachschrift verwehrt, schlechthin aber durch die weit über das Mittelalter hinaus verbliebene kirchliche Ordnung, auch alle neuen *Kapellen* (samt dem Altar) konsekrieren zu lassen" (24). — Nach Erich KITTEL soll Professor BAUERMANN die Wörter HOC ALTARE freilich nur „als Lesung vorgeschlagen" haben (25), was bedeuten würde, daß die beiden Gelehrten sich ihrer Sache wenig sicher gewesen wären.

So bliebe es also nach wie vor zweifelhaft, ob die Weihe „hoc templum", „haec capella" oder „hoc altare" gemeint habe. Weil überdies das Kreuz der zweiten Zeile von jeher als nachträglich eingefügt gilt und also die darauf gegründete Lesung als „sanctae crucis" ausfallen muß, so kann nach 125 Jahren der Forschung über die Inschrift nicht mehr ausgesagt werden, als MASSMANN anno 1846 vermutet hat.

3. DIE KREUZE

Von den Kreuzen im Bereiche der Inschrift ist das vor der ersten Zeile wenig beachtet worden. GIEFERS las es als dedicatum „oder auch Cruci . .". FUCHS sah darin das „übliche Anfangskreuz", wohl mit Recht. FLASKAMP sprach es als „das übliche Chrismokreuz" an und meinte damit wahrscheinlich das Gleiche (26).

Die straffe Zeichnung weist das Kreuz deutlich als einen Bestandteil der Inschrift aus. Gerade um dieser Stil-Gleichheit willen ist es erstaunlich, zu sehen, wie bis in die Gegenwart das völlig anders geformte Kreuz der zweiten Zeile zur Inschrift gerechnet werden konnte. Hatten doch schon MASSMANN und GIEFERS bündig erklärt, es sei nachträglich eingemeißelt worden, „dadurch zwei Buchstaben getilgt sind". Zudem steht das Kreuz schief zur Schrift und überschneidet die vorgezeichnete Zeilenlinie mit der Hälfte des unteren Kreuzarmes, — ein Sachverhalt, der ein-



1846 nach Maßmann — *1886 nach Dewitz*
1848 nach Helwing — *1893 nach Kisa*
1867 nach Giefers — *1934 nach Fuchs*
1879 nach Schierenberg — *1953 nach Flaskamp*

fach übersehen wurde (27). GIEFERS z. B. hatte wohl versucht, für den Neudruck von 1867 die Inschrift Strich um Strich wiederzugeben; trotzdem setzte er das Kreuz lotrecht in die zweite Zeile. Und FLASKAMP versicherte zwar, daß seine „eigenen Skizzen . . ganz genau der persönlichen Ermittlung" entsprächen (28); das Kreuz jedoch paßte auch er dem Zeilenlaufe an.

Erst das Lichtbild zeigt den wirklichen Zustand und widerlegt die Behandlung des Kreuzes als Teil der Inschrift, d. h. als bildliche Abkürzung für die Wörter Sanctae Cruci. Nach diesem Befunde ist auch unmöglich, was FUCHS vermutete, nämlich, es sei „eine Art Grundsteinkreuz". Viel mehr macht das schief in der Zeile stehende Kreuz jeden Zusammenhang mit

der Inschrift zweifelhaft. KISA nahm es als das „übliche Weihekreuz", fügte aber hinzu: „ . . das in der ursprünglichen Inschrift jedenfalls nicht vorhanden war, wenigstens nicht an dieser Stelle, das es nur am Ende seinen Platz finden kann" (29).

Der Versuch, es zu lesen oder zu deuten, erfordet demnach unabdinglich, vorher das Verhältnis zwischen Kreuz und Schriftzeilen eindeutig zu bestimmen. Weil dieses nur ein zeitliches sein kann, so ist damit die Frage nach dem Alter der Inschrift, d. h. ihrer einzelnen Teile aufgeworfen.

4. ZEITSTELLUNG

Als MASSMANN die Inschrift abdruckte, bemerkte er dazu: „Die erste dieser Zeilen, mit vorausgehendem Kreuze, ist tief, scharf und sauber eingehauen und bestätigt in jenem Kreuze, in ihren Buchstaben (besonders dem zweimaligen (30) N und A), ihren Abkürzungen und Zwischenpunkten die Zeit, die sie an- und ausspricht" (31). — GIEFERS wiederholte, teilweise wörtlich: „Die erste Zeile der Inschrift ist tief, scharf und sauber eingehauen; die Form der Buchstaben ist die um 1115 gebräuchliche . ." (32). FUCHS sah auf „die erste, sicher aus 1115 herrührende Zeile" und schloß daraus, daß die Inschrift „unbestritten echt" sei (33), so wie auch FLASKAMP sie für „zweifellos echt" hält, — ohne daß der Eine oder der Andere dieses Urteil begründet hätte.

Die restlichen zwei Zeilen sind nach GIEFERS 1851 „ohne allen Zweifel in neuerer Zeit entstanden" (34), und 1867 äußerte er, es seien „die beiden folgenden Zeilen . . viel schwächer, kaum erkennbar eingehauen . . wie die Schriftzüge zeigen, in einer späteren Zeit" (35). FLASKAMP vermutete „eine weniger geübte Hand des 13. Jahrhunderts" (36). Er suchte diesen Schluß eben so zu begründen, wie vor ihm GIEFERS es getan hatte, obwohl schon KISA dessen Darstellung abgewiesen hatte, indem er ausführte: „Der auffallende Unterschied in der Ausführung der Buchstaben vor und nach dem Weihekreuz veranlaßte einzelne Forscher zu der Annahme, daß die gegenwärtige Form der Inschrift nicht die ursprüngliche sei, daß sie vielmehr früher in einer Zeile über den Raum hinweggegangen, den jetzt die Thür einnimmt, und erst später die zweite und dritte Zeile mit dem durch den Thüreinbruch fortgefallenen Texte ergänzt worden sei. Der Unterschied ist allerdings unleugbar, aber . . läßt durchaus nicht auf weit auseinanderliegende Entstehungszeiten schließen . ." Seiner Ansicht nach war die Inschrift von Anbeginn dreizeilig gedacht, doch als ein Entwurf nur „leicht und flüchtig eingehauen, und erst später . . sorgfältiger ausgeführt worden" (37). Damit deckte sich dann MASSMANNs Annahme, die Inschrift sei nie vollendet worden.

Demnach wäre zu prüfen, ob und in welcher Hinsicht die Schriftzüge der zweiten und dritten Zeile von denen der ersten abweichen. So weit zu erkennen, besteht der Unterschied nur darin, daß man sie, wie MASSMANN schrieb, „viel leiser oder schwächer eingehauen" habe, und daß sie nicht die volle Höhe derer in der ersten Zeile erreichten. GIEFERS meinte freilich, sie seien „kaum erkennbar eingehauen oder vielmehr eingeritzt", dazu, „wie die Schriftzüge zeigen, in einer späteren Zeit" (38). Auch FUCHS beschrieb sie als „nur schwach eingeritzt" (39). Noch stärker äußerte FLASKAMP, beide Zeilen wären „mehr eingekratzt und eingeritzt als eingegraben" (40). Aber alle diese Urteile gehen fehl. Das Lichtbild gibt wohl, mit KISASs Worten gesagt, „leicht und flüchtig" gezeichnete Buchstaben. Aber dennoch sind sie sorglich eingemeißelt worden und weder eingekratzt noch geritzt, — ausgenommen das O hinter HEINRIC. Es ist rauh und unscharf in den Stein geschlagen, dazu ungeschickt gerundet. Man vergleiche es mit dem o in ANNO, das wie alle anderen Buchstaben ein wenig über der vorgezeichneten Linie schwebt. Das O in der dritten Zeile dagegen setzt schwer auf,

weshalb denn seine untere Rundung nicht ausgeführt werden konnte. Darin hebt der eine Buchstabe, eben das O hinter HEINRIC, sich von allen anderen Zeichen ab. Demnach wäre auch sein Verhältnis zu den sonstigen Teilen der Inschrift noch genau zu bestimmen.

FLASKAMP nimmt an, der „zweizeilige, nur mehr spurenhaft erhaltene Nachtrag" sei „unter klimatischer Rasur" (41) „inzwischen stark verwittert" (42). Darin irrt er, wie das Lichtbild beweist. Der geglättete Untergrund der Schrift ist überall gleich, und selbst die dünn vorgezeichneten Zeilenlinien sind über die gesamte Schriftfläche gleichmäßig gut erhalten. Gerade sie aber tun dar, wie hier kein Nachtrag zu einer vorhandenen Schriftzeile gegeben ist, sondern wie alle 3 Reihen gleichzeitig geplant und geschaffen wurden. Dem entspricht, was FUCHS über den Schriftgrund, d. h. über die geglättete Wandfläche ausführt: „ . . daß die erwähnte Feinbearbeitung nicht erst unterhalb der ursprünglichen ersten Zeile beginnt, sondern ein gutes Stück oberhalb dieser. Auch die erste, sicher aus 1115 herrührende Zeile steht unbestreitbar auf der geglätteten Fläche; das ist eine Fetstellung, die jeder Nachprüfung standhalten wird" (43). Das Lichtbild bestätigt diesen Sachverhalt.

Sind demnach die Lücken der Inschrift, d. h. sind die in der zweiten und dritten Zeile fehlenden Wörter ausweislich des Erhaltungszustandes von Schriftgrund und Zeilenlinien nicht verwittert oder sonst zerstört worden, dann bleibt nur der Schluß, den MASSMANN von allem Anfang gezogen hat: die Inschrift ist unvollendet.

Immerhin aber sind einzelne Buchstaben noch schwach zu erkennen, und am Zeilenbeginn steht jeweils ein lesbares Wort. GIEFERS wie FLASKAMP setzen sie „ohne allen Zweifel in neuere Zeit" bzw. ins 13. Jahrhundert. Hier wäre wiederum FUCHS anzuziehen. Weil nämlich die s. E. „sicher aus 1115" stammende erste Schriftzeile auf dem geglätteten Grunde steht, sah er in eben dieser Glättung der Höhlenwand, die „mit der Wandbearbeitung des Sacellums genau übereinstimmt", einen Beweis für die Entstehung auch dieses Raumes zu „Anfang des 12. Jahrhunderts". Solche Übereinstimmung ließe sich jedoch auch umgekehrt werten. Denn der einzige sichere Inhalt der Schriftzeile ist die Jahreszahl 1115, was noch nicht beweist, daß sie in diesem Jahre entstanden sein müsse. Stimmt nun aber die Wandglättung in der Höhle überein mit der im Raume des benachbarten Felsens, so wäre zu beachten, wie diese nach dem Urteil des Dombaumeisters Dr. FRIEDRICH/Ulm als „hochgotisch" datiert werden müsse (44). In die gleiche Zeit weist ein darein gemeißeltes Steinmetzzeichen, das nach FUCHS ins 14. Jahrhundert gehört (45). Demnach könnte gefolgert werden: Die Glattarbeit im zweiten Felsen datieren so wohl ein Steinmetzzeichen als zeitgenössische Urkunde wie die Aussage eines heutigen Sachkenners ins 14. Jahrhundert. Weil aber nach FUCHS diese Glättung des Gesteins die gleiche ist wie die unter der Inschrift, so wäre dafür die selbe Zeit anzunehmen, — was recht nahe an FLASKAMPs Datierung führt.

Freilich müßte dann auch die erste, die Datumszeile der Inschrift in dieser Zeit geschaffen worden sein. Indessen widersprechen die bisherigen Veröffentlichungen solchem Ansatze. Deshalb erscheint er als unmöglich. Jedoch, — auch die Kaufbestätigung ist auf 1093 datiert und sie galt als unantastbar echt, — trotz Roger WILMANs Nachweis der Abdinghofer Fälschungen (46) und obwohl sie schon vor mehr als 3½ Jahrhunderten als eine „verlogene Charta" gescholten wurde. Erst in jüngster Vergangenheit erkannte man die Zweifel an. Heute geht es nur noch um die Frage, ob sie im Ganzen un-echt, also völlig gefälscht oder ob sie nur verfälscht bzw. „formal gefälscht" sei (47). Dürfte ein ähnlicher Sachverhalt auch für die Inschrift vermutet werden? Oder bestünde sogar ein Zusammenhang zwischen Beiden,

der Art, daß die Inschrift keinen anderen Sinn hätte, als die gefälschte Urkunde zu stützen? In der Tat gäbe es kaum einen besseren „Beweis" für ein solches Falsifikat als „ein steinern Dokument. Wollt Ihrs entziffern?" (48), d. h. eine Jahreszahl, der Urkunde nahe genug, um sie glaubhaft zu machen, dazu ein Text, aus dem sich Alles und Nichts machen läßt, d. h. der nicht widerlegt oder gar als falsch erwiesen werden kann. Ein solcher Gedankengang mag befremden. Angesichts der Widersprüchlichkeiten um die Inschrift muß er erwogen und zu Ende gedacht werden.

5. SCHLUSS

Demnach bleibt nichts Anderes, als zunächst den wirklichen Bestand der Schriftzeilen festzustellen durch

1. Lichtbilder, die von verschiedenen Seiten auszuleuchten sind, um auch fragliche oder unsichere Zeichen zu verdeutlichen;
2. Abgüsse, die es gestatten, in aller Sorgfalt die Zeichnung, Arbeitsweise, etwaige Veränderungen usw. zu prüfen;
3. Frottagen, denn sie bewähren sich „häufig dort, wo die Mittel der Photographie zur Wiedergabe nicht mehr ausreichen" (49)

sodann

4. die Schriftzeichen und Buchstaben nach ihrer Formgebung zeitlich zu bestimmen,
5. die Schriftzeilen in ihre einzelnen Teile zu gliedern und deren Verhältnis untereinander klar zu legen,
6. die Inschrift als Ganzes samt Untergrund auch nach Arbeitsweise, Werkzeug und „Handschrift" des oder der Steinmetzen aufzuteilen.

Dabei müßten zu 5) und 6) handwerkliche Könner heran gezogen werden. Nur auf diese Weise können die tatsächlichen Gegebenheiten einwandfrei festgestellt werden.

Erst wenn der wirkliche Bestand der Schriftzeilen bekannt ist, wäre es an der Zeit, ihre Aussage zu prüfen und nun zu versuchen, ob sie an Hand vergleichbarer Texte zur Inschrift ergänzt und vervollständigt werden könnten. Gelänge es nicht, d. h. hätte MASSMANN richtig gesehen, als er von einer unvollendeten Inschrift sprach, dann wäre freilich nach dem Weshalb? und Warum? dieser absonderlichen Tatsache zu fragen.

Nachweise und Anmerkungen

1. WEHRHAN, K., Die Externsteine im Teutoburger Walde in Natur, Kunst, Dichtung, Geschichte und Volkssage, Detmold 1930, S. 14
2. GIEFERS, Wilhelm Engelbrecht, Die Externsteine im Fürstenthume Lippe-Detmold, Paderborn 1851, S. 44 Anm. 85 (im Folgenden: GIEFERS 1851)
3. PREUSS, Otto, Das Lehen am Externsteine, in „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde" herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 30. Band, Seiten 141 - 154, Münster 1872, hier: Seite 151
4. MASSMANN, H. F., Der Egsternstein in Westfalen, Weimar 1846, S. 21
5. HELWING, Dr. Ernst, als Herausgeber der 2. Auflage von Christian Gottlieb CLOSTERMEIER, Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe Lemgo und Detmold 1848, S. 104
6. MASSMANN a. a. O. S. 21
7. GIEFERS 1851, S. 44 Anm. 85
8. FUCHS, Professor Dr. Alois, Im Streit um die Externsteine, Paderborn o. J. (1934), S. 25
9. MASSMANN a. a. O. S. 21, Abschnitt 17, Anmerkung 1
10. MASSMANN a. a. O. S. 21
11. v. MOTZ, Ulrich, Die Externsteine — ein Volksheiligtum / Untersuchung über ihre vorchristlich-germanische Bedeutung, Pähl 1954, S. 15
12. MASSMANN a. a. O. S. 21
13. HELWING a. a. O. S. 104
14. HELWING a. a. O. S. 105
15. GAUL, Otto, Neue Forschungen zum Proplem der Externsteine, in „Westfalen", Bd. 32, Heft 2/3, Seiten 141 - 164, Münster 1954 hier: Seite 150
16. FLASKAMP, Dr. Franz, Die Externsteine / Wissenschaftliche Führung durch ein christliches Heiligtum aus dem deutschen Mittelalter, Rietberg 1954, S. 33
17. MASSMANN a. a. O. S. 21
18. GIEFERS 1851, S. 44 Anm. 85

19. SCHIERENBERG, G. A. B., Der Externstein zur Zeit des Heidenthums in Westfalen. Dargestellt von einem Dilettanten. Detmold 1879, S. 39
20. FUCHS a. a. O. S. 25
21. FLASKAMP a. a. O. S. 33
22. FLASKAMP, Dr. Franz, Externsteiner Urkundenbuch, Gütersloh 1966, S. 9
23. K. H. H., Man fälschte unbekümmert drauflos / „Frisierte" Urkunden auch um den Besitz der Externsteine, im „Mindener Tageblatt" Nr. 208, vom 8. September 1965, Seite 8
24. FLASKAMP 1966, S. 43 Anmerkung zu Ziffer 4
25. KITTEL, Erich, Die Externsteine / Ein kritischer Bericht zu ihrer Erforschung und Deutung, Detmold 1969, S. 45 Anm. 24
26. Das Wort Chrismon ist eine neu-lateinische Kürzung aus Chri(stus) und mon(ogramma). Es gehört zur Urkundensprache im engeren Sinne, das als Sache „fast stets in der C-Gestalt . . meist im Anfang, wo sie ein symbolisches Zeichen für die Invocation sein soll, vorkommt". Nach diesem lexikalischen Aufschlusse ist es geraten, das Wort im Bereiche der Externstein-Schrift zu meiden
27. Zu beachten: Im rechten Teile der Inschrift ziehen einige kurze Linien schräg durch die Schriftzeilen. Zu ihnen stünde das große Kreuz der zweiten Zeile annähernd senkrecht
28. FLASKAMP 1954, S .9
29. KISA, Anton, Die Externsteine, in „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande", Heft LXXXXIV, Seiten 73 - 142, Bonn 1893, hier: Seite 115
30. unzialen
31. MASSMANN a. a. O. S. 21
32. GIEFERS, Dr. Wilh. Engelbrecht, Die Externsteine im Fürstenthum Lippe, in „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde", herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 27. Band, Seiten 1 - 104, Münster 1867, S. 44 Anm. 40
33. FUCHS a. a. O. S. 56
34. GIEFERS 1851, S. 44 Anm. 85
35. GIEFERS 1867, S. 44 Anm. 40
36. FLASKAMP 1954, S. 32
37. KISA a. a. O. S. 115
38. GIEFERS 1867, S. 44 Anm. 40
39. FUCHS a. a. O. S. 25
40. FLASKAMP a. a. O. S. 32
41. FLASKAMP, Franz, zwei westfälische Kirchweih-Inschriften aus dem Hochmittelalter, in „Heimatblätter der Glocke für die Kreise Beckum, Warendorf u. Wiedenbrück", Oelde i. W. Nr. 15 vom 23. Januar 1953
42. FLASKAMP 1966, S. 9
43. FUCHS a. a. O. S. 56
44. ORTMANN, Dipl. Ing. B., Das „sacellum" der Externsteine, in „Heimatborn" (Beilage zum Westfälischen Volksblatt) Nr. 4 Paderborn 1934
45. FUCHS a. a. O. S. 57
46. FUCHS a. a. O. S. 4 u. Anm. 12 auf S. 92
47. KITTEL, Erich, Holthuson sive Egesterenstein, in „Westfälische Zeitschrift / Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde", 120. Band, Münster 1970, S. 466 - 472, hier: S. 467
48. FLEX, Walter, Klaus Bismarck, I. Aufzug, 1. Szene
49. ASMUS, Hanna, Abklatsche (Frottagen) von Bildsteinen und die Methode ihrer Herstellung, in „Die Kunde" NF 17, Hannover 1966, S. 126 - 129, hier S. 126

Der Tod in den Ellern

Von Louis Knese

Von einem Erlebnis aus dem ersten Nachkriegsjahr soll hier berichtet werden, einer Zeit, als in unserer alten Schule an der Mittelstraße in zwei und in der sog. Roten Schule an der Sophienstraße in drei Klassenräumen zusammen täglich in drei Schichten 550 Schüler unterrichtet werden mußten . . . Es war eine karge Zeit äußerlich, die aber trotzdem Schüler und Lehrer innerlich recht nahe zueinanderführte. Da die Schulräume immer knüppelvoll waren, führten wir den Heimatkundeunterricht fast immer nur draußen im Freien durch. Das bekam dem zentra-

len Fach der Grundstufe, dem Lehrer, der noch immer an den Auswirkungen des Hungerlagers Remagen litt, und den Schülern gut. Es ging nach dem Prinzip „Freude ist alles", mit einem Minimum von Stoff ein Maximum von geistig-seelischer Auslösung.

An einem sonnigen Septembertag waren wir unter dem Hang des Hoppenberges, durchs kleine Rodewald-Hölzchen, an der alten Lohgerberei vorbei, hinauf durch den alten Hohlweg zum Hosel oberhalb des Bentruper Weges gewandert, nachdem wir oben an der großen alten Linde an der Wegkrümmung gelagert, rückwärts ins obere Begatal auf Alt-Barntrup mit dem Schloß als Eckpfeiler in der Stadtkrone geblickt hatten, jenem Blickpunkt, von dem aus der Maler-Pastor Emil Zeiß seine Impressionen von Mönchshof und Barntrup gemalt hatte — heute erinnert ein Straßenname zwischen Wierborner Allee und Alverdisser Straße an diesen heimatverbundenen Landschaftsmaler.

Wir hatten unter der alten Linde als gutem heimatkundlichen Aussichtspunkt vielerlei Gespräche geführt und neue Eindrücke gewonnen von dem Quellgebiet der Bega und den Randbergzügen des oberen Begatales, waren dann lose vom Hosel aus ins Tal nach Mönchshof hinabgestraddert und über die Bega an der Mühle vorbei hinauf zum Möntkeberg gestiegen und hatten danach im Walde dem von Kerßenbrockschen Mausoleum einen Besuch abgestattet. Schon hier war das bisher laute Hallo unseres Pulks von Kindern abgeklungen, als die Jungen und Mädel, auf Zehenspitzen stehend, durch die kleinen vergitterten Fenster geschaut hatten in die Totenhalle mit den vielen Särgen. Zuvor schon, als wir unten an der Straßenmauer des Gutshofes von Mönchshof vorbeigekommen waren, hatten die Kinder die beiden mit roten Begonien und blauen Lobelien geschmückten Kriegergräber hinter der Gutsmauer entdeckt. Sie waren Ausgangspunkt zu einem Gespräch geworden über den Jaboangriff am 31. März und den Einmarsch der Amerikaner am 4. April 1945, als eine SS-Truppe hier Mönchshof verteidigt hatte, wobei dann ein SS-Mann im Park am Maschinengewehr und der andere auf dem Rückzug jenseits des Bahndammes gefallen war, während die Hauptgruppe am Damm entlang über Wierborn hinweg am Langengrund hinauf zum Windmühlenpott sich zurückgekämpft hatte.

Auf unserer weiteren Wanderung hatten wir uns schnell von diesen Bildern gelöst und wollten den Rückweg antreten im Torweg entlang an den großen Hecken zum alten Vehmeierschen Hof nach Wierborn zu, um noch rechtzeitig vor Schulschluß unsere alte Schule an der Mittelstraße zu erreichen. Da legten wir zuvor am Waldrand des Möntkeberges auf Vorschlag eines ermüdeten Mädchens noch eine Lagerpause ein. Alle waren recht aufgeräumt und zufrieden mit dem sonnigen Septembernachmittag und der heimatkundlichen Wanderung. Wir hatten viel gesungen, gespielt, viele heimatkundlichen Vorstellungen geklärt, dazu neue hinzugewonnen, die Kinder zu neuen Begriffen und Erkenntnissen geführt — spielend, wie sich versteht — es war ja damals in der Schule die große Zeit des Improvisierens, Psychologisierens, Lokalisierens und Dramatisierens. Als Lehrer hatte man wieder einmal das Gefühl gehabt, dem schöpferischen Moment des Bildungsprozesses doch recht nahe gewesen zu sein.

Am Waldrand des Möntkeberges lagernd, hatten wir nochmals zur bewaldeten Bergkette zwischen Winterberg und Riechenberg hinübergeschaut und auch zu unseren Füßen auf die Bega im Tal und auf die Eisenbahnlinie, um Bilder zu sammeln für unseren Zeichenunterricht, „Bildhaftes Gestalten" war damals Trumpf. Die Kinder hatten dabei am Damm und den Einschnitten auch die großen braunen Flächen gefunden, die vom „Flämmen" herrührten und noch einen gewissen bei-

ßenden Brandgeruch in der Landschaft hinterlassen hatten. Diese Beobachtungen hatten nicht nur ein vielstimmiges kindliches Schnuppern in der Luft ausgelöst, sondern auch eine Unterhaltung über die verwerfliche Unsitte des FLÄMMENS, die Luftverpestung, Zerstörung der Tierwelt und Vernichtung des Bodenlebens und zur Feststellung geführt, daß es verboten sei, zwischen Mitte März und Ende September dürres Gras an Feldrainen, Hecken, Gebüschen und Böschungen abzuflämmen sowie lebende Hecken in dieser Zeit zu roden, abzuschneiden oder abzubrennen. Vogelwelt und Niederwild und die ganze Bodendecke müßten geschützt und das biologische Gleichgewicht der Natur erhalten bleiben.

Die Jungen waren in ihrem Element bei der Diskussion und wußten sich nicht genug zu tun und all die Stellen unserer Gemarkung aufzuzählen — „Alte Kerke", „Schratweg", „Schneiderkuhle", „Bellenbruch", „Busewinkel", „Langengrundweg", „Kalter Dornstieg", „Wolfsiek", „Kolkweg", „Waterboskett am Mühlgraben" u. a. — wo in jenem Nachkriegsjahr Hütejungen und auch arglose und unaufgeklärte Erwachsene durch Flämmen Zerstörung angerichtet und gegen die Gesetze verstoßen hätten. Wie wir so recht breit das Thema vom Flämmen ausgemalt hatten — einige Buben schlugen sogar vor, wir wollten mal Flämmen spielen, wie der „Tod" in die Kleintierwelt und in das Reich des Niederwildes eingegriffen habe — da ereignete sich ein Zwischenfall, und die lebhafte Begeisterung nahm eine ganz andere Richtung.

Vielleicht war die Wendung schon intermittierend eingeleitet worden durch die Begegnung mit dem Tode im Mauseleum im Walde. Nun war der im Flämmen einherrschreitende Tod dazu gekommen. Den Zwischenfall am Ende unseres Gesprächs führte der kleine Erwin Schäfer von Wierborn herbei — ich sehe ihn noch in seiner Matrosenbluse vor mir, wie er



Fresco von Friedrich Eicke im Jugendheim Barntrup: St. Georg kämpft mit dem Drachen (Foto: Knese)

sich nach vorn drängte, ganz weiß im Gesicht. — Ich dachte schon, ihm sei unsere ausgedehnte Nachmittagswanderung zuviel geworden und er einer Ohnmacht nahe. Der Junge fing an zu stottern und zu stamern: „Herr Knese, ich habe schon mal den Tod gesehen! In den Ellern hinter Bellenbruch!" Alle anderen waren aufmerksam geworden und hatten ihn umringt, auch die Abseitigen, und horchten nun auf eine schaurige Geschichte, eine Kindertragödie, die der kleine Erwin stockend von sich gab. Totenstill waren die Kinder geworden, als der sonst immer humorvolle und verschmitzt lächelnde Er-

win, den alle gern mochten, ganz erschöpft seine traurige Begebenheit endete.

Später, als Erwin auf der Oberstufe unserer Von-Haxthausen-Schule war und ich Beiträge über die letzten Kriegshandlungen im oberen Begatal sammelte, hat mir Erwin die traurige Geschichte vom Ende seines Freundes, dem „TOD IN DEN ELLERN" aufgeschrieben und auch Lenchen vom Ende ihres kleinen Bruders berichtet. Hier ist Erwins Bericht aus der Kriegs-Sammlung 1945.

„Nachdem die Amerikaner Anfang April 1945 auch unsere Gegend erobert hatten, lag in unseren Wäldern, Hohlwegen und Teichen sowie auf den Äckern und an den Wiesenrändern Munition jeglicher Art. Deutsche Landser hatten auf dem Rückzug Waffen und Munition weggeworfen und keine Zeit mehr gehabt, sie einzugraben. Eine kleine SS-Formation hatte zunächst Mönchshof besetzt gehabt, etwas verteidigt und sich dann über den Möntkeberg hinweg, an der Bahnlinie entlang durch Bellenbruch über den Saalberg zum Hägerholz und Bodenholz abgesetzt.

Wir Jungen — ich war damals zehn Jahre alt und meine Freunde etwa gleichaltrig — benutzten später manche Waffen, Teile von Panzerfäusten, Hand- und Abwehrgranaten unverantwortlicherweise als Spielzeug. Unsere Eltern hatten uns zwar verboten, derartige Sachen anzufassen. Aber dieses Verbot vergaßen wir schnell, wir waren zu jung, um die Gefahr einzusehen, in der wir schwebten, und auch zu neugierig.

Unser Lieblingsplatz waren damals die „Ellern", eine feuchte Bodensenke oberhalb von „Bellenbruch". Hier hatten auf dem Rückzug sich auch deutsche Soldaten kurz festgesetzt gehabt und eine Menge Munition fortgeworfen. Aus diesem Grunde war uns dieser Ort von den Eltern ganz besonders verboten. An einem sonnigen Spätapriltag gingen mein Freund Heinz Machentanz und ich in die „Ellern", um von einem Weidenbusch Flötenstöcke zu holen, von denen wir nachher Flöten basteln wollten.

In der Tasche hatte ich eine Tafel Schokolade, die wir unterwegs aufteilten. Fröhlich und vergnügt hatten wir uns auf den Weg gemacht. Keiner von uns ahnte, daß es unser letztes Zusammensein war.

Zuerst haben wir nachgeschaut, ob die Pistole, die wir ein paar Tage vorher an einer dicken Eiche am Rande des Ellernbusches vergraben hatten, noch da war. In den „Ellerngarten" hinter der Bellenbruch-Siedlung gingen wir besonders gern, denn hier wuchsen außer den Erlen viele schöne Haselnuß- und Weidenstöcke. Als Vater Machentanz mal im Kriege auf Urlaub war, hatte er uns gezeigt, wie man aus diesen Stöcken herrliche Trillerpfeifen machen konnte.

Am Ende der Bodensenke fanden Heinz und ich ein schwarzgelbes Munitionsstück. Keiner von uns wußte, was es war. Neugierig wie wir waren, mußten wir das Ding erstmal genau untersuchen. Später habe ich oft gefragt, was es wohl gewesen sein könnte. Erfahrene Soldaten meinten, daß es eine Panzerabwehrgranate gewesen sein könnte, die auf einen Karabiner gesteckt wurde, etwa 20 cm lang, Durchmesser 3 bis 4 cm. Nachdem Heinz die Granate aufgenommen hatte, drehte er an ihrem schwarzen Schraubkopf. Es gab eine Stichflamme. Vor Schreck sprang ich ein paar Schritte zurück. Ich wollte meinem Freund noch zurufen: „Wirf weg!" Aber es war schon zu spät. Eine ohrenbetäubende Detonation zerriß die Luft. Heinz rief noch einmal „Erwin! Erwin!" Ich bin zu ihm hingestürzt und sah durch den dichten Pulverdampf, wie mein bester Freund mit zerrissener Brust am Boden lag. Sein Körper bäumte sich noch ein letztes Mal auf, dann war er tot. Die paar Schritte, die ich instinktiv zurückgemacht hatte, hatten mir mein Leben gerettet. Wie durch ein Wunder war ich unverletzt geblieben.



Ehrenmal an der Großen Twete, für die Gefallenen der Weltkriege 1914 - 18 u. 1939 - 45 (Foto: Knese)

Jetzt ergriff mich eine panische Angst. Ich lief, so schnell mich meine Füße tragen konnten, zu Frau Machentanz und brachte ihr die traurige Nachricht. Sie war an dem Morgen gerade am Waschen und wollte zunächst nicht glauben, als ich in die Waschküche hineinrief: „Frau Machentanz, euer Heinz ist tot! Da oben, wo die hohen Bäume stehen, ist es passiert!" Vom Schreck erfaßt, ist sie dann den Gartenweg hinaufgelaufen zu der Stelle in den Ellern, wo sich schon Leute versammelt hatten, die auf den Feldern gewesen waren, als der Knall erfolgte, und nun den toten Heinz umstanden.

Ich selbst bin von Machentanz Gärten nach Hause gelaufen und dort taumelnd und ganz blaß angekommen. Mein Vater fragte mich: „Junge, was hast du?" Ich habe ihn angelogen und geantwortet: „Ach, nichts!" Dann habe ich mich versteckt, weil ich Strafe fürchtete. Mein Vetter hat dann später meinen Eltern die schreckliche Nachricht gebracht. Sie haben beide geweint, und Mutter mich still in ihre Arme genommen. Es war schrecklich. —

Seit dieser traurigen Geschichte kann ich keine Schokolade mehr essen. Immer, wenn ich Schokolade essen möchte, sehe ich dieses traurige Bild vor mir von dem toten Freunde Heinz in den Ellern." —

Damit schließt Erwins Bericht von der Kindertragödie im Ellernbusch von Bellenbruch.

Lenchen, die ältere Schwester des verunglückten Heinz, hat mir später im gleichen Jahr wie Erwin einen Bericht über die Vorgänge auf der Unglücksstelle verfaßt. Es sei der 24. April 1945 gegen 10 Uhr vormittags passiert! Sie sei mit der ganz entsetzten Mutter hingelaufen. Die Nachbarn hätten oben am Grabenrand sie nicht zu dem toten Heinz, der in der Hocke liegend, das Gesicht vornübergebeugt im Grase lag, hinlassen wollten mit den Worten: „Sie dürfen nicht zu dem Jungen, da liegt noch mehr Munition!" Aber die Mutter habe sich nicht halten lassen. Es sei furchtbar gewesen dies Wiedersehen mit dem brand- und blutbefleckten Heinz. Die Nachbarn hätten sie hernach nach Hause begleitet und zu trösten versucht. Lenchen schließt ihren Bericht mit den Worten: „Mein Vater, der nach drei Monaten aus der Gefangenschaft heimkehrte, war nicht zu beruhigen, als er von dem Unglück seines einzigen Sohnes hörte." —

Heute sind die Ellern bei Bellenbruch fast ganz verschwunden. Wenn ich in den ersten Nachkriegsjahren durch die Ellernsenke mit der Extertalbahn fuhr und diese in der Kurve ein ohrenbetäubendes Gekreische machte, mußte ich an Erwin und seine Geschichte vom „Tod in den Ellern" denken. Der kleine tote Heinz und die Eltern Machentanz und Lenchen traten mir vor die Augen, und es wurde auf einmal inmitten des Lärms der mich umgebenden Extertalschüler ganz still in mir. Es war die Stille der Erinnerung an die Schatten eines Todes hier in den Ellern, die unbewußt auch all die toten über tausend Kameraden aus dem Hungerlager Remagen heraufbeschworen hatten. Remember.

Fast drei Jahrzehnte sind ins Land gegangen, seit sich diese Kindertragödie in den Ellern hinter Bellenbruch ereignete. Oft, nicht nur am Volkstrauertag, denken Vater und Mutter Machentanz an ihren toten, einzigen Sohn, denn ihr Garten weist hinauf zu der Stelle, wo der Tod damals ein junges Leben auslöschte. Tochter Lenchen mit ihrem Mann Florenz und zwei heranwachsenden Enkeln füllen heute die Lücke in der Familie aus.

Was aus Erwin wurde? An einem Spätherbsttage vorigen Jahres ist er mir wieder begegnet. Er stieg aus einem schnittigen Simca, als ich zur Einhorn-Apotheke wollte immer noch so verschmitzt wie früher, schnellem Kurzgespräch hat er mir seine weitere Lebensgeschichte erzählt. Er lächelte immer noch so verschmitzt wie früher und man merkte, daß er im Leben vorwärts gekommen war.

Nach einer gründlichen Ausbildung in der soliden Druckerei Döbel sei er später nicht Schriftsetzer geblieben, sondern habe in Berlin sechs Semester eine Grafiker-Akademie besucht, nachdem er zuvor eine Sonderprüfung zur Aufnahme habe ablegen müssen, wobei ihm bei der großen Konkurrenz sehr der klangvolle Name unserer alten „Von-Haxthausen-Schule" den Weg bereitet habe. Die ersten Semester habe er von Berlin nichts zu sehen bekommen, sondern nur hinter den Büchern und dem Zeichenbrett gesessen bei den großen Anforderungen. Aber es habe sich gelohnt.

Mitten in der Unterhaltung wurde auf einmal Erwin ernst und sagte: „Ja, ich habe Sie auch mal belogen!" Ich wußte zuerst nicht, worauf er hinaus wollte, und dachte schon an einen jugendlichen Streich aus der Schulzeit bei uns, kam aber nicht darauf, an was Erwin mich erinnern wollte. Da sagte er: „Denken Sie mal nach! Ich meine die Geschichte von meinem Freund Heinz aus Bellenbruch, den damals die Munition tötete . . . Ich schrieb damals in meinem Aufsatz: Seither kann ich nie mehr Schokolade essen!" Erst als Erwin mir, wieder wie früher verschmitzt lächelnd, seine Visitenkarte gab, ging mir ein Licht auf. Es stand auf der Karte seine Adresse. Er wohnt in Süddeutschland und lud mich ein, ihn mal in Neuhausen zu besuchen. Und seine Firma, bei der er angestellt war? Ich las: „Chocolat Tobler. Erwin H. Schäfer. Werbeleiter". Nun wußte ich, worauf mich Erwin lenken wollte. Wieder lachte er wie früher und meinte: „Nicht nur Schokolade esse ich jetzt wieder, sondern auch das Brot dieser renommierten Schweizer Schokoladenfirma!"

Es war ein freudiges und für einen alten Lehrer erfrischendes Wiedersehen mit Erwin. Nachdem ich noch bei Dr. Lutz Wiegrebe meine Medikamente abgeholt hatte, kehrte ich mit größerem Schwung in die Gartenstraße zurück, um meiner Frau von der freundlichen Wiederbegegnung zu erzählen. Unterwegs schwang mir immer ein Wort Theodor Fontanes durch den Sinn, das mir oft im Schulleben half, wenn ich vor schwierigen Problemen stand, und das mich gemahnt hatte, behutsam vorzugehen und getrost in die Zukunft zu schauen und ihr auch etwas zu überlassen: „Das Leben ist ein weites Feld. Das Leben ist ein vielfältiges Feld".

Bergkerken

Von Wilhelm Linnemann

Et es nau inner Uchte, os eck mui in Iufeln uppen Pad make. Ümme düsse Tuit es et up den Stroten stille.

Eck schlenner an'n Rothiuse un an'n Soldhoff vörbui, de Langenstrote langes. We seo faken oll, bewunner eck de wackern Fachwerkhiuser, met den fuinen Schnitzeriggen. De Holtschnitzer — un de Timmermesters iut den siebenteuhnsten — un achtteuhnsten Johrhunnert, wörn Künstler in öhrn Fach. Gigenöber vanner Post, hänget doch wahrhaftig nau'n Pleuggen boben de Giebeldür. Met düsser Seilrull'n hät man deomols olles hauchtogen, wat uppen Balken un den Bühnen Platz finnen soll.

Et giwt nau menjet an den Fachwerkhiusern teo bewunnern, un dat aule Iufeln met suiner Gemütlichkeut, heumelt mui an.

Öber de Steege goh eck, un denn links af de Wenkenstrote herup. Linker Hand anner Mühlenstrote, steuht eun grautet Stännerhius. Et es eun wahret Mesterstücke. Stänner steuht up Stänner un jeuder Balkenkopp sitt upper rechten Stie. De Hiusinschrift seggt mui:

Dat Hermann van Exter un Ilse van Senden, düt Hius hadt bowen laten. An Gottes Segen ist alles gelegen. VDMJ Ae (verbum domini manet in aeternum, „des Herren Wort bleibt in Ewigkeit").

Boben an'n Giebel, steuht up eunen Twasbalken: Seit fröhlich in Hoffnung — Geduldig in Trübsal — Haltet an am Gebet.

Fromme Minsken müt't Herm van Exter un suine Friu wesen suin!

Os eck den Brink vanner Wenkenstrote achter mui häbbe, goh eck rechts af anner Waldstroten eunen wackern Feotweg no, — de hür twisken Groinanlagen un an Bänken vörbui, bet boben no'n Asenberg löppet. Unner den Boiken an'n Asenberge, föhrt mui de Weg links af int Asental. Hür niehme eck den Saldotenweg unner de Foite un kladder bet boben no'n Hönnerwuim.

Et es doch eune geo Sake, dat an den Wannerwegen in Afständen Schiller anbrocht sind. Dür de Markierungen, find man sick lichte terechte. Auk Bänke lad teon iutriuhn in.

Dat mott man Korl Bachler iut Iufeln un den Verschönerungsvereun jo loden: De hät sick dür öhr Arbeut eun Denkmol set't un eun Dankesweoert verdeunt.

An'n Hönnerwuim sette eck mui orst mol eun betken uppe Bank un resse mui eun paar Miniuden. Wat es dat hür seo wunnerbor stille! In den Baumkreonen speelt de Wuind un man lustert teo wat heu eunen vertellt. Et es seon richtigen Platz teon dräumen.

Eck verjage mui richtig, os ganz in muiner Neichte eun Eikern an'n Dannenbaume hauchkladdert. Et bliwt up eunen Twuig sitt'n un kickt mui met suinen blanken Augen nuigschierg an. Öbber baule kladdert et schwanke wedder foider, bet boben inne Kreonen.

Do make auck eck mui wedder uppen Weg.

Intwisken es et helle worn. De Sunne hät iutschlopen un kümmt langsam an'n Heben hauch. Niu wörchtet in'n Holte lebennig. Eune Mius puipt un löppt öber den Weg. Eun Stücke mui vöriut, anner rechten Halbe van'n Wege, hoppelt eun Hase langes. Os heu mui suiht, schleut heu eunen Haken un verschwind twisken den suigen Dannen. Dat Vugelkonzert, es in'n vullen Gange. Auk Reihsiegen kruige eck teo seuhn. Seu kumt niu van den Feilern un Wiesen trüjje, ümme sick in'n Unnerholte teo versteken.

Dat Holt licht sick niu un eck stoh upper Höchte van'n Vuiernberge. Linker Hand kann eck Woißen liggen seuhn. Achterteo

suiht man de Anhöchten ümme Vleode. Un ganz achter, wo de Heben de Eern teo beroiern schint, es de Porta Westfalika. Met den Jakobsberg upper rechten — un den Wittekindsberg met den Kaiserdenkmol upper linken Halbe. Os eck mui ümmedreihe, seuhe eck ganz inner Neichte den Bismarcktewern stohn.

De Dür teon Ingange es nau verschloten. De aule Tewernwächter es nau nich dor. Heu steuht meistens anner Dür van'n Tewern un hölt för'n paar Grössen de Koten teon bestuigen van'n Bismarcktewern proht. Heu kümmt wal orst vanomdag, wenn de Wannerlustigen iut de neiheren Ümegiegend, rund ümme den Bismarcktewern, hür boben upn Vuiernberg kumt. In suiner Drinkhall'n, hät heu denn nau seon betken giegen den Dost un teon Schmäukern hät heu auk nau wat inner Ecken.

Mui hät heu mol Zigarn verkoft, de hadden tweuerleu Geschmack. De schmikken no Bauhnenkaffe un no Tobak. Os de Zigarn brenne un eck seo richtig an'n schmäukern was, teog eck eun paarmol met de Tungen öber de Schniuten un speich int Gräss. Do gnuigel heu mui seo vanner Suite an un meune: Suine Friu hedde öhne inner Uile de Zigarn in eune liege Kaffetiut'n don. No den Kaffemäll teo reken, moßte öbber wal möllerten Kaffe inner Tiut'n wesen suin.

Anner Sunnensuite van'n Bismarcktewern, sette eck mui uppe Bank. Eunen wunnerscheunen Iutblick, hät man van hür iut in iuse lippske Land. In'n grauten Bogen, wannert muine Augen öber Dörper un Stee, — bet achter hen no'n Teutoburger Wauld. Vör mui, inbet't in groine Wiesen, Feiler un Buskholt, ligget Ehßen, Breuen, Schötmar un van Iufeln es auk nau'n Deil teo seuhn. Van Builefeld her, gruißt de Sparrenburg un van Deppelt iuse Herm. In Sülbke fohrt juste eun Zug af. Heu kümmt van Deppelt öber Loge un dömkert niu in Richtung Iufeln foider. Achter euner dicken Wolke denne, fällt eun Sunnenstrohl up Ankhiusen. Wenn eck niu boben uppen Bismarcktewern stönne, briuke eck mui bleoß teo dreihen un de Iutblick wuit int Rund, wörchte dann nau vell grötter suin.

Intwisken häbbe eck muin metbrocht Bodderbraut getten un make mui wedder uppen Pad. An grauten Keserlingen vörbui, twisken bleomde Heue un den Ginsterbüsken met den gelen Bleomen, goh eck up Hollensteun teo. Os eck den Knick van Hollensteun achter mui häbbe, goh eck den Römerweg no. De Römerweg löppt up den Hollweg teo, de sick boben an'n Afhange van Kiulenholt langes tuiht. Hür kickt man up eunen wackern Plecken Eern, we heu nich nau eunmol in'n Lippsken teo finnen es.

BERGKERKEN

Dat Dörp es nich graut. Man suiht bleoß dreu bet veuer Hiuser. Seu sind ümegiewen van groinen Wiesen, Eobstbäumen un Buskholt. Unner in'n Grunne, steuht eun aulet Stännerhius, met suinen schwarten Balken-Karos un den witten Wännen. Jint upper Anhöchte, de Kerken met den schlanken Tewern. Rechter Hand es de Eikberg met suinen duistern Dannen, de bet donne anne Kerken stoht. Luikeiut achter de Kerken, es de Kahlenberg teo seuhn. An'n Kahlenberge langes öbern Strang, tuiht sick de Wannerweg no Lemje.

In'n Hollweg wist mui eun Schild met de Upschrift „Zur Kirche" den Weg. An'n Brinke goh eck rechts af un stoh niu upn Kerkhowe.

Hür ligget de Berger (Bergkirchener), de Ruiken un de Armen inträchtlik buinanner. Eck goh van Graw teo Graw un eck lese kium eunen Namen de mui nich bekannt es. Donne anner Kerken, ligget de ganz aulen Berger. Seu lieben in de Tuit, os de Bergkerkener Gemeunde gründ worn es. Dat was in de lippsken Erweckungstuit, ümme Achtteuhnhunnertachtunvertig. Deomols trenne sick de nüggen evangelischen Gemeunde in Lemje van de St. Marien

Gemeunde un namm sick den Barmener Prediger Steffan teo öhrn Pasteoer.

Os de Kerken nau nich buwet was, hät man euerst de Gottesdenste uppen Eikhowe, de no Retzen hort, haulen. In'n Johre Achtteuhnhunnertunfüftig, worchte dann de Kerken buwet un teuhn Johre läter auk dat Pasteoernhius. Van de Lemsken Nikolaikerken, worchte de ehemaligen „Armesünnerglocken" koft un an eunen Holtgerüst uphangen.

Bet Niegenteuhnhunnertuntweu, de iut Riusteunen murte Tewern ferg was un man eune nügge Glocken uphangen konn.

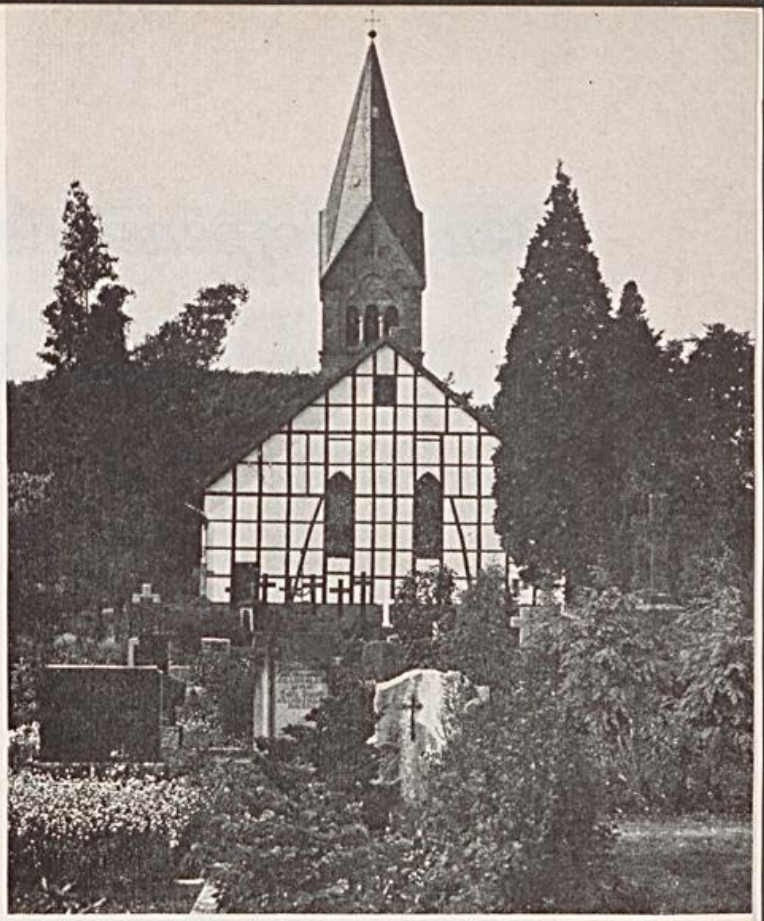
De Johre sind dohen gohn un vandage hanget in'n Tewern dreu graute Glocken. De reopt niu de wuitverstreugete Gemeunde, teoer Andacht un teon Gottesdenste.

Eck stohe an'n Grawe van muinen Öllern. Pappe was Murker un hät den Tewern met murt. Up den Grawsteun steuht de Anfang van eunen Gesangvers: Gib dich zufrieden und sei stille, in dem Gotte deines Lebens . . . Et was dat Lieblingsleud van iusen Pappen. De Inschrift up den Steun, es van gemeißelten Reosen ümeranket. Muin öllste Breoer, hät den Steun met vell Leufte meißelt. Iuse Öllern hät sick jümmer geot verdregen un us Kinnern eune geo Nestwärmde giewen.

De beuden hät in öhrn Lieben vell arbeuen moßt un hät bleoß för öhr Famuilje un öhr Bergkerken liebet. Niu ligget beude hür un schlopt in Gottvertriuen öhrn lesten Schlop. Gib dich zufrieden und sei stille . . .

Jo, wenn man hür upn Kerkhowe steuht, denn wörcht man stille, denn hür wonnt de Frie.

Schridde upn Kerkhowe, wecket mui iut muinen Gedanken. Eck seuhe den Köster kumen. Et es Hennak, de hür boben uppen Berge, os lütke Biuer, Köster un Kiulengreber, suin Braut verdeunt. Heu nimmt den grauten Kerkenschlöttel iut suinen Versteck un schlütt de Kerkendür open. Wuil vandage Sunndag es, wörchtet Tuit de Glocken teo luin. Et diuert auk nich lange un met feierliken Klang, lad de Glocken teon Gottesdenste in.



Die Kirche zu Bergkirchen Foto: W. Linnemann

Et es nau nich seo lange her, do mößten de Glocken nau met eunen langen Strick togen wern. Vandage geuht dat olles elektrisch.

De orsten Kerkgänger kumt öber den Kerkhoff un goht inne Kerken. Os de Glockenschwengels de lesten Schläge deot un de Glockenklang luiser wörcht, kümmt auk de Kerkenbus. Van Iufeln her kümmt heu un halt iut Ehßen, Breuen, Retzen un Kerkheue de Kerkgänger teohaupe. Allein de Busfohrt leohnt sick oll, dat scheune Bergkerken teo besoiken.

Eck schliude mui den lesten Kerkgängers an un goh met inne Kerken. De Glockenklang es verklungen un de Blosers fanget an teo blosen. Seu wesselt sick af met de Öerl un giewet dem Gesang der Gemeunde, eune geo musikalische Ümerahmung.

De Pasteoer hät suine Predigt haulen un de Gottesdenst es teoenne.

In'n Kerkenbus es nau Platz. Eck fohr met dür scheunet, lippsket Land un teon Middageten bin eck wedder trüjje in muiner Heume.

Bauernhofpensionen in Lippe

Dieses Thema ist in Zusammenarbeit mit dem Kreislandfrauenverein Lippe, der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe (Kreisstelle Lippe), dem Lippischen Landwirtschaftlichen Hauptverein, dem Verband Gaststätten- und Hotelgewerbe Lippe e. V., dem Verkehrsverband Teutoburger Wald e. V., dem Regierungspräsidenten (Gewerbliche Wirtschaft) unter Federführung des Amtes für Wirtschaft und Verkehr (Kreisstelle für Fremdenverkehr) erarbeitet worden. Gegenstand der Untersuchung sind Statistik, Kooperation, Förderung zugunsten der Bauernhofpensionen einschließlich Begriff, Bedeutung und Entwicklung.

Um die Situation der Bauernhofpensionen in Lippe zu verdeutlichen, werden vergleichsweise einige Blicke über die Kreisgrenze hinweg geworfen. „Ferien auf dem Lande" und „Urlaub auf dem Bauernhof" haben sich nämlich nicht nur in Lippe, sondern auch in anderen ländlichen Erholungsgebieten der Bundesrepublik zu feststehenden Begriffen entwickelt; denn die attraktiven ländlichen Räume haben noch vieles zu bieten, was heute in den klassischen Ferienorten kaum noch zu finden ist: weitläufige Natur, Ruhe und Beschaulichkeit.

I.

Die allenorts nachzuweisende besondere Bevorzugung der sog. „Bauernhofpension" ist nicht mit dem günstigen Preisangebot, sondern mit der Kinderfreundlichkeit und Gastlichkeit zu erklären, die oft noch wichtiger sind als scharf kalkulierte Renditen. Bevor diese Überlegung aber vertieft wird, ist eine Bestandsaufnahme vonnöten:

Die Idee der Bauernhofpension mag wenige Jahre alt sein. Die älteren Pensionen in Lippe haben sich langsam von der sog. „Sommerfrische", die bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts mancherorts existierte, zur heutigen Bauernhofpension entwickelt. Diese Entwicklung ist aber offensichtlich in Lippe noch nicht abgeschlossen.

Das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (NW) hat erstmals in der Sonderreihe Landwirtschaftszählung 1971, Heft 6 „Strukturdaten aus Grund- u. Vollerhebung" [1]) im ehemaligen Kreis Lemgo 30 und im ehemaligen Kreis Detmold 29 landwirtschaftliche Betriebe mit Zimmervermietung an Ferien- oder Kurgäste erfaßt.

Nicht berücksichtigt sind Vermietungen von Zimmern, die „zu einem Hotel, Gasthof oder einer Pension und dergleichen gehören", d. h., die gewerblichen (Bauernhof-) Pensionen sind nicht in den Zahlen enthalten.

Ein Blick über die lippische Kreisgrenze macht vergleichsweise deutlich, daß in den (ehemaligen) Kreisen Büren (85), Höxter (61), Warburg (38) und Lübbecke (29) die Dichte der Bauernhofpensionen wesentlich höher einzuschätzen ist als in Lippe. Noch dichter dürften im Sauerland die Bauernhofpensionen beieinander liegen. In der Landesamtsstatistik sind für 1971 allein 262 im (ehemaligen) Kreis Brilon ermittelt. Es folgen die (ehemaligen) Kreise Meschede (157), Olpe (96), Arnsberg (95) und Wittgenstein (94).

Die Ergebnisse der sozialökonomischen Betriebserhebung 1973 in Nordrhein-Westfalen [2]) zeigen, daß sich in Westfalen-Lippe fast $^2/_3$ aller Betriebe mit Fremdenverkehr in den Größenklassen von 10 — unter 20

[1]) Düsseldorf 1974

[2]) Siehe „Westfalens Landwirtschaft im Wandel" in: Beiträge zur Sache, Heft 4, 1974, S. 88 ff.

und 20 — unter 30 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche finden. Allein in den Kreisen Brilon, Meschede und Olpe liegt etwa die Hälfte aller Betriebe mit Fremdenverkehr. Im gesamten Bereich der Landwirtschaftskammer nehmen 1053 landwirtschaftliche Betriebe Feriengäste auf, das sind 2,1 v. H. aller Erhebungsbetriebe. Die Bauernhofpensionen befinden sich zu 72 v. H. im Sauer- und Siegerland, zu 23% im Teutoburger Wald, Wiehen-, Egge- und Wesergebirge, also im Verbandsgebiet des Verkehrsverbandes Teutoburger Wald e. V. und nur 5% im Münsterland und in Industriegebieten.

Interesse verdienen die Ergebnisse der sozialökonomischen Betriebserhebungen bezogen auf Lippe: 1973 sind 51 Betriebe erfaßt, die sich wie folgt auf Vollerwerbsbetriebe (18 = 35 v. H.), Übergangsbetriebe (23 = 45 v. H.), Zuerwerbsbetriebe (3 = 6 v. H.) u. Nebenerwerbsbetriebe (7 = 14%) verteilen.

Offenbar stimmen die Erhebungskriterien der Landwirtschaftszählung 1971 (59) mit denen der sozialökonomischen Betriebserhebung 1973 (51) nicht überein, sonst müßte das Gegenteil eines rückläufigen Trends nachweisbar sein; denn die Zahl der sog. Bauernhofpensionen in Lippe steigt. Noch vor Weihnachten sind allein in Hörste-Hiddenhausen ca. 30 Betten auf dem Reiterhof „Uitspann" (7 finnische Holzhäuser mit Stallungen) hinzugekommen. Diese Reiterhofpension zeigt aber auch, wie vielgestaltig strukturiert die Bauernhofpensionen sein können. Dies ist nicht nur durch die unterschiedlichen Betriebsgrößenstrukturen und die Lage im Ort oder in der Landschaft (Einzelhoflage) bedingt, sondern auch mitbeeinflußt vom Kapitaleinsatz, von der Arbeitsverfassung, sowie Mentalität und von dem Bildungsniveau der landwirtschaftlichen Familien.

II.

Noch überwiegt in Lippe die Bauernhofpension mit Vollkost [1]). Z. Z. gewinnt aber die Ferienwohnung oder das Appartement für Familien mit Kindern zur Selbstversorgung an Bedeutung. Für den Anfang empfiehlt sich allerdings die zeitweise Bereitstellung von Privatquartieren mit Frühstück. Auch die Vermietung einer Einliegerwohnung als Wochenendsitz für Dauergäste war in den letzten Jahren mehr und mehr gefragt. Wenn man also den Bogen spannt von der Frühstückspension bis hin zur Reiterhofpension und gar zur Schloßhotel-Pension, dann lassen sich über 100 Beherbergungsmöglichkeiten unter dem Begriff „Bauernhofpension" i. w. S. in Lippe subsumieren.

Die Bauernhofpensionen haben sich zu einem festen Bestandteil der Fremdenverkehrswirtschaft in Lippe entwickelt. Besonders im Kalletal, um Detmold, im Extertal, in Horn-Bad Meinberg, in Dörentrup (Begatal) und Blomberg sind die meisten der auf über 100 geschätzten Bauernhofpensionen anzutreffen. Sie bieten ca. 2000 Betten an. Das bedeutet, daß im Erholungsgebiet Lippe, also außerhalb der Kurbereiche Bad Salzuflen, Bad Meinberg fast jedes vierte Fremdenverkehrsbett in einer Bauernhofpension zu finden sein dürfte. Einige Landwirte haben sich darüberhinaus mit großem Einsatz der Einrichtung von Camping- u. Wohnwagen-Plätzen in geeigneter Lage (möglichst ohne Beeinträchtigung der Landschaft) und Bereitstellung von Ferienhausgelände am Rande eines Fremdenverkehrsortes gewidmet.

Die so differenzierte Auslegung des Begriffes „Bauernhofpension" und mit Rücksicht auf die so verschiedenen Urlaubsvorstellungen unserer Gäste ist es verständlich, daß sich anstelle des Ferienmottos „Ferien auf dem Bauernhof" mehr und mehr das Motto „Ferien auf dem Lande" durchsetzt. Es schließt nicht nur die unterschiedlichen Bauernhofpensionen mit ein, sondern auch das gesamte Beherbergungsgewerbe im ländlichen Erholungsgebiet.

---

[1]) Arbeitsintensivste Vermietungsart

III.

Dieser Feststellung kommt gerade deshalb große Bedeutung zu, weil es zwischen den sogenannten Bauernhofpensionen und dem Hotel- und Gaststättengewerbe kein Gegeneinander, sondern nur ein Füreinander im Sinne einer positiven Fremdenverkehrsentwicklung geben darf.

In diesem Zusammenhang taucht natürlich die Frage auf, ob die Wettbewerbssituation zwischen dem Hotel- u. Gaststättengewerbe einerseits, und den sogenannten Bauernhofpensionen andererseits nicht doch zugunsten der letzteren verschoben wird.

Die bisherigen Richtlinien „Regionale Wirtschaftsförderung des Landes Nordrhein-Westfalen" begünstigten im Fremdenverkehrsgebiet alle Pensionen, wenn sie zugunsten des langfristigen Erholungsverkehrs in Erholungsgebieten tätig werden. Während die nicht landwirtschaftlichen Pensionen bei Ausbau ab 8 Betten und mehr gefördert werden konnten (bei Erweiterung mindestens 20% Betten mehr), wurde auf den Bauernhöfen ausnahmsweise auch bei der Einrichtung von weniger als 8 Betten gefördert.

Es ist zu erwarten, daß mit Wirkung vom 1. 1. 1975 wesentliche Gebiete Lippes zum Gemeinschaftsaufgabengebiet (GA-Gebiet) von Bund und Land gehören. Die Fremdenverkehrsbetriebe können im Einrichtungs- und Erweiterungsfall mit Förderungen im bisherigen Umfange rechnen. Mittels der steuerfreien Investitionszulage und der Bezuschussung aus GA-Mitteln dürfte der Subventionswert von 16% überschritten werden. Für Modernisierungsmaßnahmen in der Art der „grundlegenden Rationalisierung" im Sinne der Richtlinien können wie bisher nur Zuschüsse gewährt werden. Die in Arbeit befindlichen Richtlinien der Landesregierung werden zur Klärung noch offener Fragen beitragen können.

Eine besondere Förderung erfuhren die bäuerlichen Familienbetriebe. Es handelt sich um die Verbesserung der Lebens- und Arbeitskräfteverhältnisse in den Wohnhäusern. Die Förderung erstreckte sich auch auf Zimmer für Erholungsuchende (Ein- und Zweibett-Zimmer, Kochnischen und Eßecken) in geeigneten, insbesondere in von Natur benachteiligten Gebieten. Für die Maßnahme konnte ein Darlehen bis zum Höchstbetrag von 4 000,— DM, jedoch nicht mehr als 750,— DM je neu eingerichtetes Einzelzimmer, 1 500,— DM je neu eingerichtetes Doppelzimmer und 1 000,— DM für die Einrichtung einer Kochnische und einer Eßecke gewährt werden.

Da diese Begünstigung in der Regel von Bauernhöfen beansprucht wurde — Bauernhofpensionen haben zumeist bereits investiert —, läßt sich eine besondere Bevorteilung der Bauernhofpensionen kaum nachweisen. Wenn eine Konkurrenzsituation auftritt, dann ist sie nicht anders zu beurteilen als Wettbewerbsverhältnisse innerhalb des gesamten privaten Fremdenverkehrsgewerbes. Hier handelt es sich doch um einen Leistungskampf, der marktkonform ist. Das Miteinander, das innerhalb des Gastgewerbes eines Erholungsgebietes wie Lippe praktiziert wird, sollte auch auf die Bauernhofpensionen ausgedehnt werden, zumal leicht der Nachweis erbracht werden kann, daß sie von einander profitieren können: Die Bauernhofpensionsinhaberin kann sich sicherlich auch den Rat eines erfahrenen Gastwirts zu Nutze machen. Dieser wird von den Gästen des Hofes sicherlich häufig frequentiert.

Besonders die Gäste in den Frühstückspensionen fallen in seinen Bereich. Er kann sich um so besser auf die Gäste einstellen, je frühzeitiger er von der Nachfrage nach Mittag- und Abendessen erfährt.

Auf seiner diesjährigen Jahresversammlung am 19. 11. 1974 hat der Dehoga beschlossen, einen Fachausschuß zugunsten der Bauernhofpensionen ins Leben zu rufen. Es liegen von dieser Seite echte Bestrebungen vor, der Bauernhofpension von berufener Seite mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. An dieser Aktion war der Verband Gaststätten- und Hotelgewerbe Lippe e. V. wesentlich beteiligt.

IV.

Die Fremdenverkehrsarbeit auf den Bauernhofpensionen obliegt in der Regel der Bäuerin und, soweit vorhanden, ihrer Tochter. Die Betreuung der Gäste seitens der Gastgeberin hat sicherlich Vorteile und wirkt sich preisgünstig aus. Das mag einer der Gründe für die Bevorzugung dieser Urlaubsform sein. Ein weiterer Grund liegt aber auch darin, daß der unmittelbare Kontakt zwischen dem Gast aus der Stadt und dem Landwirt und seiner Familie in den meisten Fällen in Lippe ein betont herzlicher ist [1]).

Den Kindern bescheren Ferien auf dem Lande zwischen Kühen, Schweinen und Hühnern (leider fehlen die Glucken mit ihren Küken) usw. ein Leben, das ihnen vielfach bei ihrem ersten Besuch völlig neu ist. Aus leeren Gebäudeteilen, in denen einst Geräte oder Stroh untergebracht war, sind inzwischen Kinderspielräume für regnerische Tage entstanden. Auch Spielplätze unmittelbar beim Haus oder am Waldesrand ermöglichen nicht nur Auslauf für die Kinder, sondern auch den Eltern manche freie Stunde. Der Vielzahl der Ablenkungen zugunsten der Kinder sind keine Grenzen gesetzt: Ausrangierte Autos in einem abgelegenen Hofwinkel, möglichst mit einem nachträglich eingebauten zweiten drehbaren Steuerrad, Zurverfügungstellung eines Bollerwagens, einer Tischtennisplatte, eines Sandkastens, einer Bastelstube usw.

Wer glaubt, daß Ferien auf dem Bauernhof primitiv sein würden, kann sich allenthalben eines besseren überzeugen. Der Swimmingpool findet mehr und mehr Eingang in die Bauernhofpensionen. Innerörtliche Spazierwege und Wanderwege in die Landschaft stellen nicht nur Ansatzmöglichkeit zur Förderung des Fremdenverkehrs dar. Wanderwege auf Bergkämmen und an Waldrändern, Reitmöglichkeiten, Grün- und Wasseranlagen erhöhen den Naturgenuß. Veranstaltungen der Heimat- und Verkehrsvereine oder der Gastgeber auf den Bauernhöfen haben abwechslungsreiche Nachmittage und Abende zur Folge.

Die Mahlzeiten auf den lippischen Bauernhofpensionen sind vielseitig und gut bürgerlich. Die Gastgeberinnen sind nicht nur tüchtige Hausfrauen, sie bilden sich in Koch- und Diätkursen weiter. Immer häufiger kommt es vor, daß Einheimische Mundwerbung für Bauernhofpensionen bei ihren entfernt wohnenden Verwandten und Bekannten machen. Für Kinder können sich nämlich die Ferien auf einem Bauernhof zu einem echten Ferienparadies mit vielen Anregungen entwickeln, weil sie daheim in einer allzu gut geordneten Welt, besonders in den Großstädten, oft keinen Kontakt mehr mit der natürlichen Umwelt haben. Endlich darf ein (Groß-) Stadtkind einmal aus vollem Herzen lustig und zeitweise schmutzig, manchmal auch etwas zu laut sein.

Deshalb vermitteln immer mehr verständige Eltern sich und ihrem Nachwuchs dieses ursprüngliche Kinderglück und die Bekanntschaft mit der Welt der Landwirte.

Nicht nur auf dem Bauernhof und bei Regen in der Scheune oder Bastelstube, sondern auch auf Wiesen und an Waldesrändern können die Jungen und Mädchen ihrer fröhlichen Wildheit freien Lauf bzw. Raum lassen. Sie werden Bekanntschaft mit Haus- und Wildtieren machen und den Pferden Zucker ins Maul geben. Bei solchen Ferien haben und werden die Eltern immer wieder entdecken, daß sie bei gelockerter Aufsichtspflicht viel mehr Erholung für sich abzweigen können als sonst irgendwo. Denn nichts kann mehr zur zusätzlichen Erholung und Entspannung der Eltern beitragen, als der Tatbestand, daß sie nun nicht so sehr um das Wohlverhalten der Kinder besorgt sein müssen. Schließlich bieten die nahe gelegenen Heilbänder auch in der Vor- und Nachsaison

[1]) Von den Gastgebern erfordert dies einen ständigen Einsatz, der über den normalen Umfang vergleichbarer Dienstleistungsbetriebe hinausgeht.

ein so attraktives Programm, daß selbst der verwöhnte Großstädter gern seine müden Kinder auf der Bauernhofpension für ein oder zwei Abende ohne elterliche Betreuung zurückläßt.

All das hat bewirkt, daß die renommierten lippischen Bauernhofpensionen auf einen Stamm von Gästen zurückgreifen können. In der Vor- und Nachsaison sind sie häufig auch mit Sozialgästen aus Berlin, Hamburg, Bremen, Ruhrgebiet belegt. So kommt es, daß nicht nur die kinderreiche Familie, sondern auch ältere Personen häufig Ferien auf dem Lande bzw. Urlaub auf dem Bauernhof machen. Nicht selten, daß ein Sozialgast gern als Privatgast im nächsten Jahr wieder auf den Bauernhof zurückkehrt. In jüngster Zeit mehren sich die Gäste aus dem benachbarten Verdichtungsgebiet Bielefeld/Herford.

Inzwischen hat die Entzerrung der Schulferien bewirkt, daß auch in der Vor- und Nachsaison die Nachfrage groß ist, zumal Familien mit Kleinkindern und älteren Personen die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten sowie zwischen den großen und den Herbstferien nutzen. So kommt es, daß die Bauernhofpension nur an 3 bis 5 Monaten im Jahr ohne Gäste ist. Diese Pause ist unbedingt erforderlich für die Regeneration der Gastgeber und zur Vorbereitung der nächsten Saison (Vorratswirtschaft).

Die 7 - 9 monatige Auslastung der Pensionen ist in erster Linie der Initiative der Inhaber zu verdanken. Darüber hinaus verfolgen einige Verkehrsstellen, z. B. die Verkehrsgemeinschaft Kalletal und der Verkehrsverein Heidelbeck, das Ziel, ihre Mitgliederpensionen durchgehend oder in der Vor- und Nachsaison mit Sozialgästen zu belegen. Familien mit Schulkindern garantieren eine Belegungszeit von höchstens 3 Monaten.

Den Förderungsmaßnahmen seitens der Verkehrsvereine u. -gemeinschaften zugunsten der Mitglieder ist aber erst dann höchste Effektivität beschieden, wenn eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit der Gemeinde gewährleistet ist. Erst eine sinnvolle Abstimmung aller privaten und öffentlichen Maßnahmen läßt positive Entwicklungen zugunsten des Fremdenverkehrs und somit auch zugunsten der Bauernhofpensionen erwarten.

V.

Im Rahmen des Fremdenverkehrsgewerbes kommt den Bauernhofpensionen zweifellos eine große Bedeutung zu. Innerhalb der Landwirtschaft Lippes sind sie allerdings noch unterrepräsentiert. Dies hat folgende Gründe:

— Die Situation der Landwirtschaft Lippes ist nicht so negativ zu beurteilen, wie die in benachbarten Fremdenverkehrskreisen.

— Nicht in allen Orten Lippes sind die Voraussetzungen so gut wie z. B. in der Nähe der Kurbereiche Bad Salzuflen und Bad Meinberg sowie Schieder, Hiddesen, Berlebeck und Hörste sowie etlichen Fremdenverkehrsorten des lippischen Berg- und Hügellandes wie z. B. Schwelentrup, Diestelbruch und Heidelbeck.

Der agrare Strukturwandel hat zwar bewirkt, daß in den vergangenen 2 Jahrzehnten jährlich mehr lippische Landwirte zugunsten der Fremdenverkehrsentwicklung investiert haben. Die Investitionsneigung ist offensichtlich auch heute noch nicht abgeebbt; denn auf dem Bauernhof können immer noch Bettenkapazitäten mit dem vergleichsweise geringsten Aufwand realisiert werden, weil Grund und Boden, Grünanlagen, nicht genutzte Räume in der Regel vorhanden sind. Die ergänzenden Fremdenverkehrsinfrastruktureinrichtungen der öffentlichen Hand sind sicherlich auch weniger aufwendig. Außerdem entfällt häufig die mit Neuanschaffung oder Erweiterung von Bettenkapazitäten in ländlichen Räumen verbundene Zersiedlung der Landschaft, Zerstörung einmaliger Ortsbilder durch Neubauten usw.

Vor Beginn jeder Investition sollten Beratungen eingeholt werden. In finan-

Geburtsstunde des „LIPPE-TELLERS", am 26. 11. 1974 im Hotel Nessenberg (Schieder-Schwalenberg) in Zusammenarbeit mit der Fleischerinnung Lippe und dem Verband Gaststätten- u. Hotelgewerbe Lippe e. V. vorgestellt.



ziell ungünstigen Situationen ist von einer weiteren Investition, z. B. zugunsten des Fremdenverkehrs, abzuraten. Älteren Bewirtschaftern schön gelegener Bauernhöfe ist eine Fremdenverkehrsinvestition nur dann zu empfehlen, wenn der Nachwuchs mitzieht. Schließlich ist auch noch zu bedenken, daß der Preisvorteil für Milch, Kartoffeln, Wurst, Eier, Gemüse usw. in dem Maße zurückgeht, wie sich die Betriebe spezialisieren.

Infolge steigenden Wohnkomforts sind die Ansprüche an die Zimmereinrichtungen immens gestiegen. Bad und Toilette möchte der heutige und künftige Gast benutzen, ohne den Flur zu betreten. Die frische Blume im Zimmer und das häufigere Wechseln der Handtücher und zeitweise des Kopfkissenbezuges sind Annehmlichkeiten, die auch auf einer Bauernhofpension erwartet und erfüllt werden. Die Sitzgelegenheit im Zimmer sollte nicht mehr auf (Lehn-) Stühle beschränkt bleiben. Die Pflege des Hofes und Hausgartens darf trotz vieler Arbeit nicht vernachlässigt werden.

Wenn trotzdem immer mehr Bäuerinnen den erweiterten Aufgabenbereich einer Pensionsinhaberin anstreben und schließlich ausfüllen, dann steckt darin mehr als nur Existenzbehauptung. Während in der Regel jeder Arbeitnehmer im Verlauf des vergangenen Jahrzehnts weniger Stunden arbeitete, gibt es auch Berufe, in die mehr Arbeitszeit eingebracht werden mußte. Im allgemeinen gehören dazu die selbständigen Berufe, die die Freizeit oder den Urlaub aller anderen Menschen ermöglichen und ihn ausfüllen. Es ist unter diesen Aspekten unvermeidlich, nicht nur auf die wirtschaftlichen, sondern auf die sozialen Leistungen unserer Bauernhofpensionsinhaberinnen zu verweisen:

Es gibt nur wenige frauliche Berufe, in denen die körperliche, nervliche und geistige Belastbarkeit so unter Beweis gestellt werden muß, wie auf den Bauernhofpensionen. Den Belastungen sind die Pensionsinhaberinnen unter Umständen nur deshalb gewachsen, weil sie überdurchschnittliche Fähigkeiten besitzen. Offenbar steht auch der Dienst am Menschen mehr im Vordergrund ihres Einsatzes als das Streben nach Geld. Wer in die Fußtapfen dieser Frauen treten will, sollte sich rechtzeitig mit einer gastronomischen Ausbildung und zeitweise mit ungeregelten Arbeitszeiten vertraut machen.

Daß aber fortschrittliche Vollerwerbslandwirtschaft und ländlicher Erholungsverkehr sich nicht von vornherein ausschließen, dafür steuern auch die Pensionsinhaber einen wesentlichen Teil ihrer Verantwortung bei. Sie unterstützen ihre Frauen und sind trotzdem bis auf Ausnahmen weiterhin voll im Betrieb tätig.

Der Kombination Bauernhof und Pension wird auch in Zukunft in Lippe eine gute Basis dort nicht abzusprechen sein, wo die von der Landwirtschaftskammer akzeptierten sachlichen Voraussetzungen zutreffen: Renovierter Zustand der Gebäude, landschaftlich schöne Lage des Gehöfts oder des Ortes, Nähe örtlicher Zentren des Fremdenverkehrs, leistungsfähige Gastronomie am Ort, landschaftliche Attraktivitäten, vielseitige Freizeiteinrichtungen in der Nähe.

Ein verhältnismäßig hoher Anteil gut geführter landwirtschaftlicher Betriebe in landschaftlich schöner Lage zeigt, daß unter entsprechender Voraussetzung die zusätzliche Einkommensquelle (Betriebszweig Bauernhofpension) gern genutzt wird.

ABSCHLIESSENDE BETRACHTUNGEN:

— Für viele landwirtschaftliche Betriebe in schöner Lage bietet sich neben der Aufstockung eine weitere Quelle der Einkommensverbesserung an: Betriebszweig der Bauernhofpension.

— Vergleichsstatistiken unterstreichen, daß die Landwirtschaft der Kreise Büren, Höxter, Warburg und Lübbecke diesen Schritt sehr viel häufiger gewagt hat als in Lippe.

— Aber nicht ein Bettenberg zu schaffen ist wesentlich, sondern ein Qualitätsangebot, das auch den Ansprüchen der Gäste des nächsten Jahrzehnts gerecht wird.

— Ab 1975 ist mit neuen Förderungsrichtlinien zu rechnen.

— Zwischenmenschliche Beziehungen zwischen dem Bauern und seiner Familie einerseits und dem Urlauber aus der Stadt andererseits lösen Brückenschläge und höheres gegenseitiges Verständnis aus.

— Den Bauernhofpensionen stehen zur Beratung zur Seite: der Kreislandfrauenverein Lippe, die Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe (Kreisstelle Lippe), der Lippische Landwirtschaftliche Hauptverein, der Verband Gaststätten- und Hotelgewerbe Lippe e. V., der Verkehrsverband Teutoburger Wald e. V., das Dezernat Gewerbliche Wirtschaft des Regierungspräsidenten und das Amt für Wirtschaft und Verkehr (Kreisstelle für Fremdenverkehr) der Kreisverwaltung. Im Falle der Kapazitätserweiterung sind auch die Banken und Sparkassen interessante Gesprächspartner.

— Bei kinderreichen Familien und älteren Personen finden die Bauernhofpensionen immer mehr Interesse. Aber auch für höhere Einkommensempfänger gewinnt der Urlaub auf dem Bauernhof neben der Ferienreise als Zweiturlaub oder mehrfacher Kurzurlaub an Bedeutung.

— Die innere Bereitschaft der Bauernfamilie ist neben den sachlichen Gegebenheiten (Lage des Gehöfts, Finanzierungsbasis usw.) eine wesentliche Voraussetzung, in der Fremdenverkehrswirtschaft zusätzlich tätig zu werden.

— Landwirtschaft und Gastronomie sind wichtige Partner. Die Bauernhofpensionen in Lippe können eine Lücke ausfüllen, die das Hotel- und Gastgewerbe zumeist nicht zu realisieren vermag. An einer sinnvollen Zusammenarbeit zwischen Hotelier und Gastwirt einerseits und dem Landwirt bzw. Bauern andererseits können beide nur gewinnen.

— (Bauernhof-) Pensionen in Lippe haben auch in Zukunft eine Chance, wenn sich Privatinitiativen und abgestimmte Maß-



Bauernhofpension im lippischen Norden

nahmen der privaten Verkehrsstellen und der öffentlichen Hand sinnvoll ergänzen. — Die Entwicklung der Bauernhofpension kann mit zur Ortsverschönerung und Landschaftspflege beitragen.

— Da es für Interessenten oft schwierig ist, geeignete Bauernhofpensionen zu finden, werden sie in der Urlaubsfibel 1975 des Verkehrsverbandes Teutoburger Wald pro Gemeinde zusammenfassend neben Hotels, Gasthöfen usw. aufgeführt. Die Kreisstelle für Fremdenverkehr versendet auf Anfrage eine Zusammenstellung der „Bauernhofpensionen im Lipperland".

— Alle beteiligten Verbände und Dienststellen möchten auf diesem Wege allen Pensionsinhabern (-innen) Dank für mühevolle Aufbauarbeit und vielseitige Dienstbarkeit zugunsten der Gäste und im Sinne einer positiven Fremdenverkehrsentwicklung sagen. Sie wünschen der Fremdenverkehrswirtschaft eine erfolgreiche Saison 1975. Mit den Verkehrsvereinen und Verkehrsgemeinschaften sowie den Gemeinden stehen sie allen Anbietern des langfristigen Erholungsverkehrs weiterhin mit Rat und Tat zur Seite.

Dr. Fritz Quidde

UNSERE FACHSTELLEN BERICHTEN

Fachstelle für Volkstumpflege

Wohl selten ist die Fachstelle mit so vielen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit getreten wie im abgelaufenen Jahre 1974; es sei allen Mitwirkenden an dieser Stelle herzlich dafür gedankt.

Viel Aufmerksamkeit fanden drei folkloristische Aufführungen im Meierhof des Freilichtmuseums in Detmold, die in Zusammenarbeit zwischen Museumsleitung und L. H. durchgeführt wurden. Einen Nachmittag zwischen 15 - 17 Uhr gestalteten die Bergfreunde Schling mit ihrer Laienspielschar (De Speckpannkeoken), dem Mandolinenorchester und der Tanzgruppe. Am zweiten Nachmittag sahen etwa 120 Menschen die Tanz- und Akkordeongruppe Erika aus Augustdorf auf der Bühne, dazu kamen die plattdeutschen Frünne Augustdorf mit ernsten und heiteren Vorträgen. Am dritten Nachmittag waren die Tanz- und Trachtengruppe Belle und die plattdeutschen Frünne aus Lemgo die Gastgeber. Der Nachwuchs der Beller Gruppe wurde von einer 30 köpfigen Kindertanzgruppe präsentiert. Zur Unterstützung war das Mandolinenorchester Schling mit von der Partie. Rückblickend darf gesagt werden, daß die Veranstaltungsreihe beim Publikum „gut angekommen ist." Aufgetretene Schwierigkeiten technischer Art: Beleuchtung, Bestuhlung, Verkauf von Eintrittskarten u. ä. müssen im nächsten Jahre behoben werden. Die Zahl der Aufführungen zwischen Mai und September 1975 soll auf 6 erweitert werden. Es muß auch überlegt werden, wie man an den Spieltagen den plattdeutschen Beitrag erweitern kann, der in diesem Jahre ein wenig zu kurz gekommen ist. Die plattdeutschen Gruppen seien also schon jetzt gebeten, in ihren Reihen Vorstellungen zu entwickeln, wie hier Abhilfe geschaffen werden kann. Vorgeschlagen werden kurze plattdeutsche Einakter, die belebend und auflockernd wirken.

Aufmerksamkeit und Dank verdienen in der Fachstelle die im lippischen Raum bestehenden Tanz- und Trachtengruppen. An der Hauptversammlung des Lippischen Heimatbundes in Schlangen haben wohl alle Gruppen mitgewirkt, einige auch an den Heimattagen in Blomberg, obwohl die Mitwirkung des Westdeutschen Fernsehens durch Zeitdruck einige Gruppen zu kurz kommen ließ. Daß die Tanz- und Trachtengruppen voll beschäftigt und in Anspruch genommen werden, mag stellvertretend für alle die junge Gruppe Erika, Augustdorf zeigen, die außer im lippischen Raum (11 mal) auch beim Michaelistreffen in Lippinghausen viele Besucher erfreute. Das internationale Treffen europäischer Tanzgruppen im August in Schwalenberg läßt den Gedanken auftreten, ob unsere lippischen Tanzgruppen nicht Kontakt aufnehmen könnten mit einigen bei uns bestehenden Tanzgruppen der hier weilenden Gastarbeiter. Der in Lage bestehende Ökumenische Arbeitskreis unter der Leitung von Herrn Pastor Martin Hankemeier, 4937 Lage, Drosteweg 1, könnte evtl. Wege aufzeigen. Schwierigkeiten, die in der Fluktuation solcher Gruppen liegen, sind gewiß da. Außer in Lage bestehen auch in Lemgo eine türkische Kindergruppe, eine griechische und brasilianische Tanzgruppe.

PLATTDEUTSCHE SPRACHPFLEGE

Wir lassen hier ein Verzeichnis der Arbeitsgruppen folgen, um die Möglichkeiten eines Anschlusses an solche Vereinigungen aufzuzeigen.

1. Augustdorf: Hermann Heistermann, 4936 Augustdorf, Waldstraße 164,

Tel. 05237/159. Versammlung Heidekrug, jeden 1. Sonntag im 2., 4., 6., 8., 10., 12. Monat um 16 Uhr.

2. Brake bei Lemgo: Heinrich Klemme, 492 Brake/Lemgo, Wiembecker Str. 19, Tel. 05261/8319. Versammlung jeden 2. Montag im Monat um 20 Uhr im Gemeindehaus.

3. Plattduitske Vereun Detmold: Karl-Heinz Schröder, 493 Detmold, Burkhardweg 17, telefonisch erreichbar über Landesmuseum Detmold, Tel. 05231/25232.

   Geschäftsführer: Aug. Stock, 493 Detmold, Memelstr. 1, Tel. 05231/28712. Versammlung jeden letzten Dienstag im Monat um 20 Uhr bei Weinhorst, Detmold, Wehrenhagenstraße.

4. Lage: Wilhelm Nebel, 4937 Lage-Waddenhausen, Vogelsang 20, Tel. 05232/4233. Versammlung jeden letzten Montag im Monat im Café Spellmeier, Lage, Lange Straße um 20 Uhr.

5. Lemgo: Gustav Homeier, 492 Lemgo, Heustraße 42, Tel. 05261/3964. Versammlung jeden 3. Donnerstag im Monat bei Deppermann, Lemgo, Schuhstraße um 20 Uhr.

6. Schling/Heiligenkirchen: Detmold 14, Frau Erika Detert, Detmold, Denkmalsweg 88, Tel. 05231/48150. Übungsabend der Laienspielschar im Bergheim, jeden Donnerstag um 20 Uhr.

7. Schlangen: Ernst Klaas, 4797 Schlangen, Detmolder Str. 15, Tel. 05252/7320. Versammlung jeden letzten Montag im Monat Gasthof „Zur Rose“ um 20 Uhr.

8. Schötmar/Ehrsen: Wilhelm Linnemann, 4902 Bad Salzuflen, Riestestraße 45, Versammlung jeden 3. Montag im Monat, im Sporthaus an der Wasserfuhr in Schötmar um 20 Uhr.

Am 4. 10. 1974 versammelten sich von 19 geladenen Gästen 16 im Hotel „Fürst Leopold“ in Detmold zu einer Gesamttagung der plattdeutschen Gruppen. Aus den zum größten Teil im lippischen Platt vorgetragenen Tätigkeitsberichten war zu entnehmen, daß in allen örtlichen Gruppen ein reges Interesse besteht, die alte Mundart zu pflegen und wieder zu beleben. Die Teilnehmerzahl schwankt je nach Thema des Abends, ist aber generell gesehen konstant. Bei den schon länger bestehenden Gruppen ist ein treuer Besucherstamm zu verzeichnen. Frauen sind im allgemeinen in der Mehrzahl, wenngleich sie sich am Vortrag weniger beteiligen, doch das ist örtlich verschieden. Auf einen ersten ernsten Teil des Abends, meist einem heimischen Schriftsteller und Dichter gewidmet, folgt dann immer noch etwas leichtere Kost. Jede Gruppe hat einen festen Versammlungsraum: Gaststätte, Vereinshaus, Sporthaus.

Da die Entfernungen zu den Versammlungsstätten, namentlich im ländlichen Bereich, oft sehr weit sind, die Verkehrsverbindungen schlecht, gehen die Gruppen mit gemieteten Bussen (namentlich Lage und Lemgo) auf die Dörfer und veranstalten „Plattdeutsche Abende“ mit mehr oder auch weniger Erfolg. Hier bietet sich dann auch Gelegenheit, die beim Heimatbund in Detmold bereitgestellte lippische plattdeutsche Literatur anzubieten und zu verkaufen, um so auf dem Umwege über das Lesen wieder zum Sprechen und Vorlesen anzuregen.

Gegenseitige Gruppenbesuche sind im letzten Jahr häufiger geworden und haben wertvolle Anregungen gebracht. In diesem Zusammenhang wurde von allen Teilnehmern der Tagung gewünscht, daß in Zukunft mindestens zweimal jährlich eine Gesamttagung stattfinden möge.

Aus den Berichten wurde auch klar, daß die plattduitsken Frünne sich sehr rege an den heimatlichen Wanderungen der örtlichen Vereine des Lippischen Heimatbundes beteiligen, man möchte fast sagen, das Rückgrat darstellen. Das wurde besonders deutlich bei der Vorbereitung zur 700-

Jahr-Feier der Stadt Lage, die plattdeutsche Gruppe ergriff die Initiative zum „Tichlerwagen", der im Umzug sowohl in Lage als auch in Blomberg viel Beifall fand und mit seinem Appell: „Wui kürt näo olle Platt" zur Nachahmung aufrief.

Mit großem Bedauern stellte die Versammlung fest, daß seit dem Tode von Hennak Hanke im April 1968 das plattdeutsche Laienspiel fast ganz zu verschwinden scheint. Im außerlippischen Raum ist das Gott sei Dank noch nicht der Fall, wie das die Spiele auf der Kahlen Wart im Wiehengebirge und Lippinghausen zeigen. Viel Dank verdient daher die plattdeutsche Spielschar der Bergfreunde Schling, die immer noch, trotz nicht unerheblicher Schwierigkeiten, unermüdlich am Werke ist, das Laienspiel zu gestalten. Mit „De Student van Münster" haben sie in Detmold, Berlebeck, Lage und im außerlippischen Raum viel Beifall gefunden. Der Eröffnungsabend „20 Jahre Bergfreunde Schling" brachte die Komödie „Schicksal dreihe dui", ein Stück, das sicherlich durch Kürzung noch bühnenwirksamer gestaltet werden kann und viele Freunde des Plattdeutschen begeistern wird.

PLATTDEUTSCHE LITERATUR

Der Plattdeutschen Gruppe Brake gebührt Anerkennung für die Anregung, das längst vergriffene und oft gefragte Buch: „Hanken Jüsken" neu aufzulegen. Der Verlag F. L. Wagner, Lemgo, hat der ersten Auflage von 1959 eine zweite unveränderte Auflage 1974 folgen lassen. Der Initiative der Braker Gruppe ist es auch zu verdanken, daß durch Vorbestellungen, auch außerhalb Lippes, in kurzer Zeit etwa 400 Exemplare abgesetzt werden konnten. Der Lippische Heimatbund bietet für seine Mitglieder das Buch für 6,50 DM an, es eignet sich, wie auch die übrige Literatur, zu Geschenkzwecken.

Auch Fritz Platenau: „Erinnerungen, Brauchtum und bäuerliche Arbeitsmethoden im Lipperland, Detmold 1973" wird, obwohl hochdeutsch geschrieben, viel verkauft. Der Lippische Heimatbund hält auch die Bücher von Frittken Schemmel: „De vamuckten Fleugen" und „Pickerts Kotten" für 3,50 DM bzw. 4,00 DM zum Kauf bereit.

BLICK ÜBER DIE EHEMALS GELB-ROTEN GRENZEN

Etwa 100 lippische plattdeutsche Frünne waren beim Michaelistreffen in Lippinghausen zu Gast. Man war beeindruckt von der plattdeutschen Predigt und dem plattdeutschen Laienspiel. Ob so etwas in Lippe nicht auch mal möglich sein sollte? Beim Vorlese- oder besser beim Erzählerwettbewerb waren die Lipper mit 4 Personen = 50% beteiligt, Karl Brüggemann vom Plattduitsken Vereun Deppelt wurde mit einem zweiten Preis geehrt, und August Stock vom gleichen Verein erhielt für seine jahrelange unermüdliche Arbeit für die Erhaltung der Mundart die „Goldene Kornähre".

Zu der plattdeutschen Gruppe im Historischen Verein Bielefeld hat die Fachstelle Verbindung aufgenommen und war besonders beeindruckt von einer plattdeutschen Erntedankfeier. In der Tagung am 4. 10. in Detmold wurde der Plan erwogen, etwas ähnliches bei günstigen Voraussetzungen im Raum Lage-Detmold-Lemgo auf einem bewirtschafteten Bauernhof mit großer Deele zu gestalten.

PRESSE UND WERBUNG

Es darf erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Zusammenarbeit mit der lokalen Presse im allgemeinen gut ist, wenngleich immer noch Wünsche offen bleiben.

Die plattdeutschen Beiträge zum Wochenende können werbend wirken, wenn sie im Familienkreise von Kundigen vorgelesen werden. Es ist neuerdings zu bemerken, daß in diesen Beiträgen nicht nur Döntkens aus der Vergangenheit geboten

werden. Auch die Gegenwart mit ihren Problemen kann ernst und humorvoll vorgetragen werden. Also, Meister der Feder und des Plattdeutschen ans Werk!

Die bereits für 1974 vorgesehene Schallplatte „Lippische Meistererzähler" (eine Gemeinschaftsleistung zwischen Kreissparkassen und Heimatbund) kommt hoffentlich 1975 zur Herausgabe.

Belebend für die Mundart wäre es auch, wenn ein kleines Notenheft mit plattdeutschen Liedern entstehen würde, wie ein ähnliches schon vor vielen Jahren vorhanden war.

Um vor allem die Jugend wieder für die heimatliche Mundart zu gewinnen, nahm die Fachstelle Verbindung mit der Lippischen Landjugend auf. Ein erster Versuch mit der Landjugend West (Bereich etwa von Wüsten bis Oerlinghausen) verlief ermutigend. Die etwa 35 Teilnehmer hörten interessiert und aufmerksam ernste und heitere Erzählungen von Fr. Schemmel, Hennak Hanke, Hanken Jüsken, Heinrich Wienke und Fr. Platenau, dargeboten von drei Vertretern der Plattdeutschen Gruppen Schötmar und Lage. Diese Arbeit soll in ähnlicher Art auch mit den anderen Gruppen der Lipp. Landjugend fortgesetzt werden. Die Fachstelle hofft, aus den Kreisen der Landjugend neue Freunde zu gewinnen, die auch das Laienspiel wieder erneuern und beleben können. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß auf unseren Bauernhöfen wohl nur noch die älteren Menschen Platt sprechen, die Jugend versteht es allenfalls noch.

SCHLUSS

Aus den vorstehenden Ausführungen mag in etwa deutlich geworden sein, daß die Fachstelle für Volkstumpflege im Lippischen Heimatbund bemüht ist, das alte Kulturgut: Lied, Tanz und Wort zu pflegen. Es bedarf aber der Anstrengung vieler Mitglieder, immer wieder zu versuchen, für die plattdeutsche Mundart neue Freunde zu gewinnen.

Wenn der Heimatbund in seiner Zeitschrift „Heimatland Lippe" in Zukunft dem Plattdeutschen mehr Raum widmen will und wird, dann dürfte damit auch erreicht werden, was Heinrich Wienke in die Worte gefaßt hat:

„Wenn auk an iusen Pösten
de Tuit teo nagen schinnt,
et sorget doch de Besten,
datt wui nau nich de Lesten,
— de Ollerlesten — sind."

Nowers, helpt olle met, jeuder up suine Ort, packt wacker in de Speiken, datt de Wagen wedder foiern kann! Wui briukt us iuser Arbeut nich teo schemen.

Wilhelm Nebel

Fachstelle für Baugestaltung und Landschaftspflege

Die Fachstelle wird getrennt für die beiden ehemaligen Kreise Detmold und Lemgo geführt. Als Nachfolger für den verstorbenen Regierungsbaurat Walter Engels, Lemgo, ist jetzt Herr Architekt Horst Höfing, Lemgo-Brake, für den Bereich des ehemaligen Kreises Lemgo tätig. Für den Bereich des ehemaligen Kreises Detmold ist Herr Regierungsbaumeister Dipl.-Ing. Helffried Prollius zuständig.

Die Fachstelle hatte sich im Schwerpunkt mit der Stellungnahme zu Bebauungsplänen der Städte Detmold und Lemgo zu befassen, die dem Heimatbund in seiner Eigenschaft als Träger öffentlicher Belange von diesen beiden Städten regelmäßig zugeleitet werden.

Darüber hinaus wurden die Altstadtsanierungsarbeiten in Detmold und Lemgo kontrollierend begleitet. Dabei wurde eine Zusammenarbeit mit den in beiden Städten entstandenen Bürgerinitiativen eingeleitet. In diesem Zusammenhang haben die Ortsvereine Detmold und Lemgo im Lippischen

Heimatbund in engem Kontakt mit den Fachstellen Vorträge und Studienreisen durchgeführt, die sich mit diesen speziellen Fragen befaßten. Dieses hat zu einer erfreulichen Verstärkung des Kontaktes mit den Bürgerinitiativen geführt.

Die Presse hat laufend ausführlich hierüber berichtet.

Die Fachstelle hat ebenso engen Kontakt mit den Naturschutzbehörden und dem Denkmalspflegeamt in Münster gehalten, um in konkreten Fällen, besonders in Lemgo, beratend mitwirken zu können.

Ferner hat die Fachstelle den Lippischen Heimatbund in der Landesplanungsgemeinschaft Westfalen vertreten, letzte Mitgliederversammlung am 10. Dez. 1974 in Münster.

Für die Zukunft wird die Fachstelle begleitend mitwirken bei der Inventarisierung der Fachwerkhäuser der Großgemeinde Lemgo. H. Prollius

Landschaftsplan für die Senne — Sandabbau in Oerlinghausen

(Bericht der „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz der Senne im Westfälischen und Lippischen Heimatbund")

Nachdem wir vor ungefähr einem Jahr dem Regierungspräsidenten ein Schreiben übergeben hatten, in dem die Aufstellung eines Landschaftsplanes für die Senne angeregt worden war, und eine Liste mit rd. 5 000 zustimmenden Unterschriften beigefügt hatten, zeichnet sich nunmehr ein Erfolg unserer Bemühungen ab.

Der Regierungspräsident teilte uns bereits im Frühjahr mit, daß er die angeregte Gesamtplanung für wünschenswert halte, die Art ihrer Durchführung und ihre Finanzierung aber noch überlegt werden müsse.

Inzwischen haben wir erfahren, daß die Landesplanungsgemeinschaft mit der Erstellung des Planes beauftragt worden ist. Es bestehen also nunmehr begründete Hoffnungen, daß es endlich zu einer umfassenden Planung für die Senne kommt.

Bis dahin aber muß alles versucht werden, die Landschaftsschäden so gering zu halten wie eben möglich. Nicht zuletzt ist es der Druck der Industrie, der große Teile dieser Landschaft gefährdet. Nachstehend seien hierfür einige Beispiele genannt, mit denen sich unsere Arbeitsgemeinschaft im Laufe des Jahres befaßt hat:

1. SANDABBAU IN DER OERLINGHAUSER SENNE

Seit vielen Jahren schon ist der Sandabbau in diesem Gebiet ein Ärgernis für die Anwohner wie auch für die Erholungsuchenden. Als nun im Herbst d. J. die Hanielsche Forstverwaltung (Gut Wistinghausen) einem Sandgrubenbesitzer eine größere Fläche für die Sandausbeute zur Verfügung stellen wollte, bildete sich spontan eine Bürgerinitiative in der Oerlinghauser Südstadt, um diese Gefahr abzuwehren. Auch wir haben uns sofort in einem Schreiben an den Regierungspräsidenten energisch gegen jegliche weitere Sandausbeute im Bereich der Oerlinghauser und der Wistinghauser Senne ausgesprochen, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Die Senneflächen im Gebiet der Stadt Oerlinghausen sind im Laufe der letzten 20 Jahre in immer stärkerem Maße beansprucht worden. Sehr verschiedene Formen der Nutzung haben bereits große Teile der früher intakten Landschaft weitgehend zerstört.

b) Besonders die Einwohner der Südstadt werden von dem großflächigen Sandabbau in unerträglicher Weise belästigt.

c) Der mächtige Sander zwischen dem Hellweg und den Barkhauser Bergen, der für viele seltene Tierarten ein letztes Refugium darstellt, würde völlig zerstört. Große Erosionsschäden wären zu befürchten.

In der Oerlinghauser Senne (Foto: K. Rohlfs)



d) Die noch mögliche teilweise Erhaltung der Sennelandschaft, die durch den Landschaftsplan gewährleistet werden soll, würde durch neue Eingriffe erheblich erschwert.

e) Forderungen des Militärs nach Ausweitung des Übungsgeländes könnten dann in Zukunft kaum zurückgewiesen werden.

Wir haben schon 1972 die Aufnahme der Sandausbeute in der Oerlinghauser Senne in den Landes-Katalog der Landschaftsschäden beantragt und wiederholt angeregt, den nördlichen Teil der Oerlinghauser Senne unter Naturschutz zu stellen. Auch der Naturwissenschaftliche Verein und der Bund für Vogelschutz (beide in Bielefeld) haben sich an den Regierungspräsidenten gewandt und einen umfassenden Schutz für dieses Gebiet gefordert.

2. GRABHÜGELHEIDE IN OESTERHOLZ:

Der neue Bebauungsplan-Entwurf der Gemeinde Schlangen ermöglicht leider nach wie vor eine Erweiterung der Fabrik, sieht andererseits aber den Schutz der übrigen Flächen dieses Gebietes vor. Wir begrüßen es, daß ein Teil unserer Anregungen berücksichtigt worden ist; vor allem sind Teile des Gebietes als Heideflächen ausgewiesen worden. In einer erneuten Stellungnahme haben wir noch besonders angeregt, die Ginsterbüsche, die Bauflächen zum Opfer fallen sollten, rechtzeitig in die vorgesehenen Heideflächen zu versetzen. Auch sollten die Straßen und Wege in dem Gebiet gesperrt werden, um Grabhügel, Bodenformen und seltene Pflanzen besser schützen zu können.

3. EBSLOHER BRUCH IN SENNESTADT:

In Sennestadt südwestlich von Dalbke liegt zwischen der B 68 und der Eisenbahnlinie noch ein ziemlich gut erhaltenes Bruchgebiet mit zum Teil selten gewordenen Pflanzenarten, das sogenannte Ebsloher Bruch. Der Flächennutzungsplan-Vorentwurf der Stadt Bielefeld weist dieses Gebiet zwar als Waldfläche aus, doch gibt es Bestrebungen (leider auch gerade in Sennestadt selbst!), hier Industrie anzusiedeln. Das wäre umso bedauerlicher, da sonst im Bereich der Sennestadt kaum noch eine ursprüngliche Vegetation vorhanden ist.

Zwar liegt das Ebsloher Bruch verkehrsgünstig an der Bahnlinie; andererseits aber befinden sich bereits große Industrieflächen südöstlich und nordwestlich von diesem Gebiet, und es wäre nur wünschenswert, wenn wenigstens an dieser Stelle noch ein Grünzug von der Bahnlinie bis zum Teutoburger Wald erhalten bliebe. Hierfür will sich auch die Aktion „pro grün" einsetzen.

Kurt Rohlfs

Umschau im Lipperland

Zum Bauernkamp, einem beliebten Ausflugsziel zwischen Schlangen und Veldrom gelangte man in den guten alten Zeiten sowohl von Schlangen als auch von Veldrom aus nur über einen alten Feldweg. Dieser ist stückweise inzwischen ausgebaut worden. Im Bereich der früheren Gemeinde Veldrom geschah dies im Zuge des Flurbereinigungsverfahrens. Auf Betreiben der Naturschutzstelle des früheren Kreises Detmold war vorgesehen, den alten Hohlweg, der nach Veldrom herunterführte, als Vogelschutzgehölz zu erhalten. Wie die Flurbereinigungsbehörde jetzt mitteilt, ist diesem Wunsche entsprochen worden und eine weitere Anpflanzung soll im Frühjahr 1975 erfolgen. Die Eintragung als Vogelschutzgehölz wird nach Abschluß des Flurbereinigungsverfahrens erfolgen.

Wir freuen uns, daß die zuständigen Behörden hier den Wünschen des Naturschutzes, insbesondere des Vogelschutzes, entsprochen haben.

Hans Winter

Öllern kürt plattduitsk met juwen Kinnern!

So soll die neue Parole lauten, mit der wir zur Pflege unseres Plattdeutschen aufrufen wollen. Die vor einem Jahr ausgegebene Losung: „Nobers kürt plattduitsk meteunanner!" hat guten Anklang gefunden. Es stehen noch einige Aufkleber mit dieser Aufforderung in der Geschäftsstelle zur Verfügung. Wer diesen Aufkleber an seinem Wagen angebracht hatte, konnte immer wieder freudigen Zuruf in unseren Dörfern in Lippe erleben.

Aber entscheidend für die Erhaltung des Plattdeutschen ist, daß unsere Kinder es nicht nur verstehen, sondern auch selbst sprechen lernen. Das aber gelingt nicht mit Büchern, sondern nur einzig und allein durch die Sprache selbst. Man staunt, wieviel Lipper im Alter von 30 und 40 Jahren es doch noch gibt, die Plattdeutsch sprechen können. Diese Generation ist also berufen, zusammen mit den Älteren unseren Kindern Plattdeutsch beizubringen. Unseren Kindern wird damit ein Schatz anvertraut, dessen Bedeutung sie vielleicht gleich noch nicht begreifen können. Aber wie sie Englisch oder Latein heute an den Schulen lernen, so können wir ihnen ohne Schule eine weitere Sprache vermitteln, deren Innigkeit und Ausdrucksvermögen als eine echte Bereicherung erkannt ist und um die man sich einige kostenlose Mühe machen sollte. Unsere Kinder werden es uns später gewiß danken.

Gelb-rote Plakate im Format 21 x 15 cm mit der Aufforderung „Öllern kürt plattduitsk met juwen Kinnern!" stehen in der Geschäftsstelle kostenlos zur Verfügung. Bitte helfen Sie mit, diese zu verteilen und in Geschäften usw. auszuhängen.

Hans Winter

Heimatkundliches Vortragswerk

des Lippischen Heimatbundes e. V.

Auch in diesem Jahre bietet der Lippische Heimatbund allen lippischen Gemeinden und den ihm angeschlossenen Vereinen sein Vortragswerk an. Redner und Vorträge sind aus nachstehender Liste zu ersehen.

Bei der Anforderung von Vorträgen sind folgende Richtlinien zu beachten:

1. Die Veranstalter haben für gute Bekanntmachung zu sorgen und einen geeigneten Raum zur Verfügung zu stellen. Es empfiehlt sich, zur Deckung der örtlich entstehenden Unkosten ein geringes Eintrittsgeld zu erheben.
2. Die Veranstalter setzen sich frühzeitig mit dem gewünschten Redner in Verbindung, vereinbaren mit ihm Thema, Ort und Zeit der Veranstaltung und teilen ihm mit, ob am Orte Bildwerfer und Leinwand zur Verfügung stehen.
3. Die getroffene Absprache melden die Veranstalter sogleich der Geschäftsstelle des Lippischen Heimatbundes, Detmold, Bismarckstraße 8. Erst mit ihrer schriftlichen Bestätigung an Veranstalter und Redner übernimmt der LHB die Bezahlung der Vortragenden.

   Allen dem Lippischen Heimatbund angeschlossenen Vereinen und Gemeinden kann einmal jährlich ein Vortrag kostenlos genehmigt werden. Ausnahmen von dieser Regelung sind nur für die Gemeinden und Vereine möglich, deren Jahresbeitrag 50,— DM und mehr beträgt.
4. In der Bekanntgabe durch Presse und Ortsanschlag ist mitzuteilen, daß die Veranstaltung in Verbindung mit dem Lippischen Heimatbund erfolgt.
5. Veranstaltende Vereine werden gebeten, auch Gäste einzuladen, damit auf jeden Fall ein guter Besuch der Veranstaltung gewährleistet ist.
6. Nach der Veranstaltung teilt der Veranstalter der Geschäftsstelle mit, wieviel Personen anwesend waren und welches Echo der Vortrag gefunden hat.
7. Es ist das Ziel des LHB, alle heimatverbundenen Menschen als Mitglieder oder Freunde zu gewinnen. Deshalb werden die Veranstalter gebeten, die von den Rednern mitgebrachten Heimat- und Werbeschriften an interessierte Besucher auszuteilen.
8. Für größere Veranstaltungen stehen die dem LHB angeschlossenen plattdeutschen Laienspielscharen Schling (Leiter: Erika Detert, 493 Detmold 14, Denkmalstr. 88) und Lemgo (Leiter: G. Homeier, Heustr. 42) zur Verfügung, außerdem die Tanzgruppe Erika, Augustdorf (Leiter: Helmut Salten, 4936 Augustdorf, Inselweg 3), die Trachtengruppe Belle (Leiter: Günter Delker, 4934 Horn-Bad Meinberg 1, Oberer Weg 11), die Bergfreunde Schling (Leiter: Hermann Oberhaus, 493 Detmold 17, Fichtenweg 10), die Trachtengilde Schwalenberg (Leiter: Reinhold Ehlert, 3284 Schieder-Schwalenberg 2, Marktstr. 3). Vereinbarungen sind mit den Leitern direkt zu treffen. Entstehende Unkosten müssen durch die Veranstaltung selbst aufgebracht werden.

VORTRAGSLISTE

(Zu fast allen Vorträgen werden Lichtbilder gezeigt)

1. Dr. Ebert, Detmold, Berliner Allee 39, Ruf 2 75 48:
   a) „Lippe und sein Landesverband“
   b) „Heimatbund und Fremdenverkehr“ (Kurzreferat)

2. Hermann Brenker, Herford, Gehrenberg 3, Ruf 30 58:
   „Lippe vor 150 Jahren und heute“

3. Otto Franzmeier, Detmold, Richthofenstr. 54:
   „Heimatliches in Poesie und Prosa aus meiner Feder“

4 Friedrich Höthker, Lemgo, Molinder Grasweg 23, Ruf 58 43:
   „Lippische Burgen und Schlösser“

5. Friedrich Hohenschwert, Detmold, Bismarckstraße 2, Ruf 2 52 32:

„Themen zur Vor- und Frühgeschichtsforforschung und Bodendenkmalspflege in Lippe“
(nach Vereinbarung)

6. Gustav Homeier, Lemgo, Heustraße 42, Ruf 48 33:

a) „Ernst und Sposs in lippischem Platt“
b) „Schemmels Fritken — Maler und Dichter (plattdeutsch mit Lichtbildern)

7. Dr. Hermann Kesting, Detmold 17, Rosenkamp 30, Ruf 8 87 77:

a) „Der Befreier Arminius“
b) „Die Varusschlacht nach dem Stand der neuesten Forschung“

8. Fritz Kerkhoff, Lage, Hindenburgstraße 23:

a) „Einheimische Orchideen und seltene Pflanzen“
b) „Die Orchideen unserer deutschen Heimat“
c) „Schwarzwild“, Begegnung und Beobachtung in den Jahreszeiten mit abschließenden kurzen Tonbandaufnahmen: Lautäußerungen der Sauen.

9. Oscar Meier, Detmold, Lilienthalstraße 14, Ruf 2 29 91:

a) „Friedhofs- und Denkmalsgestaltung, eine Aufgabe der Heimatpflege“
b) „Ist Naturschutz noch modern?“
c) „Streifzug durch das Lipperland“

10. Wilhelm Niewöhner, Detmold, Siegfriedstraße 58:

„Plattdeutscher Vortragsabend“

11. Friedrich Pahmeier, Lemgo, Leopoldstr. 11:

a) „Das Schloß Detmold und seine Baumeister“
b) „Lippische Bauern- und Bürgerhäuser“
c) „Das Steinmetzzeichen und seine Bedeutung für die Baumeister-Forschung“

12. Hellfried Prollius, Detmold, Palaisstr. 42 c, Ruf 2 57 77:

„Aktuelle städtebauliche Fragen im lippischen Raum“ (nach Vereinbarung)

13. Fritz Tiemann, Bad Salzuflen 5, Forsthaus Bexten:

a) „Vom Frühling bis zum Blättertanz“
b) „Verborgenes Leben in Wald und Flur“
c) „Aus der Wunderwelt der Natur“
d) „Stille Stunden im grünen Revier“
e) „Erlauscht und erlebt“
f) „Heimliche Gesellen vor der Kamera“
g) „Mit den Augen eines Jägers“
h) „Meine Freunde, die Tiere“

14. Willi Tiemann, Detmold 1, In den Hülsen 13, Ruf 57 90:

a) „Belauschte Natur“
b) „Bunte Tierwelt unserer Heimat“

15. Wolfgang Schäfer, Lage, Am Buchenwald 9, Ruf 27 48:

„Heimisches Wild in Lippe“

16. Friedrich Schäfer, Billerbeck, Starenweg 9, Ruf (0 52 33) 77 09 und
Herbert Wolf, Belle Nr. 12:

„Eine Reise durch das schöne Lipperland“

17. Wolfgang Wrenger, 4951 Möllbergen, Schierholzstraße 2:

„Mit der Vogelschar durch das ganze Jahr“

18. Harald Meierjohann, Detmold 14, Hohler Weg 12:

„Wanderfahrten durch Lippe“

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 2 63 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 4 800. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp 14.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

SEIT 1752

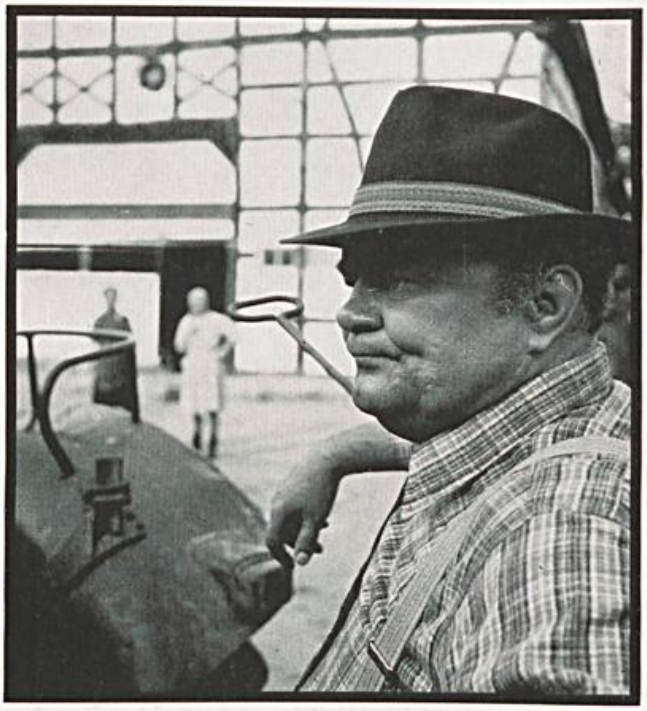
Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH

UM HAUS UND HOF

14teilige Serie, die sich mit den Problemen der modernen Landwirtschaft befaßt und Produktions- und Lebensbedingungen in landwirtschaftlichen Betrieben aufzeigt.





„Über uns Landwirte wird ja sowieso nichts gebracht – wer will schon arme Leute herzeigen! Und wenn sie einmal was im Fernsehen bringen, dann einen Musterhof oder einen dreckigen Bauern ... Die Arbeitsweise eines einzelnen Betriebsleiters, wie der kaufmännisch auf Draht sein muß, das wird nie dargestellt."
(Aus einem Interview)

Sendedaten:
6. Januar 1975, 18.05 Uhr und 19.20 Uhr
20. Januar 1975, 18.05 Uhr und 19.20 Uhr

Darsteller: Charlotte Asendorf, Iris Berben, Sonja Böckstiegel, Margot Leonard, Katharina Lopinski, Else Quecke, Hans-Helmut Dickow, Hans Grewolls, Georg Hartmann, Imo Heite, Josef Meinerzhagen u.v.a.

Regie:
Hanus Burger, Hartmut Griesmayr, Volker Vogeler

Kamera: Rudolf Blahacek und Josef Vilsmeier

Redaktion: Lisa Scheu

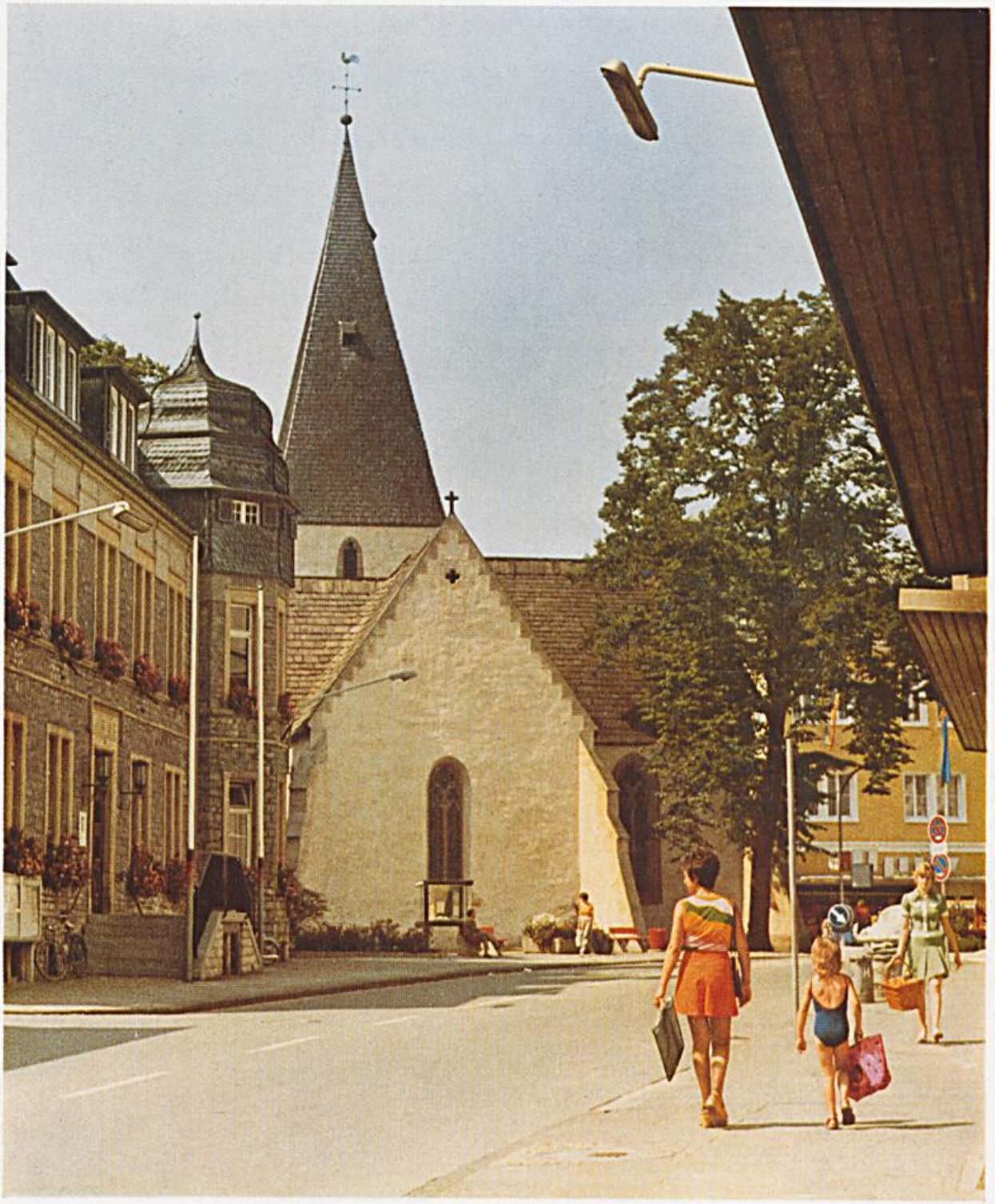
Produktion: Bavaria Atelier GmbH
im Auftrag des Westdeutschen Werbefernsehens





Heimatland Lippe

1 D 7185 F



68. JAHRGANG — NR. 2 VERLAGSORT DETMOLD MÄRZ/APRIL 1975

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

G. Wiesekopsieker: 700 Jahre Lage
Das Jubiläumsjahr 1974 — Rückblick und Ausblick . . . 41

A. W. Peter: Großgemeinde Lage — Lebensraum im Wandel . . 46

G. Peter: Der Wirtschaftsraum Lage — gestern, heute und morgen . 50

P. Schaller: Verkehr — Lage als lippischer Verkehrsknotenpunkt . 60

O. Echtermeyer: Lage — Zentrum der lippischen Landwirtschaft . 63

G. Bergmann: Schule und Bildung 69

K. Uekermann: 28 Jahre Volkshochschule der Stadt Lage . . . 73

Prof. Dipl.-Ing. Rexilius: Fachhochschule Lippe — Abteilung Lage
70 Jahre Ingenieurausbildung in Lage 76

R. Niebuhr: Die Kinder und die Senioren in der Stadt 79

K. Wedegärtner: Wie wir uns selber sehen! 83

J. Huppelsberg: Zwei Künstler in Lage 85

W. Nebel: Ernstes und Heiteres 88

L. Möller: Kirche und kirchliche Entwicklung in Lage 89

W. Kramer: Turnen und Sport in Lage 96

Dr.-Ing. W.-H. Müller: Stadt — Entwicklung — Planung —
Stadtentwicklungsplanung 99

Unser farbiges Umschlagbild zeigt das Rathaus und die Marktkirche zu Lage. Foto: Anke Wacker, Wülfrath.

Heimatland Lippe
DETMOLD
MÄRZ/APRIL 1975
NUMMER 2
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

700 Jahre Lage

Das Jubiläumsjahr 1974 — Rückblick und Ausblick

Von Günter Wiesekopsieker

Unsere lippischen Tageszeitungen haben bestätigt, was allgemein anerkannt wird und was unser Wunsch gewesen ist: 1974 wurde zu einem Jahr der Stadt Lage. In drei Festwochen und bei mehreren überörtlichen Einzelveranstaltungen machte die Stadt von sich reden. Die 700. Wiederkehr der erstmaligen urkundlichen Erwähnung des Namens Lage wurde festlich begangen.

Die erste Festwoche begann am 24. März 1974 mit einem ökumenischen Gottesdienst. Schon in der ältesten Urkunde mit dem Namen Lage wird von einem Pfarrer Jordan berichtet. Überhaupt hat die Geschichte unserer Stadt viel mit der Kirchengemeinde zu tun. Die Marktkirche wurde im Laufe der Jahrhunderte zu einer Wehrkirche ausgebaut. Das war notwendig; denn der Kreuzungspunkt der mittelalterlichen Handelswege Bremen-Frankfurt und Köln-Braunschweig-Magdeburg brachte nicht nur Vorteile, sondern durch die Heerscharen auch großes Leid: 1407 Eversteinsche Fehde mit Zerstörung der Burg Lage, 1447 Soester Fehde; 1623 Hussitteneinfall, Tillys Heerscharen räubern; 1625 erneute Plünderung, 1632 Brandschatzung durch Pappenheim; 1636 die Pest; 1648, am Ende des 30jährigen Krieges, hat Lage nur noch 112 Einwohner, mehr als die Hälfte war dahingerafft; 1675 Münstersche Invasion, 1679 Franzoseneinfall; 1756—63, 1806 und 1813 Durchmärsche und Truppenaufenthalte mit Kontributionen, jeweils Verarmung durch Zwangsbeitreibung.

Aber die Lagenser ließen sich nicht unterkriegen. Im Gegenteil. Schon im 16. Jahrhundert erwarben unsere Vorfahren im „Freien Weichbild zur Lage" manches Vorrecht nach dem Vorbild der Städte und 1791 wurde nach einem 25jährigen Prozeß die Gerichtsbarkeit erster Instanz gegen den Landesherrn erstritten. 1843 erhielt Lage die Stadtrechte. Bei dem Empfang im Rathaus aus Anlaß des 700. Jubiläumsjahres wußte Dr. Engelbert, Direktor des Staatsarchivs Detmold, noch so manche Story über die zanksüchtigen Lagenser zu berichten. Sie verweigerten z. B. dem Landesherrn die 5 Taler Hofgerichtssteuer und zahlten lieber 300 Taler Prozeßkosten.

Lage hat neben den kirchlichen Mittelpunkten Stapelage und Heiden schon früh eine zentrale Funktion gehabt — auch für Siedlungen wie Iggenhausen, Ottenhausen usw., die urkundlich bereits in der Zeit um 1000 erwähnt worden sind. Diese Zentralität ist stetig gewachsen. Sie fand ihren Abschluß bei der kommunalen Neugliederung 1970, als Lage mit den 14 umliegenden Gemeinden Ehrentrup, Müssen, Billinghausen, Hörste, Kachtenhausen, Ohrsen, Wissentrup, Pottenhausen, Waddenhausen, Hagen, Hardissen, Heßloh, Heiden und Hedderhagen zur neuen Stadt Lage mit jetzt 32 700 Einwohnern zusammengeschlossen wurde.



Der Festzug: Tausende säumten die Straßen *Foto: Beissenhirtz, Lage*

Der regionale Vertreter der Landesregierung, Regierungspräsident Ernst Graumann, bescheinigte dem lippischen Verkehrszentrum in seiner Festansprache eine Vielzahl erwähnenswerter Pluspunkte. Der Stadt Lage komme nunmehr als der viertgrößten Stadt des Lipperlandes mit einer vielseitigen und ausgewogenen Industrie eine gesunde eigenständige Bedeutung zu. Lage liege zudem in einer außerordentlich reizvollen Landschaft mit hohem Freizeitwert. Das habe mit der Anerkennung des Stadtteiles Hörste als Luftkurort durch die Landesregierung sichtbaren Ausdruck gefunden. Auch die „Tageserholungsanlage Werretal" im Nordwesten unserer Stadt (Pottenhausen/Waddenhausen) darf der wohlwollenden Unterstützung durch die Bezirksregierung sicher sein. Dem Regierungspräsidenten hat nach seinen Worten an Lage neben dem ehrgeizigen Aufstreben gefallen, daß es trotz der entfalteten Dynamik immer die traditionsbewußte, überschaubare und nicht in die Anonymität des Unpersönlichen hineingewachsene Stadt geblieben ist.

Möge das so bleiben! Mehr noch, möge das Zusammengehörigkeitsgefühl noch wachsen, so daß jeder einzelne Bürger in allen Stadtteilen diese Stadt als seine Stadt ansieht. Diesem Ziele jedenfalls dienten weitere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr.

Es wurde ein Festkomitee gebildet, daß sich zusammensetzte aus Vertretern aller Parteien und der Verwaltung, der Sport-, Kultur- und Jugendgruppen, der Schulen, der Industrie und des Handels sowie der Vereine und Gemeinschaften. Es stellte einen Querschnitt unserer Bevölkerung und unserer Statteile dar. Die Mehrzahl der Programme wurde von den Mitbürgern selbst gestaltet. Unvergessen sind die Senioren-Kaffeetafeln im März, wobei 2000 ältere Mitbürger aus allen Teilen unserer



Bundesinnenminister Prof. Dr. W. Maihofer als Ehrengast in Lage *Foto: Beissenhirtz, Lage*

Stadt an 4 Nachmittagen in der Turn- und Festhalle froh vereint waren. Unvergessen bleibt der 3,5 km lange Festzug mit über 50 Wagen und 30 Gruppen aus allen Stadtteilen, der in der 2. Festwoche im Juli mehr als 30 000 Menschen anlockte und den unser Ehrengast, Bundesinnenminister Prof. Dr. Maihofer, ein grandioses Ereignis nannte.

Unvergessen ist das Stadtfest, welches an drei Festtagen Tausende von Bürgern zum Festplatz an der Eichenallee lockte — jung und alt —, getreu der bewährten Goetheschen Losung: Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste! Mit dieser Wirkung durch „G E G", durch Geist, Einsatz und Geselligkeit, knüpft man an bewährte Lagenser Tradition an. In unserer Chronik ist vermerkt, „daß man in Lage schon immer Feste zu feiern verstand. Der für den Entwurf des Rathaus-Neubaues verantwortliche Detmolder Baurat Ferdinand Merckel weigerte sich, wenige Tage nach der Grundsteinlegung am 4. 9. 1863 abermals in Lage die Fahrt zu unterbrechen, weil das alkoholische Feuer gar zu sehr in seinen Adern getobt hätte."

Nach den Deutschen Military-Meisterschaften am Siekkrug, die von der Turniergemeinschaft unter Leitung des Herrn Friedel Breder in Anwesenheit vieler prominenter Ehrengäste (u. a. Staatssekretär Logemann vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten) vorbildlich ausgerichtet wurden, nach dem großen Jugend-Festival in der Turn- und Festhalle sowie nach weiteren erfolgreichen Veranstaltungen verschiedener Vereine wurde dann in der 3. Festwoche im Oktober 1974 das neue Schul-, Sport- und Kulturzentrum auf dem Werreanger eingeweiht.

Der 19. Oktober 1974, an dem das 28 Millionen-Objekt in Anwesenheit des stell-

vertretenden Ministerpräsidenten und Innenminister des Landes NRW sowie Präsidenten des Deutschen Sportbundes, Willi Weyer, offiziell seiner Bestimmung übergeben wurde, wird als einer der „großen Tage“ in die Geschichte unserer Stadt eingehen. Es gibt nämlich nicht viele Bauwerke und Anlagen, die für die Entfaltung des einzelnen Bürgers und für die kulturelle und wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung einer Stadt die Bedeutung haben, wie ein solches Zentrum. Von den 4000 Schulkindern unserer Stadt werden hier 1800 unterrichtet. In der verhältnismäßig kuzen Zeit von 2,5 Jahren wurden 80 Klassenräume, eine Aula (Kulturhalle) mit 600 Sitzplätzen, eine Sporthalle, ein Hallenbad mit Lehrschwimmbecken sowie die entsprechenden Sport-Außenanlagen geschaffen. Dieses Schul-, Sport-, Kultur- und Freizeitzentrum soll allen Bürgern in allen Teilen unserer Stadt Vorteile bringen, den Schülern und Lehrern, den Vereinen und Gemeinschaften sowie den Senioren bei den Altenveranstaltungen. Die Einrichtungen sollen am Vormittag, am Nachmittag und am Abend von den verschiedenen Gruppen genutzt werden. Das Zentrum soll Magnet sein und das Zusammengehörigkeitsgefühl in der neuen Stadt Lage zusätzlich stärken. Mit der Straße über den Werreanger wurde gleichzeitig ein wesentlicher Teil unseres städtischen Verkehrsringes fertig und die Innenstadt entlastet.

Wie Werden und Sterben, wie Aufstieg und Abstieg menschliches Schicksal ist, so haben auch Städte ihre Schicksale. Das kann man ebenfalls von unserer Stadt sagen. Zuerst Ackerbürgerstadt mit Spinnen und Weben, dann Armut wegen der mechanischen Webstühle, danach Aufschwung als Zieglerhauptstadt, so daß Hennak Hanke schrieb: „Lage! Welcher Wanderarbeiter kennt nicht diese Stadt! Aus allen Gauen des Vaterlandes kommen die Meister herbei und besuchen den Zieglermarkt. Ihr Ruf als Zieglerstadt dringt in alle Welt. In ihr wohnt der Fleiß und mit ihr sind die Ziegler verbunden. Aus der Enge der Gassen grüßt die alte Kirche am Markt, sieht stolz auf den Platz und die Menschen hernieder, als sei sie der Wächter. Der Zieglerberuf hat einen Mittelpunkt gefunden, und Du, kleine Stadt am Berge, bist stolz auf Deine Bestimmung, dankbar seit jenem Tage, da der erste Meister in den Stein meißelte: Zieglerhauptstadt Lage!“

Doch dann verlor unsere Stadt diese Bedeutung. In der Heimat entwickelten sich Gewerbebetriebe. Auch wir Lagenser haben inzwischen Anschluß an die allgemeine industrielle Entwicklung gefunden. Etwa 60 % unserer Erwerbstätigen sind in der Industrie beschäftigt, 35 % im tertiären Bereich des Handels, des Verkehrs und der Verwaltung und nur noch 5% in der Landwirtschaft. Geblieben aber ist unser sinnfälliges, traditionelles Wappenbild: das kantige, blaue Pflugeisen im goldenen Ährenfeld. Geblieben ist auch unsere in die Zukunft weisende Parole, die am Rathausturm eingemeißelt ist: Vorwärts! Bei alledem legen wir Wert auf gute Beziehungen zu unseren Nachbarstädten und Nachbargemeinden sowie zu den übergeordneten Gebietskörperschaften.

Die Stadt hat den ihr angemessenen Beitrag zu leisten für die in ihr lebenden Bürger. Sie hat den Ortsgeist, den genius loci, zu wecken und die Bereitschaft zum Dienst am Mitmenschen lebendig zu halten. So leistet sie über die Stadt hinaus einen Beitrag für Volk und Staat. Dieser Forderung versuchen wir gerecht zu werden. Lage ist nicht nur lippischer Verkehrsmittelpunkt sowie die Stadt der Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Veredelung, Lage ist nicht nur die Stadt des Technikums (heute eine Abteilung der Fachhochschule Lippe), Lage ist auch die Stadt der Turner und Sportler, des fröhlichen Gemeinschaftslebens schlechthin. Hier haben nach dem 2. Weltkrieg mehrere Tausend Vertriebene und Flüchtlinge eine echte zweite Heimat gefunden, und hier fühlen sich mit 32 700 Einwohnern auch über 1500 ausländische Mitbürger wohl.

Lage soll eine menschliche Stadt sein. Wir machen Kommunalpolitik in erster Linie für die jungen und die alten Mitbürger, und zwar in allen Stadtteilen gleichermaßen. Kindergärten und Schulen stehen ebenso im Vordergrund wie die Altenbetreuung. Für die werktätige Bevölkerung werden wir weitere Voraussetzungen für Wohnen, Arbeiten und Erholen schaffen. Wir haben uns erfolgreich bemüht und wir bemühen uns weiter um Bauland (Müssen/Billinghausen, Kachtenhausen, Heiden, Stadtkern) und Industrieflächen (Lage-Ost, Heiden/Heßloh, Lage-West, Kachtenhausen). Dazu kommt die Weiterentwicklung der Einkaufsmöglichkeiten, der Erholungsmöglichkeiten (Hörste, Pottenhausen/Waddenhausen) und des Umweltschutzes in Form der neuen Kläranlage und der Müllbeseitigung (Kompostwerk Lemgo). Mit dem Bau der Hochstraße über die Bahn an der Lemgoer Straße soll in diesem Jahre begonnen werden. Damit verschwindet ein weiterer Minuspunkt in unserer Bilanz. Die dynamische Entwicklung unserer Stadt wird sich fortsetzen.

Natürlich werden auch künftig Wünsche offenbleiben — im kleinen wie im großen. Einzelne Forderungen nach Straßenbeleuchtungen, Kanal- und Straßenbaumaßnahmen können oftmals leider nicht erfüllt werden. Es ist bisweilen schwer, von seiten der Bürger dafür Verständnis aufzubringen; denn jeder sieht sein Anliegen als dringend an. Große Sorge macht uns, daß an vielen Verbindungsstraßen zu den Stadtteilen die Rad- und Fußwege fehlen. Wir werden deshalb auch nicht müde, uns bei den zuständigen übergeordneten Stellen für den Ausbau dieser Wege einzusetzen. In diesem Jahre soll die Straße nach Hagen an der Reihe sein. Im übrigen, da die Grenze der Leistungskraft unserer Stadt erreicht ist, kommt es mehr denn je darauf an, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Wir unterstützen die Bemühungen der mehr als 100 Vereine und Gemeinschaften in unserer Stadt; denn sie sorgen für menschliche Kontakte, für Freizeitgestaltung, für Lebensfreude und Zufriedenheit. Das ist besonders wichtig für die einzelnen Stadtteile (ehemalige Gemeinden), weil dort seit 1970 die motorische Kraft des früheren Gemeinderates fehlt. Ich möchte in diesem Zusammenhang allen Verantwortlichen Dank und Anerkennung sagen für ihren Einsatz im Dienste des Nächsten, möchte allen Bürgern danken für ihr Interesse am festlichen Geschehen im Jubiläumsjahr, möchte sie aber auch ermuntern zu weiterer ehrenamtlicher Tätigkeit — ganz gleich, ob diese an vorderster Stelle oder in aller Stille geleistet wird.

Wenn man Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Stadt als kontinuierlichen Prozeß betrachtet, dann kann man mit der Entwicklung sicherlich zufrieden sein. Und was unser Jubiläumsjahr 1974 angeht, so möchte ich einem bekannten Mitbürger Recht geben, der in einer Versammlung meinte: „Die Lagenser sind stolz auf ihren Festzug, sind stolz auf ihren Werreanger, sind stolz auf ihre Stadt!".

So hoffen wir denn, daß wir das Jubiläumsjahr richtig genutzt haben für eine weitere dynamische Entwicklung unserer Heimatstadt in der Zukunft und daß wir vor den künftigen Geschlechtern und der Geschichte bestehen können. Auch dazu noch eine Stimme aus der Mitte unserer Bürger. In dem Gedicht einer älteren Mitbürgerin aus Heiden bei einer der Altenveranstaltungen des Festjahres hieß es zum Schluß:

„Lod't us jümmer tesammenstohn,
dann wärdt de Stadt nich unnergohn.
Loge boben!"

Großgemeinde Lage — Lebensraum im Wandel

Von August Wilhelm Peter

GESCHICHTSBEWUSSTSEIN ALS LEBENSHILFE

Im Jahre 1274 begegnet uns der Name Lage zum erstenmal in einer geschriebenen Urkunde: Lage tritt uns damals schon als zentraler Kirchort eines Kirchspiels entgegen. 700 Jahre später wird das Schul-, Kultur- und Sportzentrum Werreanger der Großgemeinde Lage eingeweiht: ein Akt von symbolischer Bedeutung im Rahmen einer Reihe festlicher Veranstaltungen. Ein aktuelles Ereignis wird mit einer weit zurückliegenden historischen Begebenheit konfrontiert, eine historische Dimension wird offensichtlich und geht in das Bewußtsein der Feiernden ein, der Akteure und der Zuschauenden.

Dieser Akt der Bewußtseinsbildung war geplant; er wurde getragen von der Aktion der Bürger — seien es Ratsherren oder Beamte, Mitglieder der zahlreichen Vereine aus den verschiedenen Ortsteilen, Schüler und Lehrer oder auch Gäste von außerhalb — , und fand seine Erfüllung in der festlichen Gestimmtheit, ja Begeisterung der Teilnehmer. Der Zusammenhang gegenwärtigen Geschehens mit der Vergangenheit wurde erlebt, Geschichte als Bewegung zu neuen Lebensformen erfahren. Ein solches Geschichtsbewußtsein aber ist eine Kraft, die uns hilft, die Aufgaben und Probleme unserer Zeit in unserem Lebensraum nach dem Maße des Menschen zu gestalten.

DER NAME LAGE — EINE RÄUMLICHE UND HISTORISCHE KLAMMER

Der Detmolder Archivrat Knoch vertrat die Ansicht (1783), daß das Gebiet der alten Vogtei Lage zwischen Stapelage und Lage, das in seiner Längserstreckung vom Retlager Bach durchflossen wird, auf einen besonderen „Pagum“ (Gau oder Go) zurückgeht, der den Namen „Lagau“ getragen habe.

Es ist allerdings auffällig, daß sich in diesem Gebiet die Lage-Namen häufen, während sie sonst im lippischen Bereich selten sind. Zweifellos paßt auch der Begriffsgehalt des alten Flur- und Gebietsnamens Lage auf den angedeuteten Raum: Er fixiert eine niedriggelegene freie Fläche zwischen Wäldern. Dieser Name wurde später auf den sich entwickelnden zentralen Ort übertragen und eingeengt, während im Zuge dieser Entwicklung Stapelage als ein Ort mit einem älteren Gericht („Stapel“) benannt wurde. Durch den Namen „Lage“ werden auch die topographischen Verhältnisse des alten Zentralortes sinnfällig gemacht: Die Gemarkung bildet eine halbkreisförmige Siedlungskammer mit flachem Boden zur Werre hin und mit randlichen Höhen an der Ostseite. „Die Kirchspielleute, die auf den Kirchenwegen über den Pecken aus Pivitsheide, über das Rott aus Müssen, über den Stadenhauser Berg aus Wissentrup, Ehlenbruch und Breitenheide, über die Windheide aus Ohrsen und über den Lager Berg aus Waddenhausen und Hagen herankamen, werden diese Tallage immer wieder als besonders einprägsames Landschaftserlebnis empfunden haben, wenn sie von den randlichen Höhen in das Werretal ‚nach der Lage‘ hinunterzogen.“

WACHSENDE ZENTRALITÄT BLICK AUF DIE GROSSGEMEINDE

Im Jahre 1970 wurde aus der Stadt Lage und den politischen Gemeinden Billinghausen, Ehrentrup, Hagen, Hardissen, Hedderhagen, Heiden, Heßloh, Hörste, Kachtenhausen, Müssen, Ohrsen, Pottenhausen, Waddenhausen und Wissentrup die

städtische Großgemeinde Lage gebildet. Sie wird umfaßt von weiteren Großgemeinden des Kreises Lippe: an der Westseite von Oerlinghausen und Leopoldshöhe, im Norden von Bad Salzuflen, an der Ostseite von Lemgo und im Süden von Augustdorf und Detmold. Das Kartenbild zeigt eine rundliche Form, die im Südwesten im Gebiet des Teutoburger Waldes weiter ausgreift. Das Stadtgebiet umfaßt 76,07 qkm und hatte am 31. 12. 1972 32 055 Einwohner. Der Ortskern weist eine zentrale Lage auf: Er liegt im Schnittpunkt der Bundesstraßen 66 (Bielefeld — Lage — Barntrup) und 239 (Herford — Lage — Detmold) sowie der Bundesbahnlinien Bielefeld-Hameln und Herford-Altenbeken und ist damit die Mitte eines Verkehrskreuzes von überörtlicher Bedeutung. Er liegt zudem an der Werre, die sämtliche fließenden Gewässer der Großgemeinde einzieht, zugleich aber das Stadtgebiet in eine westliche und eine östliche Hälfte gliedert.

Die Nordsüd-Erstreckung des Stadtgebietes von der Bega unterhalb Lieme bis zur Augustdorfer Gemarkungsgrenze am Sennerande beträgt 12 km, die Westost-Erstreckung zwischen dem Haferbach bei Helpup und dem Rotenberg östlich von Heiden etwa 10 km. Der Ortskern ist etwa 5,5 km von der Mitte des extrem gelegenen Ortsteiles Hörste entfernt.

VON DER STADT LAGE ZUR KERNSTADT DER GROSSGEMEINDE

Die Bildung der Großgemeinde Lage war kein Verwaltungsakt „von oben", vielmehr das zwangsläufige Ergebnis einer viele Jahrhunderte hindurch zu verfolgenden Entwicklung, die damit aber keineswegs endgültig abgeschlossen ist, in deren Verlauf die alte Stadt Lage sich aus einem Einzelhof an der rechten Werreseite über einen Kirchort und ein Weichbild und Marktflecken mit stadtähnlichem Ortsrecht zur förmlichen Stadt wandelte. Die wachsende Zentralität des Ortes war stets mit einer angepaßten Umstrukturierung des umliegenden Einzugsgebietes verbunden. Zentraler Ort und Umland waren von jeher aufeinander verwiesen, sie formten im Miteinander den Lebensraum ihrer Einwohner. Diese Grundposition ist in unserer Zeit in verstärktem Maße gegeben. Die vielfältigen und sich immer schwieriger stellenden Aufgaben des Lebens können von den kleineren Siedlungen des Umlandes nicht isoliert gelöst werden. Es bedarf einer organisierten, zielbewußten Zusammenfassung der Kräfte dieses Raumes und seiner Menschen und einer vorausschauenden Planung. Damit ist ein Prozeß angesprochen, der nicht ohne dramatische Spannungen und Konflikte verläuft, der nicht zur Gleichmacherei führen darf, der den einzelnen Ortsteilen nicht ihre gewachsenen Eigenarten nimmt, vielmehr ihre besonderen Möglichkeiten anspricht, der sich immer im Dienste der Menschen weiß, der auf Lebensqualität aus ist: ein historischer Prozeß.


Von Gottes Gnaden Wir
Paul Alexander Leopold
regierender Fürst zur Lippe, Edler Herr und Graf
zu Schwalenberg und Sternberg etc. etc.
Detmold, den 17ten Januar 1843.
Lage

Lage wird zur Stadt erhoben



Fleckensiegel von 1636

KULTURLANDSCHAFT IM WANDEL

Die Gemarkung der Großgemeinde stellt sich heute als ausgewogene Kulturlandschaft dar. Im Verlaufe von vielen Jahrhunderten wurde sie von den siedelnden Menschen ausgestaltet, die die Gegebenheiten und Möglichkeiten des Raumes ihren Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechend nutzten.

Im Teutoburger Walde reihen sich die Berge zu Ketten aneinander und sind durch wege- und straßenführende Längs- und Quertäler gegliedert. Die Kalksteinberge zur Senne hin tragen hellen Buchenwald, die Sandsteinberge der mittleren Kette dunklen Nadelwald und an lichten Stellen Heidekraut, während sich an den Hängen der nördlichen Muschelkalkketten Felder und Viehweiden hochziehen und Buchenwald und Dornenhecken nur wenig Raum lassen. Die fleißigen Bäche haben die Ausraumlandschaft geschaffen, in deren Mitte sich der Luftkurort Hörste wohlig breitmacht.

Nach Nordosten dacht sich das Land zur Werre hin ab. Kleine Bäche — Retlage, Rothenbach, Sunderbach, Gruttbach, Haferbach, Bentgraben — gliedern diese zum Ravensberger Flachhügelland zählende Landschaft, die aus Keupergestein und Juratonen aufgebaut ist und weithin eine Decke von eiszeitlichem Geschiebelehm und Löß trägt. Der Wechsel von Wiesen, Weiden, Felderbreiten und Waldstücken erinnert an eine Parklandschaft.

Die mäandrierende Werre zieht die Bäche der Gemarkung ein. Ihre geräumige Talaue wird von Terrassen begleitet, die aus eiszeitlichen Sanden und Schottern aufgebaut sind. Die Baggerseen z. B. bei Ottenhausen und am Iggenhauser Holz sind junge Elemente der Kulturlandschaft und für Freizeitgestaltung und Erholung bedeutsam. Auf der hochwassersicheren Niederterrasse der Werre ist übrigens die Kernstadt Lage entstanden. Östlich der Werre schließt sich das Südliche Lipper Keuper-Bergland mit seinen felderreichen Geschiebelehm- und Lößbuckeln an. Es wird vom Ötternbach durchschnitten und vom Roten-Berg bei Heiden und vom Lager Berg als Vorposten und Aussichtsberg überragt.

Es ist reizvoll und nicht schwierig, ältere und jüngere Landschaftselemente zu unterscheiden.

Als die ältesten Siedlungen der historischen Zeit wurden von der Forschung größere Einzel- und Zweihöfesiedlungen und die Kleingruppen der Weiler festgestellt, die später durch ihre Namensformen faßbar werden. Auch die 12 Hausen- und Trupsiedlungen der Großgemeinde Lage gehören dazu. Sie wurden von Bauern der sächsischen Zeit im Waldland an Bächen und Sieken als Rodungsinseln angelegt: die feuchten Talauen wurden zu Wiesen, Waldflächen zu Äckern kultiviert, der Wald selbst wurde als Waldweide genutzt. Zu den großen Althöfen, den Meierhöfen, gesellten sich jüngere und kleinere Ausbauhöfe, die Kötterhöfe; sie verdichteten oder erweiterten die bestehenden Siedlungen und verkleinerten das Waldland. Die Kulturlandschaft war also eine reine Agrarlandschaft.

Erst im ausgehenden Mittelalter gewann sie durch die Niederlassung der landarmen Hoppenplöcker und der landlosen Straßenkötter, vor allem aber im 19. Jahrhundert durch den Ansatz von Neuwohnern auf den geteilten Weidegebieten — oft als „Heide" bezeichnet — andersartige Züge. Neben die Arbeit in der Landwirtschaft treten nun als neue Erwerbstätigkeiten das häusliche Spinnen und Weben sowie die Wanderarbeit, zunächst ab 1700 in der Form der Holland- und Frieslandgängerei und vom 19. Jahrhundert ab bis ins 20. Jahrhundert hinein als Ziegelgängerei. Die Wohnplätze dieser neuen Siedlergruppe liegen zumeist abseits der Bauernhöfe, der Zuschnitt ihrer Häuser entspricht ihren besonderen Lebensbedingungen.

In Stapelage und Heiden war die Gründung von Eigenkirchen auf den Ländereien alter Meierhöfe um 800 bzw. um 1000 die Voraussetzung für die Herausbildung eines Kirchorts mit einem Kirchspiel als Einzugsgebiet und damit eines Kleinzentrums, dessen Funktionen in Stapelage schon früh, in Heiden vor allem durch die Organisation des Amtes Lage im 19. Jahrhundert angebaut wurden.

Wesentlich verändert wurde die Kulturlandschaft durch den Bau eines Netzes befestigter Straßen und durch den Bau der Eisenbahnstrecken Herford-Lage-Detmold (1880), Lage-Bielefeld (1904) und Lage-Lemgo (1896). Straßen und Eisenbahnlinien wurden nun die Leitlinien für den Wohnungsbau und die Niederlassung von Industriebetrieben und damit wesentliche Voraussetzung für die Industrialisierung. Die Wanderarbeiter fanden nun in ihrem Wohnort oder als Pendler in zumutbarer Entfernung Arbeit. Die gleichzeitig einsetzende Bevölkerungsexplosion und das Hereinkommen zahlreicher Evakuierter und Heimatvertriebener ließ in vielen Ortsteilen neue Wohnsiedlungen entstehen, die sich durch Zuschnitt, Baustil und Baumaterial von älteren Siedlungselementen unterscheiden. Permanente und organische Wandlung waren für die Kulturlandschaft Lage charakteristisch: ein Zeichen für die starke Bindung der Menschen an diesen Raum. Es muß auch in Zukunft das gemeinsame Bemühen aller Verantwortungtragenden sein, die Kulturlandschaft Lage als einen Lebensraum mit Lebensqualität auszugestalten.



Schloß Iggenhausen (Parkseite)

Der Wirtschaftsraum Lage — gestern, heute und morgen

Von Gerhard Peter

700 Jahre Lage — das bedeutet auch 700 Jahre siedelnde, wirtschaftliche und organisierende Aktivitäten der hier ansässigen Menschen, die ihren Lebensraum im Laufe der Zeit aus agrarwirtschaftlichen Anfängen zur heutigen aufstrebenden, leistungsfähigen Industriestadt umgestalteten und so den Erfordernissen einer modernen Umwelt Rechnung trugen.

Wenn man die derzeitige Wirtschaftssituation der Großgemeinde Lage verstehen und zukünftige Entwicklungschancen richtig beurteilen will, müssen die wirksamen wirtschaftlichen Gestaltungsfaktoren — sowohl historische als auch gegenwärtige und zukünftige — genauer beleuchtet werden.

Jahrhundertelang war die Landwirtschaft die eigentliche Erwerbsquelle der Bevölkerung. Die ackerbürgerliche Vergangenheit der Stadt ist heute noch sowohl in Form vieler Ackerbürgerhäuser, die sich dem Besucher im Schmucke ihres Fachwerkes darbieten, als auch im dorfähnlichen Grundriß einer organisch gewachsenen Stadt, erkennbar. Die Ursache dafür ist in der günstigen *Naturausstattung des Lager Gebietes* zu suchen. Aus der Eiszeit stammen die vorherrschenden tiefgründigen lehmigen Sand- und sandigen Lößlehmböden, die sich durch hohe Fruchtbarkeit auszeichnen. Maritimes Klima mit Niederschlägen um 800 mm jährlich und durchschnittlichen Jahrestemperaturen von 8,5° C bieten gute Voraussetzungen für einen intensiven, ertragreichen Ackerbau. Hinzu kommt eine geringe Reliefenergie, die eine Bodenerosion weitgehendst verhindert. Vor allem Weizen und Gerste als anspruchsvolle Getreidearten, besonders aber Zuckerrüben und Kartoffeln, waren und sind auch noch heute die vorherrschenden Fruchtarten. Daneben spielt der Gemüseanbau eine wichtige Rolle.

Gewerbliches Leben entwickelte sich aufgrund fehlender Bodenschätze im Gebiet um Lage nur sehr schwach und war auf die lebensnotwendige und ackerbauliche Bedürfnisbefriedigung beschränkt. Erst mit dem Aufkommen der den heimischen Flachs verarbeitenden *Leinenweberei* Mitte des 17. Jahrhunderts blühte in Lage das Handwerk auf. Spinnen und Weben wurden vielfach als wichtiger Nebenerwerb neben der Landwirtschaft betrieben: mehr als 1000 Spinnräder und 800 Webstühle surrten um 1800 im Gebiet der heutigen Großgemeinde Lage, und es gab hier derzeit ungefähr 600 Webmeister und 500 Webgehilfen. Beim Siekkrug fand lebhafter Leinwandhandel statt, und der berühmte Bielefelder Drell stammte zu einem nicht geringen Teil aus dem Lagenser Gebiet. Um 1850 verfiel durch die Erfindung des mechanischen Webstuhls das für die Erwerbstätigkeit der Bevölkerung so bedeutsame Gewerbe. Eine verfehlte Sozialpolitik des Lippischen Fürsten — das Aufstellen von mechanischen Webstühlen wurde in Lippe verboten, um Arbeitslosigkeit zu verhindern — hatte den Verlust der Konkurrenzfähigkeit des lippischen Leinens gegenüber dem der Nachbargebiete und damit den Niedergang des hiesigen Leinengewerbes zur Folge. Hinzu kam, daß sich andere Gewerbezweige — von wenigen Ausnahmen abgesehen — nicht niederlassen durften, da dieses Recht nur den Städten vorbehalten war und Lage erst 1843 zur Stadt erhoben wurde.

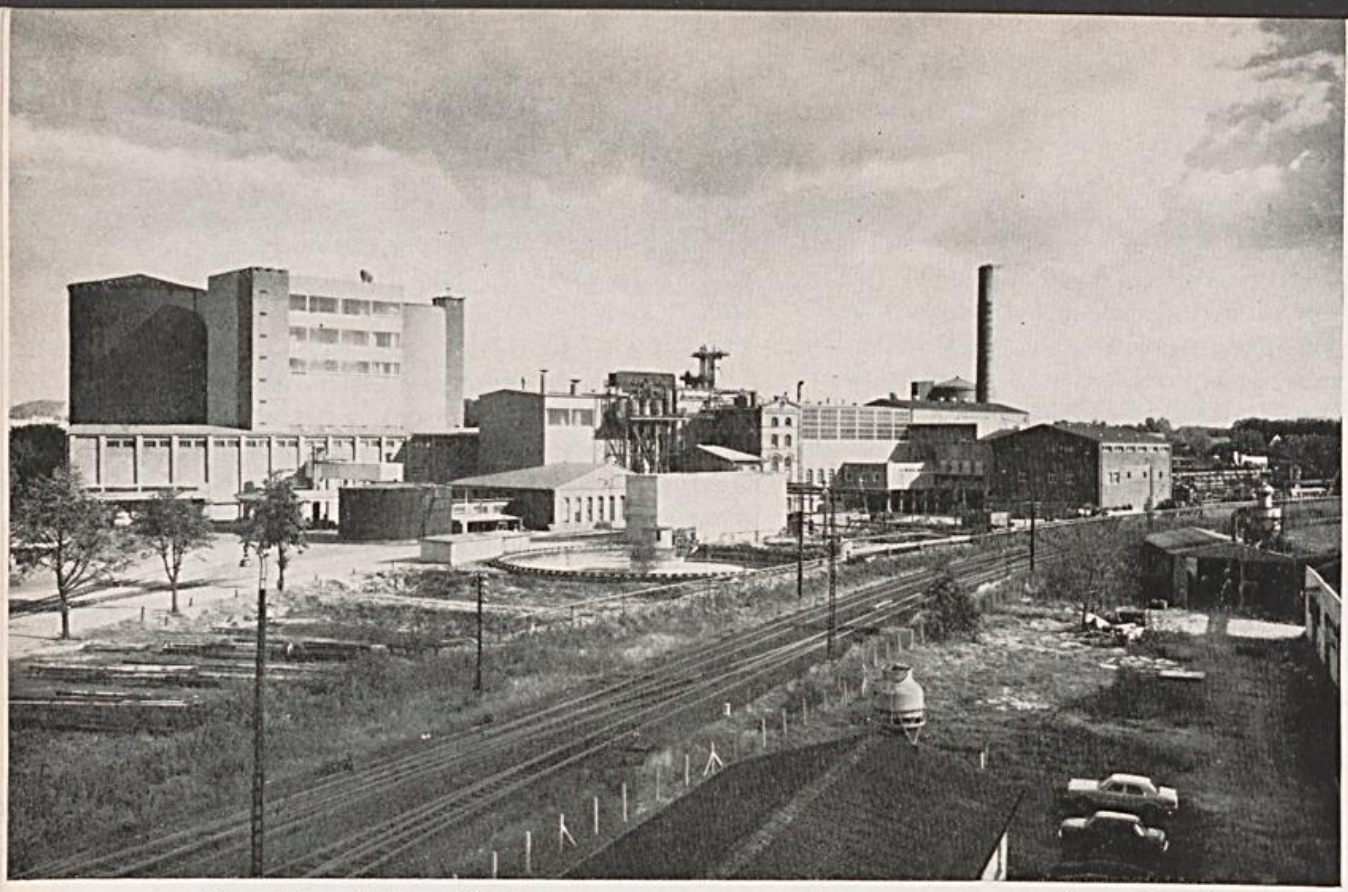
In Ermangelung heimischer Verdienstmöglichkeiten wanderte ein Teil der Einwohner ab, ein anderer Teil verdingte sich als Wanderarbeiter, um den Sommer über

— vor allem als Ziegler — in Holland, Friesland, Dänemark, Schweden und Rußland zu arbeiten, aber auch beim Aufbau der Schwerindustrie des sprunghaft wachsenden Ruhrgebietes zu helfen. In dieser Zeit entwickelte sich Lage zur *Zieglerhauptstadt*. Die Zieglerbörse auf dem Marktplatz war die größte in Lippe. Der Ziegler-Gewerbeverein wurde ins Leben gerufen, die Zieglerkrankenkassen, die z. B. 1912 weit über 20 000 Mitglieder hatten, der Arbeitsnachweis der Ziegler — alles war in Lage konzentriert. Die periodische Abwanderung der arbeitsfähigen Bevölkerung, die späte Einführung der gebührensparenden Gewerbefreiheit (1869) und vor allem die zeit- u. kostenraubende Beschaffung notwendiger Rohstoffe und Energieträger — insbesondere der Kohle — mit Hilfe von Fuhrwerken verhinderten eine frühe Industrialisierung in Lage. In dieser Zeit erfuhren die Stadt Lage und ihr Umland gegenüber den sich stark im Handel und Gewerbe entwickelnden benachbarten, durch Fernstraßen und Eisenbahnlinien bereits voll erschlossenen Wirtschaftsräumen des Ravensbergerlandes und des Ruhrgebietes einen erheblichen Rückstand.

Den entscheidenden Wandel von einer Ackerbürger- in eine Industriestadt brachte für Lage der Bau der Eisenbahnlinien Herford — Lage — Detmold (1880), die 1885 bis Altenbeken verlängert wurde, und der Bau der Linie Lage — Hameln (1897), die im Jahre 1903 bis Bielefeld fortgesetzt wurde. Parallel mit dem Aufkommen der Eisenbahn verlief der Ausbau der Fernverkehrs- und Verbindungsstraßen. Heute bilden die beiden sich in Lage kreuzenden Bundesstraßen 66 (Bielefeld — Lage — Lemgo — Hameln) und 239 (Herford — Lage — Detmold) einen verkehrsreichen Knotenpunkt, so daß Lage heute die besondere *Funktion eines lippischen Verkehrsmittelpunktes* innehat. Die zeit- und kostensparende Transportmittel Eisenbahn leitete die Industrialisierungsphase ein und hatte ein rasches quantitatives Wachstum der Stadt zur Folge. So wuchs die Einwohnerzahl in der Gemarkung der Großgemeinde Lage in der Zeit zwischen dem 1. 1. 1871 und dem 1. 1. 1971 von 11 136 auf 31 300 genau um das 2,8-fache.

Unmittelbar nach dem Eisenbahnanschluß entstanden die ersten, meistens aus Handwerksbetrieben hervorgegangenen Industriebetriebe, die sich durch eine große Bodenständigkeit und Rohstofforientiertheit auszeichneten. Insbesondere die *Nahrungs- und Genußmittelindustrie* fand in der leistungsfähigen Landwirtschaft der Umgebung einen optimalen Standort. So befaßte sich das Fleischereigewerbe mit der zum Teil sehr weit über den lokalen Bedarf hinausgehenden industriellen Verarbeitung von Fleischwaren. Es basierte auf der seit jeher in Lippe in hoher Blüte stehenden Schweinemast. Hatten sich die Unternehmen früher vorwiegend auf den Wurst- und Speckbedarf der lippischen Ziegler eingestellt, produzieren sie heute Fleisch- und Wurstwaren, für die sich vor allem im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein günstiges Absatzgebiet findet. 1884 wurde in Lage als erstes größeres Industrieunternehmen die Zuckerfabrik gegründet. Als verkehrsgünstiger Ort im Zentrum der für den Zuckerrübenanbau geeigneten Lößlehmböden gelegen, erfüllt Lage die an einen solchen Standort geknüpften Bedingungen besonders gut. Leistungsfähige Mühlenbetriebe, eine Molkerei, ein Kraftfutterwerk und Obst und Gemüse verarbeitende Betriebe runden das Bild dieser Branche ab.

Große Bedeutung erlangte auch die arbeitsorientierte *Textilindustrie,* die sich trotz mangelnder heimischer Rohstoffgrundlage günstig entwickeln konnte, da die zwei wichtigsten Standortbedingungen, nämlich ein großes Arbeitsangebot und eine günstige Verkehrslage in Lage optimal erfüllt wurden. Arbeitskräfte standen genügend in Gestalt der Wanderarbeiter zur Verfügung, für die nun zunehmend der Zwang entfiel, ihren Lebensunterhalt außerhalb der Heimat zu verdienen, und



Lippe-Weser-Zucker-AG. Lage *Foto: Hesterbrink, Lage*

die Verkehrslage Lages ist für Lippe einzigartig, wie an anderer Stelle bereits angeführt wurde. Die Textilindustrie, die 80% Frauen beschäftigt, fand in Lage auch insofern günstige Bedingungen, als die Konkurrenz typischer Frauenberufe kaum gegeben war. 1894 siedelte sich in Lage der erste größere Textilindustriebetrieb an, der sich auf die Fabrikation hochwertiger Wäsche und Blusen spezialisierte und gewissermaßen als Keimzelle für die sich nun stark entwickelnde Bekleidungsindustrie in Lage diente. Das große Arbeitskräftereservoir der Umgebung zog auch ein Bielefelder Unternehmen an, das hier ein Zweigwerk errichtete. Weitere Betriebe folgten. Heute sind in Lage mehrere bedeutende Betriebe der Bekleidungs- und Wäscheindustrie ansässig.

Als dritter wichtiger Industriezweig konnte sich die Holzindustrie, insbesondere in Form der *Möbelindustrie,* entwickeln, auch wenn die abseitige Lage Lages von den lippischen Wäldern, Kapitalknappheit der Bevölkerung und das Fehlen eines Facharbeiterstammes aufgrund der ackerbürgerlichen Struktur des Lager Gebietes zunächst den Aufbau einer größeren Holzindustrie verhinderten. Im Laufe der Zeit entstanden jedoch auf handwerklicher Grundlage leistungsfähige Betriebe, die sich vor allem auf die Herstellung von Sitz-, Wohnzimmer- und Küchenmöbeln, Polstermöbeln und Polstergestellen sowie auf die Sargfabrikation spezialisiert hatten. In den Jahren nach dem Weltkrieg II erfuhr dieser Industriezweig mit der Zunahme größerer Fabrikbetriebe und dem damit steigenden Bedarf an Rohmaterialien eine ständig steigende Bodenentfremdung: einheimische Hölzer spielen heute für den Rohstoffbezug der Holzindustrie im Vergleich zu den großen Mengen auswärtiger Hölzer nur eine untergeordnete Rolle. Trotzdem hat Lage seine Funktion als wichtiger Standort der Holzindustrie bis heute aufgrund der günstigen Transportbedingungen und seiner Randlage zum Hauptabsatzgebiet, den großen Industriestädten an Rhein u. Ruhr, erhalten können.

Wir wollen den Überblick über die

Industrieentwicklung in Lage nicht abschließen, ohne auf die sich gewissermaßen im Schatten der vorstehend genannten Branchen entwickelnde *Metallindustrie* hinzuweisen. Dieser Industriezweig hatte aufgrund des Fehlens der wichtigsten Rohstoffe — Erz und Kohle —, einer unzureichenden Energieversorgung und des viel zu geringen ausgebildeten Facharbeiterpotentials die größten Startschwierigkeiten. Inflation, die Weltwirtschaftskrise, Demontage, Zuteilungen von Energie und Material erlaubten kein ungezügeltes Wachstum. Abgesehen von einem heute modernen Präzisions- und Stahlrohre produzierenden Unternehmen, das aus den kleinsten Anfängen heraus vor dem Weltkrieg I entstand, vollzog sich der Aufbau weiterer Betriebe erst in den letzten 25 Jahren. Heute finden wir eine reich gegliederte Angebots-Palette dieser Branche vor, die von der Stahlproduktion, der Herstellung von Maschinen und Werkzeugen über den Bau von vorgefertigten Teilen des Stahlleichtbaus bis zur Erzeugung hochwertiger Elektromotoren reicht und die sich durch ihre vielfache Verflechtung mit mannigfaltigen Abnehmergruppen, insbesondere von Großunternehmen des Fahrzeugbaus, deren Zulieferindustrie und der Bauindustrie bis hin zu den Konsumenten in den Warenhäusern und im Einzelhandel auszeichnet. Obwohl die Metallindustrie auch heute noch nicht dominiert, trägt sie doch dazu bei, die Anfälligkeit der Wirtschaft Lages in konjunkturellen Krisenzeiten zu mindern.

Wenden wir uns nun dem *gegenwärtigen Wirtschaftsraum* Lage zu, wie er sich uns seit der Bildung der *Großgemeinde Lage* am 1. 1. 1970 darstellt. Der verwaltungspolitische Zusammenschluß der ehemaligen Stadt Lage mit 14 umliegenden Gemeinden darf wohl als weiterer Meilenstein für die wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde angesehen werden. Hatten sich doch schon in der Vergangenheit eindeutige Wechselbeziehungen zwischen der Kernstadt und ihrem Umland dergestalt herausgebildet, als die alte Stadt Lage vor allem als Arbeits- und Einkaufsort sowie mit ihrem kulturellen und schulischen Angebot und ihren Verwaltungs- und Gesundheitseinrichtungen zentrale Funktionen für die jetzt eingemeindeten Ortsteile mit übernommen hatte.

Tabelle 1: Erwerbstätigkeit der Bevölkerung 1961 und 1970[1])

Bereich und Zeit	Erwerbspersonen in den Wirtschaftssektoren in %		
	Land- u. Forstwirtschaft	Produzierendes Gewerbe	Dienstleistungsbereiche
Lage — Kernstadt (1961)	1,2	55,3	43,4
Lage — heutige Ortsteile ohne Kernstadt (1961)	25,3	56,0	18,7
Lage — Gemarkung der heutigen Großgemeinde (1961)	15,2	55,7	29,1
Lage — Großgemeinde (1970)	4,4	59,6	36,0

[1]) Quelle: Stat. Landesamt

Betrachten wir die heutige Großgemeinde in ihrer wirtschaftlichen Gliederung. Der unbefangene Besucher, der sich der Kernstadt von der Gemarkungsgrenze her nähert, muß zunächst aufgrund des Landschaftsbildes den Eindruck gewinnen, sich in einem vorwiegend von der Land- und Forstwirtschaft — dem sogenannten primären Wirtschaftssektor — bestimmten Wirtschaftsraum zu befinden, wenn er die Bedeutung dieses Raumes am Anteil der land- und forstwirtschaftlichen Nutzfläche (81,5% der Gesamtfläche von 76,06 qkm) mißt. Das Bild ändert sich aber sofort, betrachtet er *Lage als Arbeitsort* und legt er als Maßstab den Anteil der Erwerbspersonen an den verschiedenen Wirtschaftssektoren zugrunde. Ein Blick in die Tabelle 1 zeigt, daß von den etwa 11 000 erwerbstätigen Personen nur 4,4% in der Land- u. Forstwirtschaft beschäftigt sind, während dem dominierenden produzierenden Gewerbe (= sekundärer Wirtschaftsbereich) 59,9% und dem Dienstleistungssektor (= tertiärer Wirtschaftsbereich) 36,0% der erwerbstätigen Bevölkerung angehören. Interessant erscheint die Feststellung, daß sich durch die Bildung der Großgemeinde der Anteil der im sekundären Wirtschaftsbereich tätigen Erwerbsbevölkerung nicht wesentlich verändert hat, da neben der Kernstadt Lage einige eingemeindete Gebiete durch beachtliche Industrialisierungsansätze ein überdurchschnittliches Arbeitsplatzangebot im sekundären Wirtschaftsbereich bereitstellen. Hierzu gehören insbesondere die Ortsteile Kachtenhausen, Ehrentrup, Billinghausen, Ohrsen, Waddenhausen und Müssen. Die Lage dieser Ortsteile innerhalb der Großgemeinde deutet eine der natürlichen Öffnung des Landschaftsraumes folgende Ausrichtung des gewerblichen Sektors auf den benachbarten, stark industrialisierten Ravensberger Wirtschaftsraumes an. Die Ortsteile mit dem höchsten Beschäftigtenanteil im primären Wirtschaftsbereich liegen — von der Ausnahme Pottenhausen abgesehen — vorwiegend im Osten der Stadt, der dem weniger industrialisierten ostlippischen Bergland zugewandt ist. Zu nennen sind insbesondere die Ortsteile Hedderhagen, Heßloh, Hardissen, Heiden und Hagen. Der hohe Anteil der Kernstadt Lage an der Zahl der Beschäftigten im tertiären Sektor beweist die bereits erwähnte zentrale Bedeutung gegenüber den eingemeindeten Ortsteilen, in denen in diesem Bereich nur ein kleiner Teil der Erwerbspersonen einen Arbeitsplatz findet. Ein Zeitvergleich läßt erkennen, daß die Anteilsverluste im primären Sektor seit 1961 mit 10,8% am größten sind, wogegen der tertiäre Bereich um 6,9% und das produzierende Gewerbe um 3,9% wachsen konnten. Dieser Prozeß ist ein eindeutiger Beweis für die ständig abnehmende Funktion der Großgemeinde Lage als Ackerbürgerstadt einerseits und andererseits für ihre wachsende Bedeutung als Industriestadt und vor allem als zentraler Ort.

Handwerk und Industrie — der sekundäre Wirtschaftssektor — bestimmen heute das wirtschaftliche Geschehen der Stadt. Insbesondere das auf guter Tradition beruhende *Handwerk* ist zu einem integrierenden Bestandteil des städtischen Wirtschaftslebens geworden. Obwohl die Zahl der Handwerksbetriebe rückläufig ist, konnte die Beschäftigtenzahl erheblich gesteigert und die Leistungskapazität infolge steigenden Einsatzes von modernen Werkzeugen und Maschinen vervielfacht werden. Besonders günstig entwickelten sich der Handwerkerhandel und das Bauhandwerk, das mit 92 Betrieben und über 900 Beschäftigten zu 12,5% führend am gesamten Gewerbesteueraufkommen der Stadt beteiligt ist. Aufgrund der laufenden Zunahme der Beschäftigten in den handwerklichen Betrieben und den sich mit der fortschreitenden Technik verändernden Arbeitsweisen ist es sehr problematisch geworden, genau zwischen Industrie und Handwerk zu differenzieren. Nachfolgend soll deshalb nur noch vom „produzierenden Gewerbe" gesprochen werden. Auffällig in

der Struktur des produzierenden Gewerbes ist der große Anteil der historisch gewachsenen Gewerbezweige. So gehören immerhin noch zwei Drittel aller Betriebe und Beschäftigten dem Holz-, Papier- und Druckgewerbe, dem Nahrungs- und Genußmittelgewerbe und dem Textil- und Bekleidungsgewerbe an. Am gesamten Umsatz des produzierenden Gewerbes — mit der Ausnahme des Baugewerbes — sind diese Betriebe mit gut 75% beteiligt (vgl. Tab. 2).

Seit 1950 befindet sich die städtische Gewerbestruktur in einem Wandel. So ist bei den obengenannten traditionellen Gewerbezweigen ein Rückgang der Betriebs- und Beschäftigtenzahlen festzustellen, während ehemals weniger bedeutende Gewerbezweige, wie der Stahl-, Maschinen- und Fahrzeugbau, elektrotechnische-, feinmechanische- und optische Gewerbe sowie vor allem kunststoffverarbeitende Unternehmen erhebliche Zuwächse aufweisen und aufgrund der hohen Steigungsraten als typische *Wachstumsindustrien* anzusprechen sind. Diese Entwicklung wurde sehr gefördert durch einen Teil der zugewanderten Flüchtlinge und Vertriebenen, die sich nach dem Ende des Weltkriegs II in Lage in teilweise bisher noch nicht vorhandenen Gewerbezweigen selbständig machten. Weitere Gründe für den Strukturwandel liegen in der zunehmenden Technisierung und Automatisierung, außerdem ermöglichten zeitgemäße Produktionsverfahren die Ansiedlung neuer Gewerbezweige. Insbesondere befindet sich das kunststoffverarbeitende Gewerbe in Lage in lebhaftem Aufschwung. Modern eingerichtete Betriebe verwenden thermoplastische Materialien für die Kamm-, Haarschmuck- u. Sonnenbrillenfabrikation sowie für die Herstellung von Schwimmbekken, Kunststoffputzen, Rolläden, Schaumstoffen und nicht zuletzt für den Freizeit-Bootsbau. Das Vorhandensein differenzierter Gewerbezweige und die kleinen und mittleren Betriebsgrößen — über die Hälfte aller Betriebe haben mehr als 50, aber nur 14 von 263 Betrieben beschäftigen 100 bis 500 Personen — zeichnen das städtische Gewerbe durch eine besondere Krisenfestigkeit aus. Wirtschaftliche Schwierigkeiten bei einzelnen Betrieben haben kaum Einfluß auf die städtische Gesamtwirtschaft. Auch die Arbeitsplätze sind in diesen kleineren und mittleren Betrieben in konjunkturellen Flautenzeiten weniger gefährdet als in Großbetrieben, in denen in den Personalabteilungen mit spitzerem und unpersönlicherem Rechenstift kalkuliert wird. Hinzu kommt, daß sich die vorwiegend konsumgüterproduzierenden Klein- und Mittelbetriebe Marktschwankungen dank der unmittelbaren Einwirkungsmöglichkeit der Unternehmerpersönlichkeit durch hohe Flexibilität auszeichnen. Die meisten Betriebe haben familienwirtschaftlichen Charakter; bei den Gesellschaften herrschen bei weitem die Personengesellschaften vor, die bezüglich des personellen unternehmerischen Engagements den selbständig-eigenverantwortlichen Einzelunternehmungen gleichzustellen sind. Ein Nachteil erwächst diesen Klein- und Mittelbetrieben aus dem Trend zum größeren Betrieb. Die dadurch erforderlichen Investitionen übersteigen oftmals die Kapitalkraft dieser Unternehmen. Durch das rechtzeitige Erkennen besonderer Marktbedürfnisse und durch Spezialisierung auf günstige — meist lohnintensive — Qualitätserzeugnisse konnten sich die anpassungsfähigen Betriebe einer kostspieligen Ausweitung des Produktionsprogramms und einer damit zwangsweise verbundenen Betriebsvergrößerung bisher häufig entziehen.

Untersucht man die *Standorte der Betriebe* innerhalb des Stadtgebietes, so zeigt sich eine Streuung vorwiegend älterer Gewerbebetriebe innerhalb der Kernstadt Lage und eine Konzentration in unmittelbarer Bahnhofsnähe. Nach dem Weltkrieg II waren die wachsenden Unternehmen wegen der zunehmenden Betriebsgrößen und dem damit wachsenden Arealanspruch gezwungen, sich außerhalb des Stadtgebietes anzusiedeln. Während

Tabelle 2: Produzierendes Gewerbe in der Großgemeinde Lage* — Industrie- und Handwerksbetriebe, Beschäftigte, Umsatzanteile (Stand: Mai 1970).

Gewerbezweige	Betriebe [1] Anz.	Betriebe [1] %	Betriebe [1] mit mehr als 100 Besch.	Beschäftigte [1] Anz.	Beschäftigte [1] %	Umsatzanteile [2] in % Lage	Umsatzanteile [2] in % BRD
Nahrungs-, Genuß- und Futtermittel	61	23,2	4	1.108	19,1	38,0	13,2
Textil, Bekleidung, Leder	50	19,0	3	1.008	17,3	8,0	8,3
Holz, Papier, Druck	64	24,3	4	1.887	32,4	30,9	7,5
Eisen und NE-Metalle, Stahl-, Masch.-, Fahrzeugbau	55	21,0	1	962	16,5	11,0	39,2
Elektrotechnik, Feinmechanik, Optik	11	4,2	1	308	5,3	4,0	10,2
Chemie- und Kunststoffverarbeitung	15	5,7	1	486	8,4	7,5	17,8
Steine, Erden, Keramik, Glas	7	2,6	—	51	0,9	0,6	3,8
	263	100,0	14	5.810	100,0	100,0	100,0

*ohne gewerbl. Gärtnereien und Tierhaltung, Energiewirtschaft und Wasserversorgung, Baugewerbe.

Quellen: [1]) Flächennutzungsplan Lage
[2]) Entwicklungsplan I der Stadt Lage

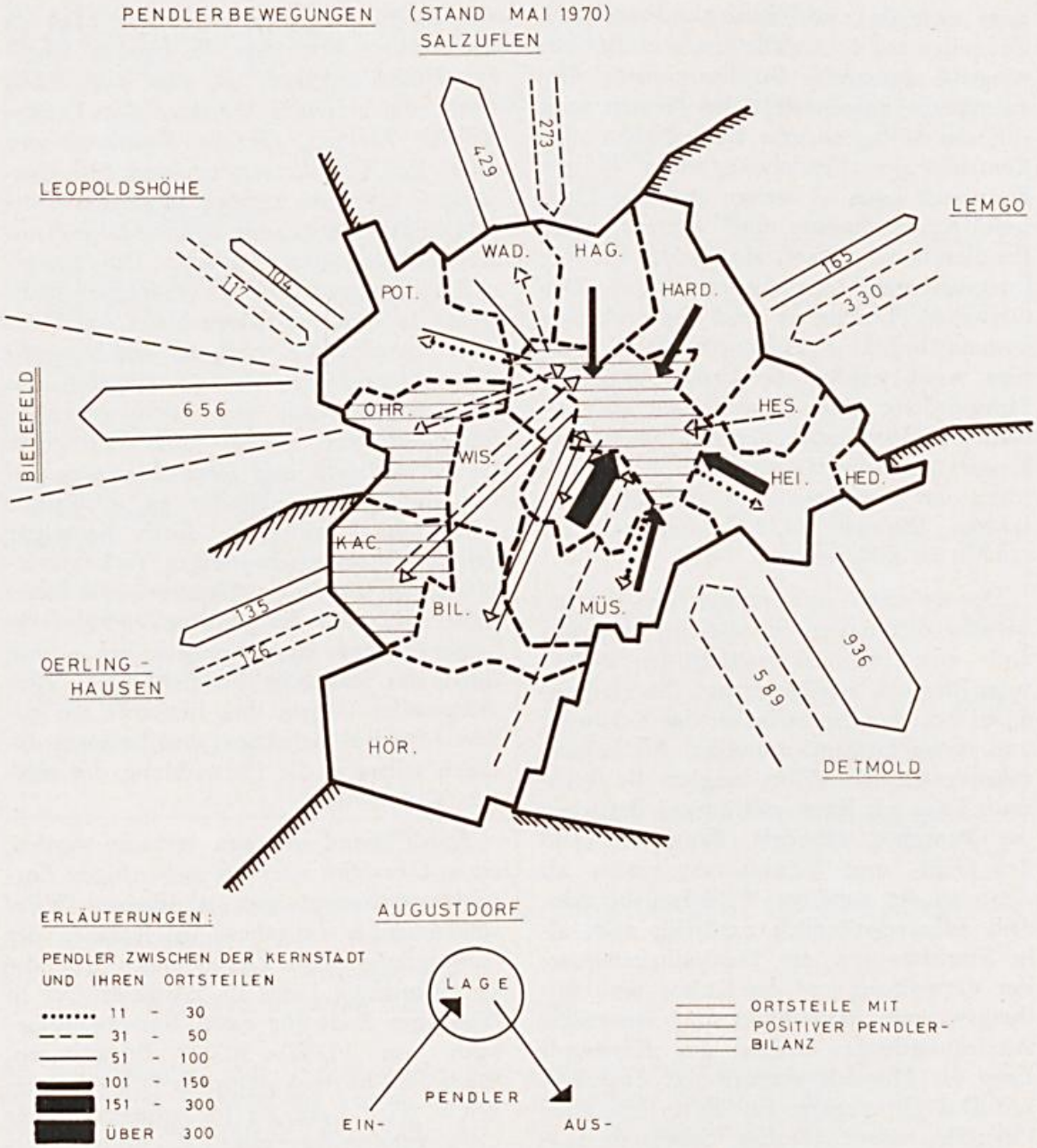
die Stadtplanung eine Industrialisierung außerhalb der Wohngebiete vorsah, suchten die Industriebetriebe die Nähe der Stadt aus Gründen der Arbeits- und Absatzorientierung. Für die Erschließung eines neuen Industriegebietes bot sich im NO der Stadt das ausgeziegelte Gelände der 1957 stillgelegten Ziegelei an, das sich heute im Raum Mühlenbrinkweg, Industrie-, Akazien-, Kastanien- und Triftenstraße erstreckt und sich durch eine günstige Verkehrslage zum nahen Bahnhof und zwischen der B 66, B 239 und der geplanten BAB Bremen — Gießen (A 100) auszeichnet. Heute ist dieses Gebiet nahezu durch schrittweise Ansiedlung von Industrie- und Handwerksbetrieben der verschiedensten Branchen und Größenordnungen erschlossen.

Die zahlreichen Betriebe des produzierenden Gewerbes ziehen täglich etwa 2.100 *Einpendler* nach Lage (vgl. Abb.: Pendlerbewegungen). Auch innerhalb der Großgemeinde lassen sich zwischen den Ortsteilen Pendlerbewegungen feststellen. Auffällig ist die einbahnige Pendlerbewe-

gung aus den nördlichen und östlichen Ortsteilen zur Kernstadt hin, was die vorwiegend agrarische Struktur dieser Gemeindeteile unterstreicht. Im Westen zeigt sich ein völlig anderes Bild. Neben dem Zentrum der Pendelwanderung — der Kernstadt Lage — weisen auch die Ortsteile Kachtenhausen und Ohrsen einen Pendlerüberschuß auf, ein Beweis für ihre fortgeschrittene Gewerbeentwicklung. Den Ortsteilen Ehrentrup und Billinghausen kommt ähnliche Anziehungskraft zu. Auch hier wird wieder die bereits erwähnte Hinwendung zum benachbarten Ravensberger Industrieraum deutlich. 3.800 *Auspendler* verlassen täglich die Großgemeinde Lage, um vorwiegend in den Nachbarstädten Detmold (37 %) und Bielefeld (26 %) zu arbeiten.

Der zwischen- und innerörtliche Pendelverkehr beinhaltet in vielerlei Hinsicht auch eine handelswirtschaftliche Bedeutung, die sich wiederum auf die funktionalen Beziehungen zwischen der Kernstadt und ihrem Umland auswirkt. Als herausragender Pendlerzielort fungiert die Kernstadt Lage mit ihren vielfältigen Betrieben des Verkehrs, Handels, Transports und des Geld- und Versicherungswesens als Zentrum des tertiären Wirtschaftsbereichs, dem selbstverständlich natürlich auch alle Einrichtungen des Gesundheitswesens, der Verwaltung und des Kultur- und Bildungswesens zuzurechnen sind. Besondere Anziehungskraft besitzt die Kernstadt Lage als Handelszentrum und *Einkaufsort*. Das gilt weniger für die in fast allen Ortsteilen anzutreffenden Lebensmittelgeschäfte als vielmehr für Geschäfte des nichtalltäglichen, speziellen und gehobenen Bedarfs. Die hohe Umlandbedeutung der Kernstadt Lage als Einkaufsort zeigt sich darin, daß die Umsätze des Ladenhandels in dem Zeitraum von 1960 bis 1970 um 138 % auf 370 Mio. DM gesteigert werden konnten. Eine beachtliche Leistung, wenn man bedenkt, daß die Industrie im gleichen Zeitraum nur eine Zuwachsrate von 127 % aufweisen kann. Daß Lage als Einkaufsort auch über die eigenen Grenzen hinaus attraktiv ist, wird zum einen durch die erzielten Umsätze des Ladenhandels bezeugt, die die Kaufkraft der ansässigen Bevölkerung um etwa 5% übersteigen, und zum anderen durch die Kundenstruktur: etwa ein Viertel aller Kunden sind auswärtige Besucher. Das Waren- und Leistungsangebot der städtischen Fachgeschäfte und Kaufhäuser bietet den Kunden vorteilhaften Einkauf durch große Auswahl und preiswürdiges Angebot, das sich durchaus mit den konkurrierenden Handelszentren messen kann. Trotzdem ziehen Bielefeld und Detmold einen Teil der einheimischen Käufer an. Gefördert wird diese Entwicklung durch die wenig zeit- und kostenaufwendigen Verkehrsverbindungen zu diesen Orten — aus dieser Sicht wirkt sich die günstige Verkehrslage Lages durchaus einmal negativ aus — und durch das städtische Pendlerdefizit. Viele Auspendler tätigen ihre Einkäufe am außerstädtischen Arbeitsort und hemmen dadurch teilweise die Entwicklung des eigenen Wohnortes.

Anschließend soll nun versucht werden, einen *Überblick über die zukünftigen Entwicklungschancen* des städtischen Wirtschaftsraumes zu geben. Im Rahmen der landesplanerischen Zielsetzungen gilt die Großgemeinde Lage als zentraler Ort in ländlicher Zone für einen Versorgungsbereich von 20.000—50.000 Einwohnern. Nach dem Entwicklungsplan II des Landes NRW wird Lage als förderungswürdiger *Entwicklungsschwerpunkt* 3. Ordnung eingestuft, der im Schnittpunkt der Entwicklungsachsen 2. Ordnung Bielefeld — Lemgo und Herford — Detmold liegt. Neben dem bereits vorhandenen Standortvorteil als lippischer Verkehrsmittelpunkt kommt der Großgemeinde Lage jetzt auch noch eine interessante, die wirtschaftliche Entwicklung befruchtende Mittelpunktlage im Beziehungsfeld der Entwicklungsschwerpunkte Bielefeld — Herford und Bad



Salzuflen einerseits sowie Detmold und Lemgo andererseits zu.

Für das Jahr 2000 wird eine Einwohnerzahl von etwa 40 000 Personen prognostiziert. Unter Berücksichtigung der derzeit hohen Auspendlerzahl dürfte der Produktionsfaktor Arbeit auch in Zukunft ausreichend für die städtische Wirtschaft zur Verfügung stehen. Allerdings wird die Wirtschaftsstruktur weitere Änderungen erfahren. Will man den derzeitigen Tendenzen folgen, dürfte sich der Anteil der in dem primären Wirtschaftsbereich Beschäftigen weiter verringern. Die *Land- und Forstwirtschaft* wird aber auch in Zukunft landschaftsbestimmender Faktor

bleiben. Neben der Produktionsfunktion wird dieser Wirtschaftssektor für die Bevölkerung immer mehr Sozialfunktionen übernehmen und der Rekreation dienen müssen, zumal die zunehmende Freizeit die Ansprüche an den Faktor Erholung steigen läßt. Besonders der Ortsteil Hörste mit seiner landschaftlich reizvollen Randlage zum Naturpark Teutoburger Wald muß zukünftig noch mehr als bisher den Aufgaben gerecht werden, Fremdenverkehrsort und Naherholungszentrum zu sein. 83 % der derzeitigen landwirtschaftlichen Betriebe haben aufgrund ihrer Betriebsgröße und der Einkommenssituation gute Überlebenschancen. Allerdings erreichen nur etwa 40 % dieser Betriebe ein Betriebseinkommen, das über dem durchschnittlichen Haushaltseinkommen der Großgemeinde liegt. Ein Rückgang der landwirtschaftlichen Betriebe ist vor allem in den Ortsteilen Kachtenhausen, Billinghausen, Müssen und Hörste zu erwarten, da hier eine Häufung landwirtschaftlicher Minderbetriebe festzustellen ist, die im Laufe der Zeit den vorhandenen Angeboten des Wohnungsbaus und der gewerblichen Wirtschaft nachgeben werden.

Die stärksten Impulse für die zukünftige Expansion der Wirtschaft müssen zweifellos aber von der *Industrie* ausgehen, da sie weit mehr Menschen beschäftigen kann als alle anderen Wirtschaftsbereiche. Durch die Bildung der Großgemeinde ist das größte Hindernis für eine weitere Industrieentwicklung, nämlich das zu geringe Flächenangebot, weitgehendst entfallen. Es kommt nur darauf an, den Betrieben in verkehrsgünstiger Lage Bebauungsflächen zur Verfügung zu stellen ohne einer weiteren Zersiedlung der Landschaft Vorschub zu leisten. Besonders der Ortsteil Kachtenhausen bietet für die Erschließung eines neuen Industriegebietes gute Voraussetzungen. Die Betriebsgröße bestehender Unternehmen ist den veränderten Markt- und Konkurrenzverhältnissen im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft anzupassen. Die Exportrate von z. Z. knapp 8 % erscheint als viel zu gering. Deshalb sollte die Neuansiedlung von zukunftsträchtigen, wachstumsintensiven Investitionsgüterindustrien vorrangig forciert werden.

Einen nicht unerheblichen Einfluß auf den weiteren wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt dürfte die Entwicklung des tertiären Wirtschaftsbereichs ausüben. Vor allem muß die *Attraktivität der Innenstadt* erheblich gesteigert werden, damit der Ladenhandel sich auch zukünftig gegenüber den benachbarten Großzentren behaupten kann. Eine Verdichtung der Ladenzeilen in den Hauptgeschäftsstraßen Berg-, Lange- und Friedrichstraße ist erforderlich, bestehenden und neuen Betrieben muß in diesem Bereich Gelände zur Betriebserweiterung bzw. Neuansiedlung zur Verfügung gestellt werden. Der Ausbau der Berg- und Lange Straße sowie später auch der unteren Friedrichstraße zur Fußgängerzone würde sicher der Entwicklung Lages zu einem bedeutenden lippischen Einkaufszentrum förderlich sein, vorausgesetzt, daß den Kunden im Rahmen der erforderlichen Stadtkernsanierung genügend Parkplätze und kurze Zugangswege geboten werden. Der Unternehmerinitiative sind vielfältige Aufgaben geboten — sie darf aber nicht auf die Einrichtung einer rührigen Werbegemeinschaft beschränkt bleiben!

Letztlich wird die zukünftige Bedeutung der Stadt aber daran zu messen sein, inwieweit es durch das Zusammenwirken aller Beteiligten — Bürger, Verwaltung und Wirtschaft — gelingt, vorhandene Zukunftschancen vernünftig zu nutzen und eine glückliche Synthese von wirtschaftlichen Notwendigkeiten und lebensbedingten Erfordernissen zu finden, damit eine auf alle Bedürfnisse des einzelnen Menschen bezogene Zielsetzung optimal erreicht wird.

VERKEHR –
Lage als lippischer Verkehrsknotenpunkt

Von Paul Schaller

Das Verkehrswesen in all seinen Erscheinungsformen — Straße, Schiene, Flugzeug etc. — ist nicht um seiner selbst willen da, sondern erfüllt eine dienende Aufgabe für die Aufrechterhaltung und Entwicklung der Volkswirtschaft.

Je besser die verkehrsmäßige Grundausstattung eines Raumes, um so günstiger sind die Voraussetzungen für seine wirtschaftliche Erschließung und Entwicklung.

Wie ist es nun mit der Stadt Lage unter diesem Gesichtspunkt bestellt?

STRASSENVERKEHR

Die natürlichen Landschaftsverhältnisse haben die Stadt Lage schon seit eh und je verkehrsmäßig begünstigt. Wichtige Pässe des Teutoburger Waldes — Oerlinghausen, Wistinghausen, Stapelage, Dörenschlucht — öffnen sich zum geräumigen Tal der Werre. Dieses Flußtal war selbst eine bedeutende Verkehrsachse in der Nord-Südrichtung. Im Bereich der früheren Siedlung Lage überquerten die zusammenlaufenden Paßstraßen des Teutoburger Waldes das Werretal wegen der günstigen Furt- u. Brückenlage.

Lage war bereits innerhalb des Netzes der alten natürlichen Straßen und Wege ein Verkehrsmittelpunkt. Das ist bis heute so geblieben.

Lage liegt im Schnittpunkt der beiden wichtigsten Straßenverbindungen, die den lippischen Raum durchziehen, nämlich der Nord-Südverbindung — B 239 — und der Ost-Westverbindung — B 66 —.

Die Bundesstraße 239 schafft für Lage den wichtigen Anschluß nach Norden über Bad Salzuflen in den Wirtschaftsraum Herford, Bünde und Minden sowie den Anschluß an die Autobahn nach Hannover und weiter nach Berlin und Hamburg.

Nach Süden verbindet die B 239 Lage mit dem Wirtschaftsraum Detmold.

Die Bundesstraße 66 schafft für Lage nach Westen die direkte Verbindung zur Großstadt Bielefeld und die autobahnmäßige Anbindung an das Industriegebiet zwischen Rhein und Ruhr.

In östlicher Richtung erschließt die B 66 über Lemgo und Barntrup den lippischen Nord- und Südosten.

Wie zu ersehen, sind die Bundesstraßen B 239 und B 66 die beiden Fernstraßen im lippischen Raum, die über die Autobahnen das hiesige Gebiet an die bedeutenden Wirtschaftszentren der Bundesrepublik anschließen. Daß Lage im Schnittpunkt dieser beiden Verkehrsachsen liegt, stellt für die Wirtschaft der Stadt einen erheblichen Aktivposten dar.

Nach dem Ausbauplan für die Bundesfernstraßen (1971 — 1985) sollen sowohl die B 66 von Bielefeld bis Lage, als auch die B 239 von Herford bis Lage 4-spurig ausgebaut werden. Beide Maßnahmen sind in der 1. Dringlichkeitsstufe vorgesehen. Der Bau dieser Straßen wird voraussichtlich um das Jahr 1980 erfolgen.

Was der lippische Raum braucht, ist eine überörtliche direkte Fernstraßenverbindung zum süddeutschen Wirtschaftsraum. Diese Verbindung soll die geplante Autobahn Bremen — Gießen schaffen — jetzt A 5, früher A 100 —. Im Raum Lippe wird

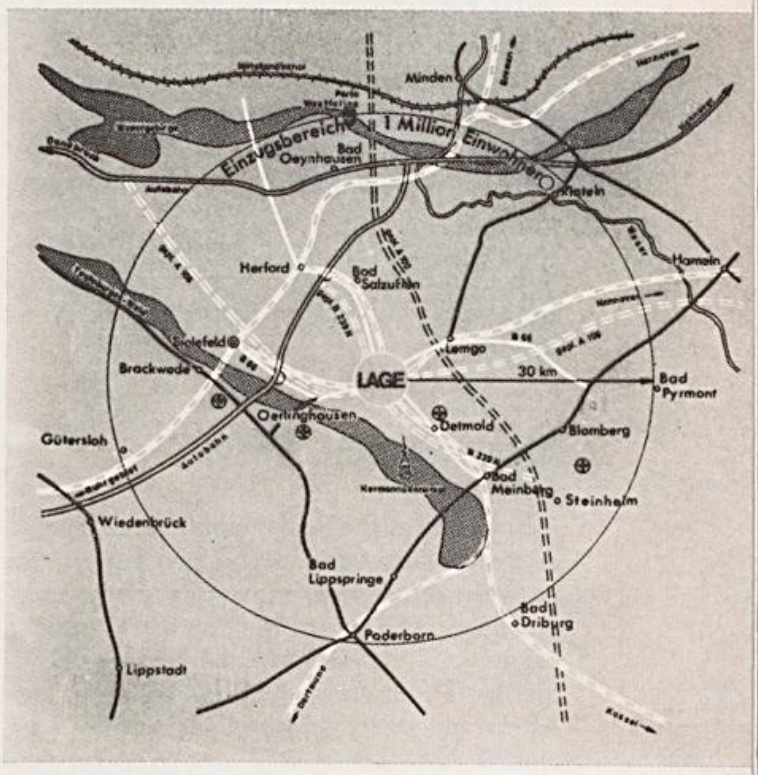
diese Autobahn von Norden nach Süden die B 66 zwischen Lage und Lemgo (Ortsteil Hörstmar) kreuzen und östlich Detmold verlaufend, die B 1 in Horn-Bad Meinberg (Ortsteil Belle) überqueren. Diese auch für die Wirtschaft der Stadt Lage wichtige Nord-Süd-Autobahn befindet sich in der 2. Dringlichkeitsstufe des Ausbauplanes der Bundesfernstraßen, so daß eine Verwirklichung unter den derzeitigen Voraussetzungen erst ab ca. 1990 möglich ist, da bis zu diesem Jahre die Maßnahmen der 1. Dringlichkeitsstufe abgewickelt sein sollen.

Eine weitere wichtige, aber auch nur langfristige Planung — 2. und 3. Dringlichkeitsstufe — für den lippischen Raum und speziell für Lage ist die sog. Nordharz-Autobahn, die von Goslar über Hameln, dann auf der ausgebauten B 66 über Lemgo, Lage nach Bielefeld verlaufen soll.

SCHIENE

Ähnlich der zentralen Lage im überörtlichen Straßennetz liegt die Stadt Lage günstig im Schienennetz der Deutschen Bundesbahn. In alle 4 Himmelsrichtungen verlaufen die Schienenstränge. Es schneiden sich in Lage — im sog. Lipper Kreuz — die Eisenbahnlinie Nord-Süd (Herford — Bad Salzuflen — Lage — Detmold — Altenbeken) und die Eisenbahnlinie Ost-West (Hameln — Barntrup — Lemgo — Lage — Oerlinghausen — Bielefeld). Die Strecken nach Bielefeld und Herford sind sowohl wichtige Nahverkehrsverbindungen (Berufs- und Schülerverkehr), als auch Zubringer zu der großen 4-gleisigen Ost-West-Fernverbindungsstrecke Hannover — Ruhrgebiet. Die Bundesbahnstrecke von Lage über Detmold nach Altenbeken erfüllt neben dem Nahverkehr ebenfalls die wichtige Rolle der Zugverbindung nach Süddeutschland über Kassel, Bebra, München.

Schließlich bleibt noch die Strecke über Lemgo, Barntrup nach Hameln zu erwähnen.



LAGE — der Lippische Verkehrsknotenpunkt

Der Bahnhof Lage wird täglich von rd. 70 Reisezügen und 12 Güterzügen angefahren. Mit rd. 80 Bediensteten hat Lage einen sog. Schwerpunktbahnhof.

Zur Zeit wird die Strecke Herford — Altenbeken elektrifiziert. Die Arbeiten sollen Mitte 1975 abgeschlossen sein, so daß von da an auf dieser Strecke Elektro-Triebfahrzeuge den Zugverkehr aufnehmen können, was zu einer schnelleren und wirtschaftlicheren Beförderung führen wird.

FLUGVERKEHR

Die beiden vom Land NW geplanten Regionalflughäfen Paderborn/Lippstadt u. Bielefeld (Nagelsholz) werden von Lage und dem lippischen Raum nach dem geplanten Ausbau der B 239 sowohl nach Norden (Lage — Herford), als nach Süden (Lage — Detmold — B 1 — Paderborn) noch besser zu erreichen sein.

Die Bemühungen um die Einrichtung eines Verkehrslandeplatzes in Lippe haben noch zu keinem endgültigen Standort geführt. Da alle Verkehrsarten möglichst in ein sich ergänzendes System leichter Erreichbarkeit und Übergangsmöglichkeiten eingefügt werden sollen, sollte bei der günstigen Verkehrslage der Stadt Lage im lippischen Raum auch im hiesigen Bereich nach einem geeigneten Landeplatz Ausschau gehalten werden.

NAHVERKEHR

Der öffentliche Personennahverkehr wird durch die Bundesbahn und Bundespost, als auch durch private Nahverkehrsunternehmer (Fa. Wellhausen KG u. Fa. Motzek) betrieben. Auf eine verstärkte verkehrsmäßige Anbindung der Stadtteile mit der Kernstadt sollte hingewirkt werden, um einmal die Zentralität des Kernbereichs der Stadt zu stärken und zum anderen die soziale Bindung aller in der Großgemeinde lebenden Bürger zu erhöhen.

STADTVERKEHR

Der Schnittpunkt der überörtlichen Straßen und die Kreuzung der Schienenstränge der Bahnlinien in Lage bringt auch Probleme mit sich, so in besonderem Maße das Überschneiden von Straße und Schiene. Um diese Situation zu verbessern, ist die Überführung der Bahnstrecke Lage — Herford im Zuge der B 66 — Lemgoer Straße — durch eine aufgeständerte Hochstraße vorgesehen. Diese Maßnahme soll in diesem Jahr begonnen werden und nach einer Bauzeit von ca. 2 Jahren fertiggestellt sein.

Die Brücke wird eine Länge von 232 m haben und insgesamt 10 m breit sein. Die Maßnahme wird einschließlich Grunderwerb und Straßenbau rund 14 Mio. DM kosten, die überwiegend von Bund und Land getragen werden.

Der geplante Neubau der B 66 und der B 239 wird dazu führen, daß sich diese beiden Straßen, von Bielefeld bzw. Herford kommend, im Bereich des Stadtteils Ehrentrup treffen und die B 66 südlich an der Kernstadt Lage nach Lemgo vorbeigeführt wird. Diese Neubaumaßnahmen werden zur Folge haben, daß der Innenbereich der Kernstadt Lage vom Durchgangsverkehr freigehalten werden kann. Eine weitgehende Schaffung von Fußgängerzonen wird dann möglich sein. Aber der Neubau der beiden Bundesstraßen B 66 / B 239 wird, wie oben dargelegt, noch einige Jahre auf sich warten lassen. Bis dahin sollte mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten dafür gesorgt werden, den Durchgangsverkehr so gut wie möglich um die Innenstadt herumzuführen. Erste gute Ansätze sind bereits gemacht, wie die zeitweilige Sperrung der Bergstraße und der Ausbau der Straße am Werreanger. Der Ausbau der Landstraße von Lage nach Pivitsheide im Ortsteil Ehrentrup wird in diesem Jahr folgen.

Mit der Schaffung von Fußgängerzonen muß die Anlegung nahegelegener Parkmöglichkeiten einhergehen. Nur so wird ein reibungsloser Ablauf der einzelnen Verkehrsarten gewährleistet und auch vom Bürger — entweder mit Auto oder zu Fuß — akzeptiert.

Für die Stadt Lage ist es nicht nur wichtig, daß man sie in alle Richtungen leicht verlassen und von überall her gut erreichen kann, es ist ebenso wichtig, daß sich die Lagenser Bürger in ihrer Stadt trotz der sich vielfach kreuzenden Verkehrsstränge sowohl beruflich-geschäftlich, als auch in der Freizeit sicher und angenehm bewegen können.

Nur so wird die weitere Verkehrsentwicklung dem Wohle der Menschen dienen, was ja das Ziel allen Fortschritts sein sollte.

Lage — Zentrum der lippischen Landwirtschaft

Von Otto Echtermeyer

Das Wappen der Stadt Lage — ein Pflugeisen auf dem Schild — bekundet schon auf einem Petschaft des Jahres 1601 die enge Verbindung zur Landwirtschaft. Das Symbol wird noch früher zusammen mit einer Urkunde des Jahres 1496 erwähnt. Heute — nahezu 500 Jahre später — ist dieses Wahrzeichen noch immer symbolhaft für die Stadt, wenn auch in einem umfassenderen Sinne.

Lage hat eine Fülle von Einrichtungen und Unternehmen, die der heimischen Landwirtschaft dienen. Sie sind nicht immer so offenkundig wie die Zuckerfabrik, die durch ihre Zuckersilos das Stadtbild mitprägt. Die Vermarktungs- und Verarbeitungsbetriebe landwirtschaftlicher Produkte liegen zum größten Teil im Weichbild der Stadt oder in den Ortsteilen, die landwirtschaftlichen Dienststellen im Stadtkern.

Gleich zu Beginn stellt sich die Frage, warum Lage Standort zahlreicher Unternehmungen wurde. Der Grund dafür liegt sicherlich in den natürlichen und strukturellen Verhältnissen des Lagenser Raumes. Fruchbare Böden in einem beachtlichen Umkreis, günstige Betriebsgrößenverhältnisse und aufgeschlossene Menschen haben frühzeitig eine intensive Bewirtschaftung der Höfe ermöglicht. Fortschrittlicher und vorausschauender Unternehmergeist hat dem Berufsstand hervorragende Führungskräfte beschert, diese haben die ersten mutigen Schritte zu bedeutenden Vereinigungen, Vermarktungs- und Verarbeitungsbetrieben getan, von denen heute nicht nur Landwirte aus Lippe, sondern weit über die Kreis- und Landesgrenzen hinaus profitieren. Nicht nur ökonomische Unternehmungen wurden gegründet. Gemeinsam mit Landwirten aus den benachbarten Amtsgemeinden wurde im Jahre 1891 in Lage eine der ersten Landwirtschaftsschulen Deutschlands gegründet und bis zur Übernahme durch die Landwirtschaftskammer Lippe im Jahre 1922 von ihnen unterhalten. Die stürmischen Veränderungen nach dem letzten Weltkriege, die Rationalisierung, die Spezialisierung der Betriebe und die Konzentrationsbestrebungen auf allen Gebieten haben auch die Landwirtschaft des engeren und weiteren Lagenser Gebietes und die ihr dienenden Einrichtungen stark berührt.

DIE LANDWIRTSCHAFT DER GROSSGEMEINDE

Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse früherer Jahrhunderte findet der Leser interessante Angaben über die Einwohnerentwicklung, die Namen und Zahl der Alteingesessenen und „Neuwohner", über die Meier- und Spännerhöfe, die Kötter und Gesindekräfte, die Tierbestände und die Entwicklung der Feldmark in dem Buch „Pflug im Wappen" von A. W. Peter (Verlag R. Haberbeck, Lage/Lippe). Sie beziehen sich auf die Kernstadt, hier soll indessen ein kurzer Blick auf die gegenwärtigen landwirtschaftlichen Verhältnisse der Großgemeinde geworfen werden. Die Entwicklung nach dem Kriege ist ähnlich wie überall in der Bundesrepublik, sie zeigt eine starke Abnahme der Zahl der Betriebe bis 20 ha, abgeschwächt auch von 20—30 ha und eine Zunahme der Betriebe über 30 ha. Die Zunahme der letzteren ergibt sich vor allem durch Zupachtung; von 4554 ha landw. Nutzfläche (LN) werden z. Z. 771 ha in Teilpacht genutzt.



Landwirtschaftlicher Betrieb vor den Toren Lages

1973 finden wir folgende Betriebe und Größenklassen:

	Betriebe insges.	Vollerwerbsbetriebe	Übergangsbetriebe	Zuerwerbsbetriebe	Nebenerw.-betriebe
in den Größenklassen	132	87	29	2	14
5—20 ha LN	52	15	24	2	11
20—30 ha LN	26	20	3	0	3
über 30 ha LN	54	52	2	0	0

Von diesen Betrieben hatten zur Zeit der Erhebung noch 78 Landwirte Milchkühe (⌀ 12,5 je Betrieb), 50 hielten Zuchtsauen (⌀ 9,7) und 94 erzeugten Mastschweine (⌀ 173).

Die durchschnittliche Betriebsgröße beträgt z. Z. 34,5 ha LN. Das ist eine gute Position, denn für Lippe liegt der Durchschnitt nur bei 27,2 ha und für Westfalen-Lippe sogar nur bei 22 ha. Auf 100 ha LN kommen 4,5 Vollarbeitskräfte. Im Jahre 1970 fanden von der Wohnbevölkerung Lages 495 Personen oder 4,2 % ihren überwiegenden Lebensunterhalt unmittelbar aus der Land- und Forstwirtschaft, von den Erwerbstätigen waren 562 Personen oder 4,5 % in der Land- und Forstwirtschaft tätig.

In der Großgemeinde befinden sich 30 *Gartenbaubetriebe*. Neben Baumschulen, Gemüsebau, Landschafts- und Friedhofsgärtnereien bewirtschaften 22 eine Gesamtfläche von 73 000 m² unter Hochglas. Je Einwohner sind das 2,4 m², die Durchschnittszahl für Lippe liegt bei 0,77, für die Bundesrepublik bei 0,34 m².

Außer der Anzucht von Topf-, Beet- und Balkonpflanzen liegt der Schwerpunkt in der Erzeugung von Schnittrosen, Schnittgrün, Nelken, Chrysanthemen und Fresien.

EINRICHTUNGEN, DIE DER BETREUUNG DER IN DER LANDWIRTSCHAFT TÄTIGEN MENSCHEN SOWIE DER EXISTENZSICHERUNG DER BETRIEBE DIENEN.

Der *Lippische Landwirtschaftliche Hauptverein,* aus der verjüngenden Kraft der Befreiung im Jahre 1844 entstanden und bis zur Einrichtung der Landwirtschaftskammern alleiniger Träger des Fortschritts, hat mit der Neugründung im Jahre 1947 Lage satzungsgemäß als Sitz bestimmt. Der Hauptverein vertritt die Interessen seiner Mitglieder gegenüber Behörden und anderen Berufen, gibt Beratung und Aufklärung im Agrar-, Arbeits- und Steuerrecht sowie in allen wirtschaftspolitischen Fragen, er verfolgt kulturelle und bildungspolitische Aufgaben. Hier laufen die Impulse aus 30 Orts- und Bezirksvereinen Lippes zusammen und werden an die Führungsgremien des Westfälisch-Lippischen Landwirtschaftsverbandes weitergegeben. Die Geschäftsstelle befindet sich bisher in einem eigenen Hause an der Hindenburgstraße. Im Hinblick auf den Bau der Hochstraße muß das Gebäude aufgegeben werden, der Lippische Landwirtschaftliche Hauptverein zieht um in sein neues Gebäude am Sedanplatz, in engste Nachbarschaft zur Kreisstelle der Landwirtschaftskammer.

Die *Kreisstelle der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe,* Nachfolgerin der Lippischen Landwirtschaftskammer, hatte von 1934 bis 1966 ihren Sitz in Lage. Zwischenzeitlich war sie bei den Landwirtschaftsschulen der beiden früheren Kreise untergebracht. Seit dem Frühjahr 1975 ist sie wieder im kammereigenen Gebäude in Lage und bildet mit dem Forstamt Lippe der Landwirtschaftskammer und der Bezirksstelle für Agrarstruktur ein Zentrum für die Belange der Landwirtschaft. Ihre Aufgaben liegen im Bereich der öffentlich rechtlichen Berufsvertretung, in der betrieblichen Förderung und der Berufsbildung und Erwachsenenbildung. Der ackerbaulichen Bedeutung unseres Raumes trägt die Landwirtschaftskammer dadurch Rechnung, daß sie den Versuchsschwerpunkt für den ostwestfälischen Raum nach Lippe gelegt hat. Bei der Kreisstelle liegt die Geschäftsführung folgender Verbände: Lippischer Landfrauenverein, Lippischer Saatbauverein, Verein zur Förderung der Landestierzucht in Lippe e. V., Kreismilchkontrollbezirk Lippe, Maschinenring Lippe.

Als Landesbeauftragter hat der Leiter der Kreisstelle Aufgaben wahrzunehmen, die gesetzlich festgelegt sind.

Die *Bezirksstelle für Agrarstruktur* ist die Nachfolgerin der Landbauaußenstelle der Landwirtschaftskammer, die im Jahre 1938 Lage als Dienstsitz nahm. Sie vertritt die Belange der Landwirtschaft im Regierungsbezirk Detmold bei den Planungen im Hinblick auf Raumordnung, Wasserwirtschaft und Landeskultur. Die Bezirksstelle hat allein in Lippe an 52 Flurbereinigungen und deren Folgemaßnahmen mitgewirkt. Im Dienstbereich erarbeitet sie Fachbeiträge zu den Flächennutzungsplänen der neugebildeten Großgemeinden.

Das Forstamt Lippe der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe betreut den lippischen Privatwald. Mit seinen Außenbeamten, den Revierförstern fördert es die Wirtschaftlichkeit desselben. Innerhalb seines Dienstbezirkes ist es für Maßnahmen nach dem Landesforstgesetz zuständig, z. B. für die Genehmigung der Umwandlung von Wald in Ackerland, für waldnahe Bebauung und nachbarrechtliche Fragen, für landespflegerische Aufgaben im Zusammenhang mit dem Wald als Erholungsgebiet der Öffentlichkeit.

Die *Landwirtschaftliche Buchführungsgenossenschaft Lage eGmbH.* wurde 1922 von vorausschauenden Landwirten gegründet. Sie erstellt Unterlagen für die Kalkulationen, die Grundlage für die Betriebsführung und -organisation sind. Immer mehr Landwirte machen aus betriebswirtschaftlichen Überlegungen Aufzeichnungen.



Verwaltungszentrum der lippischen Landwirtschaft

WIRTSCHAFTLICHE UNTERNEHMUNGEN

Die *Zuckerfabrik Lage* wurde 1883 in Anlehnung an die Eisenbahnstrecke Herford-Altenbeken von aufgeschlossenen und weitblickenden Landwirten als AG. gegründete. Im Jahre 1963 fusionierte sie mit zwei niedersächsischen Fabriken, nämlich der Zuckerfabrik Emmerthal in Kirchohrsen/Hameln und der Zuckerfabrik Hessen-Oldendorf in Hessisch-Oldendorf, zur Lippe-Weser-Zucker AG.

Hessisch-Oldendorf stellte die Verarbeitung ganz ein, Emmerthal erzeugt Rohzucker, der in Lage zu Weißzucker verarbeitet wird. Das Einzugsgebiet für Lage erstreckt sich weit in den niedersächsischen Raum hinein. Das Werk befindet sich auf einem anerkannt hohen technischen Stand. In den Anfangsjahren wurden aus einem ha Zuckerrüben 25 dt Zucker gewonnen, 500 ha betrug die anfängliche Anbaufläche. Heute werden von 5000 ha Zuckerrüben bei einer Ausbeute von 60 dt Zucker je ha 300 000 dt Zucker in einer Kampagne erzeugt, 30 000 dt Zuckerrüben werden in 24 Stunden verarbeitet. Die Anfuhr dieser großen Mengen erfolgt mit der Bahn und auf der Straße. Für die Modernisierung der Kesselanlagen der Schnitzeltrocknung und der Luftreinhaltung wurden in den letzten 10 Jahren 2 Mill. DM investiert, für die Wasser- und Abwassersituation wurden ebenfalls bedeutende Summen ausgegeben. Die technische Entwicklung geht weiter. Auf dem Gelände in Lage wird in diesem Jahr eine der größten Spezialzucker-Fabrikationsanstalten der Bundesrepublik entstehen. Flüssige Zucker mit den unterschiedlichsten Eigenschaften werden dann den industriellen Verbrauchern nach ihren Wünschen geliefert werden.

Die *Lippische Hauptgenossenschaft Lage eGmbH.* ist ein weiteres bedeutendes Unternehmen, das Zeugnis von der Initiative und Selbsthilfe in der Landwirtschaft gibt.

Bereits vor 64 Jahren haben lippische Bauern den Entschluß gefaßt, bestimmte Marktfunktionen in eigener Regie zu übernehmen. Sie gründeten die Viehverwertungsgenossenschaft, weil sie sich zu den Viehmärkten im Ruhrgebiet einen unmittelbaren Zugang schaffen wollten. Aus diesen Anfängen ist im Laufe der Jahre die Lippische Hauptgenossenschaft in Lage gewachsen, eine Warengenossenschaft, in der der Schlachtviehabsatz mit etwa 44 000 Stück und der Nutzviehumsatz mit ca. 30 000 Stück nur eine der vielfältigen Aktivitäten ist. Der Absatz anderer landwirtschaftlicher Produkte und der Bezug von Betriebsmitteln beziehen sich auf das Getreide-, Futtermittel-, Handelsdünger-, Pflanzenschutzmittel- und Landmaschinengeschäft. 16 Zweig- und Betriebsstellen, über ganz Lippe verteilt, tragen mit ihren schlagkräftigen Einrichtungen den Bedürfnissen der Landwirte Rechnung. Der Landmaschinenabsatz ist mit Reparaturwerkstätten und einem leistungsfähigen Kundendienst verbunden.

Neben den genossenschaftlichen Einrichtungen hat Lage einige leistungsfähige *Landhandelsfirmen,* die das Warengeschäft mit Getreide, Futtermitteln, Handelsdünger und Pflanzenschutzmitteln betreiben. In privater Initiative haben sie mit ihren modernen Anlagen ein partnerschaftliches Verhältnis zu vielen Landwirten entwickelt; das älteste Unternehmen besteht schon seit dem Jahre 1847.

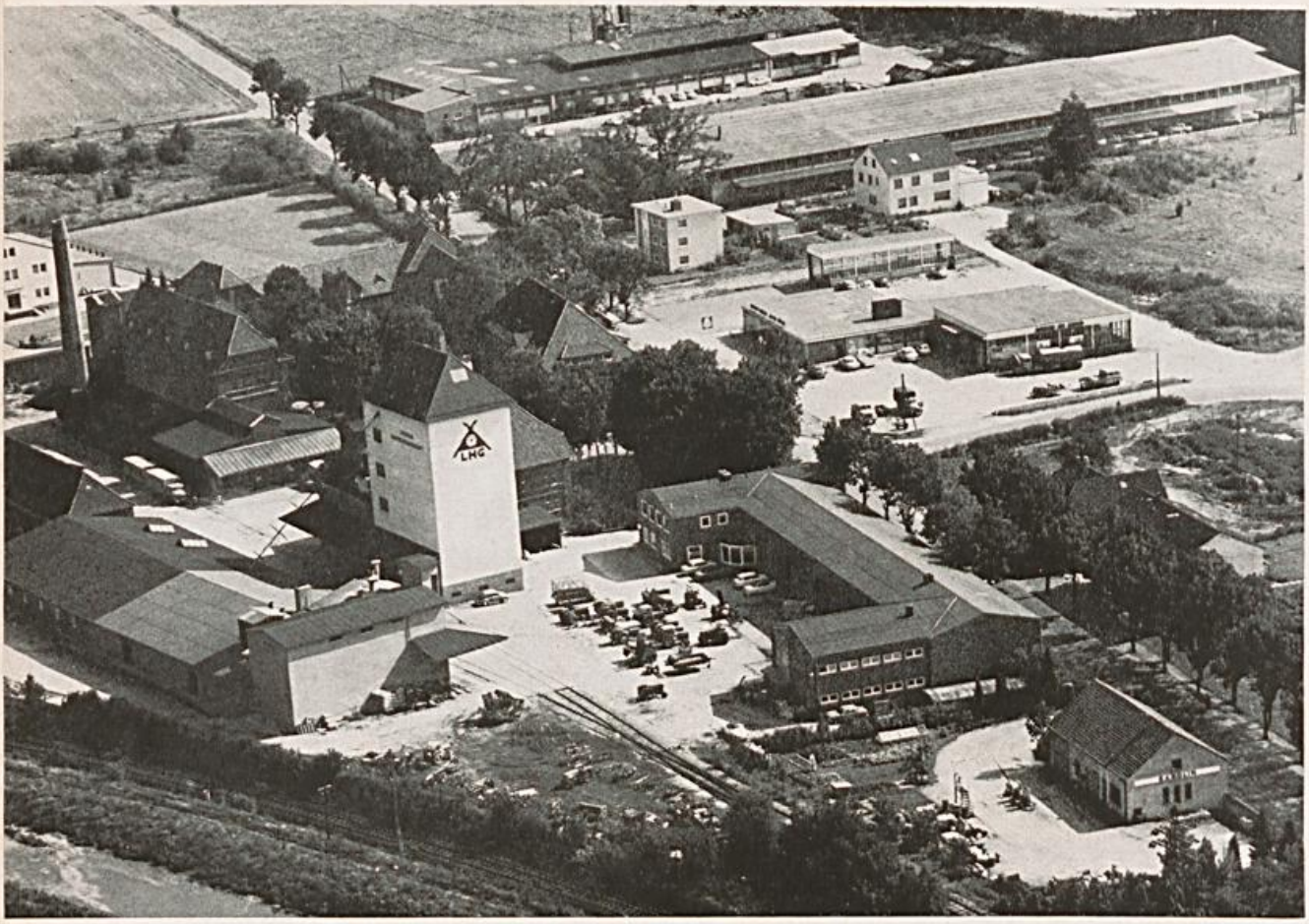
Die *Lippische Milchverwertung e. G., Lage,* ist wiederum ein genossenschaftliches Unternehmen auf modernstem Stand. Sie ist hervorgegangen aus der Molkereigenossenschaft Lage, gegründet im Jahre 1889. Ihre Kapazität ermöglichte nach einer gewissen Ausweitung bei dem Zusammenschluß der Molkereien in den vergangenen Jahren die Aufnahme der Milch aus dem früheren Einzugsgebiet von 9 stillgelegten Molkereien. Über 40 Mill. Liter Milch von 1000 Milcherzeugern werden jährlich verarbeitet. An 365 Tagen im Jahr laufen die Tanksammelwagen, die die tiefgekühlte frische Milch vom Erzeuger holen, an 365 Tagen im Jahr läuft der Molkereibetrieb. 330 000 Einwohner in Lippe und Sennestadt werden täglich mit frischer Ware versorgt.

Zwei bedeutende *Mühlen,* von ehemals 10 verblieben, vermahlen in erster Linie Brotgetreide der heimischen Landwirtschaft; das Futtergetreide wird heute weitgehend in betriebseigenen Schrotmühlen auf den Höfen verarbeitet. Die Alte Mühle an der Werre, 1374 erstmals genannt, war herrschaftlicher Besitz, sie wurde jahrhundertelang von Pächtern bewirtschaftet, 1920 ging sie in Privatbesitz über. Die Mühlen verarbeiten täglich 75 to Weizen und Roggen zu den verschiedenen Mehltypen.

Im Stadtgebiet befinden sich zwei *Kraftfutterfabriken,* von denen eine fast ausschließlich Spezialfutter für Tiere im Rahmen der medizinischen Forschung, die andere die normalen Misch- und Fertigfutter für die Landwirtschaft herstellt.

Eine *Konservenfabrik* verarbeitet neben Obst in erster Linie heimisches Feldgemüse, das im Umkreis Lages in beachtlicher Menge angebaut wird. Der Feldgemüsebau umfaßt vorwiegend Erbsen, Buschbohnen, Dicke Bohnen und Grünkohl.

Ein sehr bedeutender Wirtschaftsfaktor sind die *fleischverarbeitenden Unternehmen.* Sämtliche Fleischwarenfabriken Lippes liegen im Lagenser Raum. Schon um die Jahrhundertwende trugen sie durch den Export lippischer Qualitätserzeugnisse den Namen Lage in die Welt, besonders nach den USA. Die Unternehmer sind Partner der lippischen Erzeuger, die mit Hilfe von Erzeugerringen und -gemeinschaften um die Belieferung bester Schlachtvieh-Qualitäten bemüht sind. Zusammen mit den 10 Ladenschlachtereien Lages werden von diesen Unternehmen jährlich etwa 134 000 Mastschweine und 11 200 Schlachtrinder verarbeitet.



Lippische Hauptgenossenschaft Lage e. G. m. b.H.

Zwei Geldinstitute wurden vorwiegend durch Initiative heimischer Landwirte gegründet, die Amtssparkasse Lage, aus der später die Zweigstelle der Kreissparkasse hervorging, und die Lippische Spar- und Darlehnskasse Lage, die den besonderen Ansprüchen der Landwirtschaft im Geldwesen Rechnung trug. Sie fusionierte 1972 mit der genossenschaftlichen Kasse der gewerblichen Wirtschaft, der Volksbank Lage.

In den aufgeführten Unternehmungen, den Verarbeitungs- und Veredlungsbetrieben landwirtschaftlicher Produkte Lages werden insgesamt etwa 1100 Arbeitskräfte ständig und 110 saisonal beschäftigt; aber die Zulieferung, die Weiterverarbeitung und Verteilung geben ihrerseits einer weiteren Zahl von Menschen Arbeit und Verdienst. Dieser Wirtschaftszweig ist ziemlich krisenfest. Die Nachfrage nach Nahrungsmitteln schwankt mit dem Konjunkturbewegungen auch nach Menge und Qualitätsansprüchen, sie gründet sich aber auf ein Existenzbedürfnis, im Gegensatz zu den Wahlbedürfnissen kann man nicht darauf verzichten.

So bringt die Landwirtschaft mit ihren Unternehmungen ein ausgleichend stabilisierendes Element in die Wirtschaft. Lage, Schaltzentrale und wirtschaftlicher Mittelpunkt der lippischen Landwirtschaft, wird mit seinen Unternehmungen auch morgen ein beachtenswerter Wirtschaftspartner sein. Die Stadt hat allen Grund, auf die jahrhundertealte Symbolfigur im Wappen stolz zu sein.

Schule und Bildung

Von Gustav Bergmann

Die Vergangenheit ist für jemanden, der sich heute mit schulpolitischen Fragen befassen muß, von Interesse, denn auch sie steckte voller Schwierigkeiten und Probleme, die durch unsere Vorfahren gelöst werden mußten. Uns begegnet bei der Betrachtung vergangener Jahrhunderte auf schulischem Gebiet einiges Kuriose, aber wir entdeckten auch manches Problem, das bis auf den heutigen Tag aktuell geblieben ist. So soll zunächst am Beispiel der früheren Gemeinde Stapelage die Entwicklung des Schulwesens unserer Großgemeinde aufgezeigt werden, wobei die Darstellung aus Platzgründen lückenhaft und skizzenhaft ausfallen muß. Unsere Kenntnisse verdanken wir August Saaksmeier, der in seinem Buch „Volksschule Stabelage-Hörste" eine Fülle an Material zusammengetragen hat.

Die Anfänge des Schulwesens in Stapelage nehmen sich — wie wohl auch in anderen Gemeinden — sehr bescheiden aus. Im Jahre 1604 wird hier die erste Schule gegründet, in der 1611 bereits 40 Knaben unterrichtet werden. Den Unterricht, der über eine religiöse Unterweisung kaum hinausgegangen sein wird, versieht der Küster, und da kein Schulraum vorhanden ist, kommen die Kinder zu ihm ins Haus. Im Dreißigjährigen Krieg müssen die Menschen um die Erhaltung ihrer nackten Existenz kämpfen, und deshalb haben sie wenig Interesse an einer Schule. So erläßt die Behörde um 1647 eine Schulordnung, in der zum Schulbesuch und zur Zahlung von Schulgeld aufgefordert wird und bei Weigerung Strafen angedroht werden. 1656 erhält die Gemeinde ihr erstes Schulhäuslein. Es dauert aber noch Jahrzehnte, ehe der Schulbesuch eine Selbstverständlichkeit wird, weil die Kinder in der Landwirtschaft gebraucht werden und es an geeigneten und vorgebildeten Lehrern mangelt. So mußte der Pastor von Stapelage 1671 darüber Klage führen, daß der Küster, statt Vorbild für die Jugend zu sein, ein Ärgernis für die Gemeinde darstellt. Er versteht sich besser aufs Kartenspielen und Fluchen, nicht aber aufs Singen und Lesen, denn das waren neben dem Beten die beiden anderen Unterrichtsfächer.

Der Staat versucht über ständige Verordnungen eine Besserung der schulischen Situation zu schaffen, aber für die Ausbildung der Lehrer tut er zunächst nichts. Der Kampf um die Durchführung der Schulpflicht dauert das ganze 18. Jahrhundert an. Die Eltern weigern sich, ihre Kinder zur Schule zu schicken, denn einigen ist es ein Ärgernis, daß der Küster Lehrer und Gastwirt in einer Person ist. Der Lehrer kann sich andererseits nicht für die Schule einsetzen, denn er muß bei Hochzeiten und Taufen aufspielen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Manche Eltern lassen ihre Kinder mit der Begründung zu Hause, der Schulweg sei zu weit.

Eine allmähliche Besserung der Mißstände soll erst eintreten, als im Jahre 1781 ein Lehrerseminar zur Ausbildung von Lehrern gegründet wird. Neue Unterrichtsmethoden werden eingeführt und die Unterrichtsfächer um das Rechnen, Schreiben und den Industrieunterricht (Stricken und Spinnen) erweitert. 1787 kommt der erste Lehrer nach Stapelage, der seine Ausbildung am Seminar erfahren hat.

Ein weiteres Problem, das seine Aktualität bis auf den heutigen Tag nicht verloren hat, beschäftigt immer wieder die Menschen: die Schulraumnot. Als 1841 ein neues Schulgebäude errichtet wird, kann eine weitere Schwierigkeit gemeistert werden, da eine zweite Kraft (ein Nebenlehrer) die Aufteilung der Schüler in zwei Gruppen ermöglicht.

Das Jahr 1914 bedeutet für die lippischen Schulen einen Wendepunkt in ihrer Entwicklung. Während die meisten anderen Staaten schon längst zu einer Fachaufsicht übergegangen sind, bleibt in unserem

Raum die kirchliche Aufsicht weiter bestehen, was auch in Stapelage zu manchen Spannungen zwischen dem Pfarrer und dem Lehrer geführt hat. Mit dem Volksschulgesetz vom 11. 3. 1914 werden die Schulen unter staatliche Oberaufsicht gestellt. Von nun an dürfen auch Lehrerinnen eingesetzt werden. 1924 wird dann auch in Stapelage die Trennung zwischen Lehrer- und Küsterberuf vollzogen.

Auch in Lage wird die schulische Entwicklung in den ersten Jahrhunderten des Schulwesens nicht viel anders verlaufen sein, wie wir es am Beispiel Stapelages beobachten können. Den Kommunalpolitiker, der an der Errichtung eines modernen Schulzentrums seiner Heimatstadt mitarbeiten durfte, interessiert nun einmal besonders an der Vergangenheit seiner Stadt die Schulraumfrage, die kurz angesprochen werden soll.

Ständig steigende Schülerzahlen zwingen die Verantwortlichen zu Überlegungen, wie man an neuen Schulraum gelangen könne. Mit dem Erlös zu klein gewordener Schulen werden zunächst immer wieder andere Gebäude erworben, bis man sich im Jahre 1859 zu einem Schulneubau, der Kantorschule an der Schulstraße, entschließt. Im Jahre 1886 muß ein weiterer Neubau folgen, der am Sedanplatz mit 4 Klassenräumen entsteht und in zwei Stufen auf 12 Klassen erweitert wird. Im Jahre 1954 muß erneut gebaut werden, für das Siedlungsgebiet am Maßbruch wird eine Schule geschaffen, die nach zweimaligen Erweiterungen eine Turnhalle und 15 Klassenräume umfaßt.

Der katholischen Bekenntnisschule in Lage war nur ein kurzes Dasein beschieden. Aufgrund des Schulordnungsgesetzes von 1952 erbaut, muß sie nach der Reform des Volksschulwesens von 1968 wieder aufgelöst werden.

Im Jahre 1844 gründet man in Lage die Rektorschule, aus der dann später die heutige Realschule hervorgeht. Der Rektor ist zugleich Hilfsprediger, in dessen Wohnung die Knaben unterrichtet werden. Da der Inhaber dieses Amtes oft wechselt, wenn er eine bessere Stellung findet, müssen die Schüler auch häufiger umziehen. Im Jahre 1906 sind die drei Klassenräume für die Schüler nicht mehr ausreichend, so wird der Neubau einer „Höheren Knabenschule“ an der Friedrichstraße gegen den Protest vieler Bürger beschlossen. 1907 kann das Gebäude, das den Namen Freiligrathschule erhält, bezogen werden, und 1957 folgt ein Anbau mit Aula und 10 Unterrichtsräumen, wodurch die Schulraumnot erneut behoben werden kann.

Zwei Daten aus der jüngsten Vergangenheit stellen einen bedeutsamen Einschnitt in der schulischen Entwicklung unserer heutigen Großgemeinde dar: die Schulreform von 1968 und die kommunale Neugliederung am 1. 1. 1970. Mit der Reform von 1968 endete die Volksschule alter Prägung, aus ihr gingen die vierklassige Grundschule und die Hauptschule, eine weiterführende Schule, als neue Schulformen hervor.

Es scheint verständlich, wenn nicht bei allen Bürgern Jubel über diesen Wandel aufkam, denn es galt, von Einrichtungen Abschied zu nehmen, mit denen man vertraut war. Darüber hinaus mußten sich einige Gemeinden mit der Tatsache abfinden, ihre Schule zu verlieren. Um einer größeren Effektivität willen sollten nach Möglichkeit mindestens zweizügige Grundschulen geschaffen werden, wodurch in Billinghausen und Pottenhausen die Schulen aufgelöst wurden. Auch die Gemeinden Kachtenhausen und Ohrsen und Wissentrup hatten zunächst unter den Veränderungen zu leiden, denn ein dringend notwendig gewordener Schulneubau mußte bis nach Abschluß beider Reformen zurückgestellt werden. Nach einer beachtenswerten Bauzeit von nur 3 Monaten konnte jedoch am 1. 12. 1972 ein 8-klassiger Schulbau bezogen werden, der in Raumzellenbauweise erstellt worden ist.

Die Anlaufphase der beiden 1968 in Lage eingerichteten Hauptschulen war keine besonders glückliche. Die erste Verände-



Schulzentrum Werreanger. Blick auf die Sport- und Schwimmhalle *Foto: Haberbeck, Lage*

rung trat bereits 1970 ein, als Hörste zur neuen Großgemeinde Lage zählte und nun seine Hauptschüler, die zwei Jahre nach Augustdorf gehen mußten, zur hiesigen Hauptschule gehörten. Dagegen mußten die Schüler aus Hörstmar nach Lemgo abgegeben werden. Das war jedoch nur eine Episode am Rande, wenn man an die Schulraumsituation denkt. Beide Schulen mußten einen nicht erheblichen Teil ihrer Klassen in andere Schulgebäude auslagern, was bedeutete, daß Schüler mit Bussen unter nicht unerheblichem Aufwand an Kosten befördert werden mußten und Lehrer zwischen den einzelnen Unterrichtsorten zu pendeln hatten. Für die Hauptschule II (Maßbruch) konnte durch den Anbau von 4 Pavillonklassen eine Besserung geschaffen werden. Da aber die anderen Schulgebäude in Lage nicht so ausgebaut werden konnten, daß eine ordentliche Unterbringung eines so großen Schulsystems, wie die Hauptschule nun einmal ist, zu erreichen war, mußten die Planungen in Richtung Schulneubau zielen.

Im Jahre 1971 erteilte der Kultusminister unseres Landes die Erlaubnis zur Errichtung eines Gymnasiums, das bereits 1967 beantragt war. Diese Nachricht war erfreulich, denn die Gymnasialschüler unseres Raumes hatten für den Besuch dieser weiterführenden Schule das Opfer langer An- und Abfahrtszeiten zu erbringen. Wenn man bedenkt, daß manche Eltern diese Strapazen ihren zehnjährigen Kindern nicht zumuten zu können glaubten und sie ihre Kinder deswegen nicht nach Detmold oder Lemgo zum Gymnasium schickten, sollte sich durch die Errichtung eines Gymnasiums in unserer Stadt ein Stück Chancengleichheit verwirklichen. Für das Gymnasium war jedoch kein Schulraum vorhanden, so mußten in der früheren Ingenieurschule Räume als Übergangslösung angemietet werden.

In der Realschule waren ständig steigende Schülerzahlen zu beobachten, einer Erweiterung der Baulichkeiten war jedoch wegen der Beschaffenheit des Grundstücks nicht möglich. Die Belästigung des Unterrichts durch den Verkehrslärm der Bundesstraße 66 war nahezu unerträglich, wobei zu bedenken war, daß die Beeinträchtigungen durch den Baubeginn der geplanten Hochstraße noch zunehmen sollten.

So wurde sofort nach Konstituierung der Ausschüsse durch den Rat der Großgemeinde Lage im Mai 1970 die Schulplanung in Angriff genommen. In Zusammenarbeit mit der Bezirksregierung wurde ein Schulbaukonzept entwickelt, das auf die augenblickliche schulpolitische Struk-

tur abgestellt war, also die Dreiteilung unseres allgemeinbildenden Schulwesens berücksichtigte, wobei eine zukünftige strukturelle Änderung des Bildungswesens nicht außer acht gelassen werden durfte. Nach manchen fachkundigen Beratungen und einigen Besichtigungen von Schulzentren und Gesamtschulen entschied der Rat der Stadt Lage, ein Schulzentrum für Hauptschule, Realschule und Gymnasium zu bauen.

Um für das Schul-, Sport- und Kulturzentrum eine pädagogisch, städtebaulich und ökonomisch möglichst optimale Lösung zu erreichen, wurde ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Das Preisgericht entschied sich für den Entwurf des Architekten BDA Allerkamp, der eine besonders wirtschaftliche Lösung gefunden hatte. Der Schulbau wurde in konventioneller und Fertigbauweise ausgeschrieben, wobei überraschend die Angebote in konventioneller Bauweise besonders günstig ausfielen. Um den gestellten Zeitplan einhalten zu können, wurde ein Sonderausschuß für das Schulzentrum gebildet, der vom Rat alle Vollmachten erhielt und der ohne Einhaltung von Ladungsfristen möglichst unbürokratisch alle Vorgänge, die vom Büro Allerkamp und von der Schulbauabteilung vorgelegt wurden, entscheiden sollte.

Die Erdarbeiten konnten noch gegen Ende des Jahres 1971 anlaufen, und obwohl man eine gewisse Scheu vor dem Gebrauch von Superlativen hat, kommt man nicht umhin festzustellen, daß in einer Rekordzeit von 170 Tagen der Schultrakt im Rohbau erstellt war.

Am 1. 8. 1973 konnte das Gymnasium mit 11 Klassen und rund 400 Schülern einziehen. Anfang 1974 hatten die Sportler unserer Großgemeinde ihren großen Tag, denn die geräumige Sporthalle (3-fach-Turnhalle) konnte der Öffentlichkeit übergeben werden. Sportler aus Vereinen mit Rang und Namen, die zu Turnieren in Lage bereits angetreten sind, haben sich lobend über unsere Sportstätte geäußert.

Mit Beginn des Schuljahres 1974/75 zog die Hauptschule I in das Schulzentrum ein und konnte nach Fertigstellung der Aula, die aufgrund ihrer eindrucksvollen Innenausstattung ein würdiger Raum für Theater- und Konzertveranstaltungen ist, an den Einweihungsfeierlichkeiten teilnehmen, die am 19. 10. 1974 in Anwesenheit des Innenministers unseres Landes stattfand.

Wenn am 3. Februar die Realschule ihre Arbeit in dem Schulzentrum aufnimmt, werden drei Schulformen unter einem vereinigt sein. Es ist klar, daß der schulische Alltag angesichts einer Größenordnung von etwa 1700 Schülern mit einer nicht unerheblichen Anzahl von Lehrern Komplikationen mit sich bringen wird. Wenn jedoch Lehrer und Schüler aller Schulformen um eine gedeihliche Zusammenarbeit bemüht sind, kann hier ein Stück an Miteinander und Toleranz eingeübt und verwirklicht werden, ohne die unsere Gesellschaft nicht funktionieren kann.

Wenn hier und da bei unseren Bürgern der Eindruck aufkommen sollte, bei der Errichtung des Schulzentrums sei zu aufwendig geplant und gebaut worden, dann muß dem entgegengehalten werden, was der Innenminister unseres Landes bei seiner Festansprache gelegentlich der Einweihung des Schulzentrums zu dieser Frage ausführte. Er stellte mit Nachdruck fest, in Lage sei in geradezu vorbildlicher Weise mit den Steuergeldern unserer Bürger umgegangen worden. Bedenkt man weiter, einer wie großen Anzahl von Menschen und wievielen Gruppen diese Anlage dient, dann kann ein solcher Vorwurf nicht aufrecht erhalten werden. Außerdem muß gesagt werden, daß im Hinblick auf weitere Veränderungen unseres Schulsystems sinnvoll und damit sparsam verfahren worden ist. Welche der im Augenblick diskutierten Schulkonzeptionen auch in der Zukunft verwirklicht werden mag, wir können sie ohne weiteren großen Kostenaufwand praktizieren.

28 Jahre Volkshochschule der Stadt Lage

Von Karl Uekermann

Am Ende des zweiten Weltkrieges waren mit den einstmals blühenden deutschen Städten auch deren kulturelle Einrichtungen zerstört worden. Um neues kulturelles Leben erstehen zu lassen, bedurfte es eines kräftigen Anstoßes von außen, da unser Volk infolge der größten Katastrophe, die es jemals erlebt hatte, in geistiger und seelischer Hinsicht wie gelähmt war.

So war es denn die britische Besatzungsmacht, die durch ihre Erziehungskontrollanweisung Nr. 21 vom 24. 9. 1945 u. a. den Versuch unternahm, Erwachsenenbildungseinrichtungen ins Leben zu rufen, mit denen sie im eigenen Lande während des Krieges gute Erfahrungen gemacht hatte.

Da die deutschen Verwaltungsstellen das Vorhaben der Militärregierung, infolge Bewältigung von Flüchtlingsproblemen, nur sehr langsam zu realisieren vermochten, dauerte es bis Mitte 1946 ehe die Gründung der ersten Volkshochschulen als Träger der Erwachsenenbildung erfolgten.

Die Volkshochschule der Stadt Lage wurde am 17. November 1946 gegründet.

Neben dem Leiter, Dr. Rudolf Claudius, standen fünf Dozenten, die von der Militärregierung die Unterrichtserlaubnis erhalten hatten, zur Verfügung.

Das erste Bildungsangebot: Laienspiele, Lesegemeinschaften, Singekreise, Sprachen und Schreibmaschinenunterricht — durch Plakatanschlag publik gemacht — wurde von 115 Lagenser Bürgern (60 männl. u. 55 weibl.) angenommen.

Im zweiten Jahr stieg die Teilnehmerzahl schon merklich an, so daß es an Dozenten fehlte.

Nach der Währungsreform trat zunächst infolge Geldknappheit ein derartiger Hörerschwund ein, daß der Unterrichtsbetrieb vorübergehend eingestellt werden mußte.

Doch bald ging es wieder bergauf, die Menschen faßten neuen Mut und wandten sich auch wieder kulturellen Dingen zu. Wenn auch infolge unserer ländlichen Struktur der Bildungshunger nicht übermäßig groß war, so konnte man doch allwöchentlich etwa 150 lernwillige Bewohner unserer Stadt in der Volkshochschule antreffen.

Für die Volkshochschulen ergaben sich in diesen Jahren mannigfache Schwierigkeiten, vor allem in finanzieller Hinsicht, denn die öffentlichen Mittel flossen bis 1953 nur sehr spärlich. Daß die Einrichtungen trotzdem nicht untergingen, ist in erster Linie der Opferbereitschaft aller an ihr Tätigen zuzuschreiben. Leiter und Dozenten blieben trotz karger Vergütung stets ihrem Werk treu.

Im Jahre 1953 wurde das für die gesamte Bundesrepublik vorbildliche *Volkshochschul-Finanzierungsgesetz* vom Landtag NRW verabschiedet. Damit war die größte Not beseitigt, denn die Träger von anerkannten EWB-Einrichtungen hatten nun Anspruch auf Erstattung von 25% des nachgewiesenen Fehlbetrages. Die Folge war, daß das Bildungsprogramm vergrößert und reichhaltiger gestaltet werden konnte.

Neue Impulse gingen für unsere Einrichtung auch aus von dem 1947 ins Leben gerufenen Landesverband der Volkshochschulen von NRW sowie von dem 1952 gegründeten Lippischen Volksbildungswerk. Vor allem die letztere Institution bedeutete für alle Volkshochschulen Lippes — und damit auch für die hiesige — eine wertvolle Hilfe. Ein Meilenstein auf dem Wege der Erwachsenenbildung hier in Lage war die Anerkennung als *„Abendvolkshochschule"* durch den Kultusminister, weil sie damit in den Genuß der Unterstützung durch das Land NRW kam. Über die von außen kom-



Theateraufführung in der Aula (Schulzentrum)
Foto: Schrader, Lage

menden Anregungen und Unterstützungen hinaus, versuchte natürlich jeder Volkshochschulleiter auf seine Weise die Erwachsenenbildungssache auszubauen. Werbeveranstaltungen wurden inszeniert; ein Filmclub gegründet, der etwa 270 Mitglieder hatte. Leider ließ das Interesse schnell nach, so daß man den Club wieder auflösen mußte.

Inzwischen waren zehn Jahre ins Land gegangen. Anläßlich dieses Jubiläums veranstaltete die VHS-Lage eine großangelegte Werbeaktion in der Turn- und Festhalle am Jahnplatz mit ca. 500 Teilnehmern. Viele neue Freunde konnten auf dieses Weise gewonnen werden, so daß im ersten Trimester 1957 statt bisher 10 Kurse pro Arbeitsabschnitt 16 anlaufen konnten.

Ein neuer Abschnitt in personeller Hinsicht begann am 1. Januar 1964. Der bisherige Leiter Dr. Claudius legte infolge Versetzung sein Amt nieder, worauf die Leitung OStR K. Uekermann übertragen wurde.

Bestandssicherung und kontinuierlicher Ausbau der Erwachsenenbildungseinrichtung waren zunächst Nahziele.

Um eine effektivere Werbung zu ermöglichen, wurde erst einmal ein gedruckter Lehrplan herausgegeben; denn Kernstück jeder VHS-Werbung ist und bleibt der Lehrplan. Des weiteren wurden neue Disziplinen eingeführt, und zwar auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiet und auf dem Fremdsprachensektor. Für unsere Gastarbeiter richtete man Kurse *„Deutsch für Ausländer"* ein. Betreut wurden alle Nationalitäten, so daß eine kleine Integrationshilfe geleistet werden konnte.

Um die Rechtsfremdheit in unserem Volke mildern zu helfen, wurden zahlreiche Vorträge über *„das Recht im Alltag"* mit namhaften Juristen als Referenten durchgeführt.

Neben dem unterrichtlichen Ausbau vollzog sich der administrative. Mit Unterstützung der Landesregierung konnten ein volkshochschuleigener Unterrichtsraum und ein kleines Büro eingerichtet werden.

Der Großgemeindebildung trug man Rechnung durch Eröffnung von Nebenstellen in Heiden und Hörste, um dadurch einzelne Veranstaltungen bürgernah durchführen zu können.

Da eine ordnungsgemäß arbeitende Volkshochschule ohne moderne Unterrichtsmedien nicht auskommt, schenkte man den audiovisuellen Lehr- und Lernmitteln erhöhte Aufmerksamkeit. Durch die inzwischen in Dienst gestellten Geräte konnte der Wirkungsgrad aller Bemühungen bedeutend verbessert werden.

Wenn man auch die Durchführung abschlußbezogener Kurse — Volks- u. Realschulabschlüsse — benachbarten größeren

Volkshochschulen überlassen muß, kommen doch auch die Hörer der VHS-Lage zu Bildungsabschlüssen, und zwar durch die sogenannten Zertifikatskurse.

„Zertifikatskurse sind VHS-Veranstaltungen, die mit wissenschaftlich objektivierten Lehr- und Lernverfahren Teilnehmer zu einem präzisier- und überprüfbarem Lernziel führen" — so die amtliche Begriffsbestimmung —. Wir bieten zur Zeit Kurse für Englisch, Deutsch als Fremdsprache, Elektrotechnik und Mathematik an. Weitere Zertifikatskurse sind vorgesehen. Bisherige Prüfungsergebnisse waren gut und sehr gut.

Als Novum unserer Bildungsarbeit betrachten wir die 1972 ins Leben gerufene *„Elternschule am Nachmittag"*. Hier haben Eltern mit ihren Kindern Gelegenheit, sich weiterzubilden. Da aber nur schulpflichtige Kinder aufgenommen werden, stellte sich die Frage: „Wohin mit den Kleinkindern?" Als Lösung bot sich ein *Lernexperiment* an, und zwar unter dem Motto: *„Kinder im Vorschulalter lernen auf spielende Art die Anfangsgründe einer Fremdsprache"*. Nach Beendigung des Versuchskursus erhielten wir so viel Neuanmeldungen, daß ein Parallelkursus eingerichtet werden mußte.

Fazit: Auch in der VHS-Arbeit soll man nicht nur ausgetretenen Pfaden folgen, sondern ab und zu neue Wege beschreiten!

Damit ist in groben Zügen die Entwicklung der Volkshochschule Lage aufgezeigt worden.

Ein Blick in den neuesten, mit dem vorwärtsstrebenden Pflugeisen gezierten Arbeitsplan 1/75 zeigt, daß das Bildungsangebot die Möglichkeit bietet, sich auf vielen Gebieten weiterzubilden: Von der Elternschule über Studienreisen, Kunst und Musik, Pädagogik und Soziologie, Gymnastik und Entspannung, Sprachen und Bürotechnik, Mathematik und Naturwissenschaft, Nähen, Kochen, Körperpflege bis hin zu eigenem Gestalten, reicht der weite Bogen des Bildungsangebotes.

Wenn auch keine spektakulären Erfolge aufzuweisen sind, so muß man doch feststellen, daß die VHS-Lage versucht hat, mit der Entwicklung Schritt zu halten und damit den ihr übertragenen Bildungsauftrag: *„allen Bürgern Hilfe zu leisten für die kritische Urteilsbildung, für das Lernen und für die kreative Eigentätigkeit"*, erfüllt hat. In gedrängter Kürze ein Leistungsüberblick über die zurückliegenden 28 Jahre.

In 400 Einzelveranstaltungen wurden rd. 26 000 Bürgern unserer Großgemeinde von namhaften Referenten wertvolle Informationen vermittelt, und zwar aus allen Lebensbereichen.

In 1550 allgemein- und berufsbildenden Kursen und Arbeitskreisen — davon 1100 in den letzten zehn Jahren — gaben erfahrene Erwachsenenbildner und Lehrer aller Schulformen ihr Wissen und Können an rd. 20 000 „Volkshochschüler" weiter.

Darüber hinaus konnten viele hundert Bürger jeden Alters auf den Gebieten: manuelles, musisches Arbeiten und Werken, plastisches Gestalten und Malen, Haushaltsfertigkeiten, Sport, Gymnastik und Körperpflege unterwiesen werden.

Nun steht die Volkshochschule Lage vor einer bedeutsamen Wende.

Das erwähnte Finanzierungsgesetz vom Jahre 1953 ist abgelöst worden durch ein am 1. 1. 1975 inkraft getretenes neues Weiterbildungsgesetz. Nach diesem Gesetz haben Gemeinden mit 40 000 Einwohnern und darüber die *Pflicht*, eine Volkshochschule zu unterhalten und müssen ihren Bürgern ein flächendeckendes, in quantitativer und qualitativer Hinsicht ausgewogenes Bildungsangebot unterbreiten. Außerdem verlangt der Gesetzgeber, daß pro Jahr mindestens 7 200 Unterrichtsstunden durchgeführt werden. Gemeinden mit weniger als 40 000 Einwohnern können sich zur Unterhaltung einer Volkshochschule mit benachbarten Gemeinden zu Zweckverbän-

den zusammenschließen. Das wird im Falle Lage nötig sein, da weder die Einwohnerzahl reicht, noch die geforderten Unterrichtsstunden erbracht werden können. Da die benachbarten Gemeinden Augustdorf, Leopoldshöhe und Oerlinghausen vor dem gleichen Problem wie Lage stehen, zeichnet sich die Möglichkeit eines Zusammenschlusses bereits ab.

Weil die Erwachsenenbildung auch in Zukunft grundsätzlich von der freiwilligen Teilnahme ausgeht, bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß es gelingen möge, den Lernwillen vieler Mitbürger zu mobilisieren.

Fachhochschule Lippe — Abteilung Lage

70 Jahre Ingenieurausbildung in Lage

Von Prof. Dipl.-Ing. Rexilius

Man sagt dem Lippischen Menschen eine besondere Sparsamkeit nach. Eine Tugend, die heute in Deutschland leider in Vergessenheit zu versinken droht. Man muß dem Lipper aber auch bescheinigen, daß er gerade in der Zeit um die Jahrhundertwende, in der die Industrialisierung Deutschlands mit aller Macht einsetzte, unternehmerischen Weitblick, Verantwortungsbewußtsein und eine bemerkenswerte Beständigkeit bei der Durchsetzung seiner Ziele bewiesen hat.

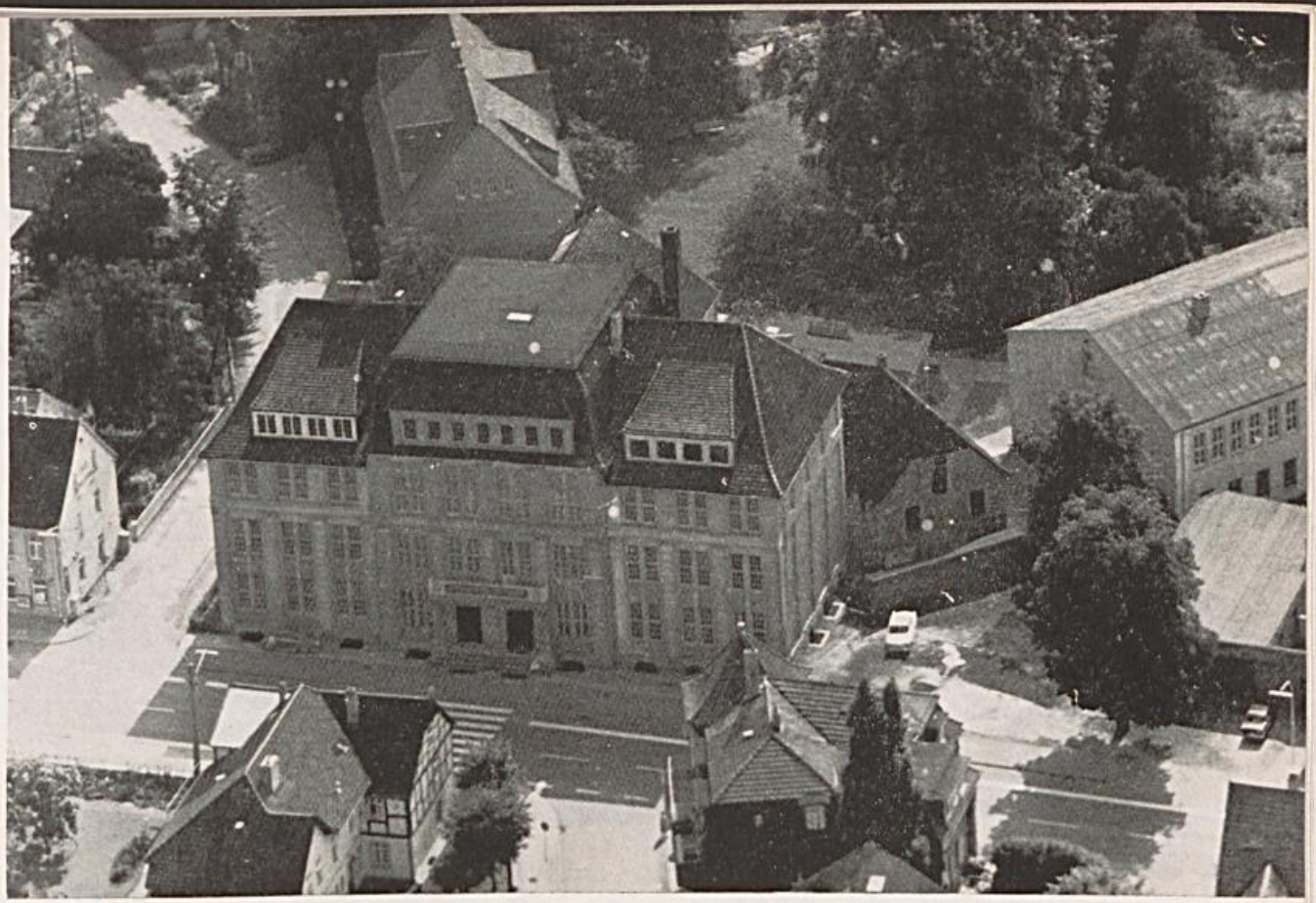
In der Erkenntnis, daß die enorme wirtschaftliche Entwicklung auf allen Gebieten der Technik geschultes Personal erfordert, dessen Kenntnisse und Fertigkeiten weit über die damals übliche handwerkliche Ausbildung hinaus ging, gründete der Lagenser Bürger Wilhelm Quest im Jahre 1906 ein privates „Polytechnikum". Entsprechend seiner Bildungsaufgabe wurden in diesem Polytechnikum Ingenieure für die Fachrichtungen Bauingenieurwesen, Architektur, Ziegeleiwesen, Maschinenbau und Elektrotechnik ausgebildet.

Die Ingenieurausbildung in Lage war so gut, daß bereits in den zwanziger Jahren über 400 Studenten eingeschriebene Hörer waren. Die private Schule wurde daher bereits damals in die Reichsliste eingetragen und die Abschlußprüfung durch einen staatlichen Prüfungsausschuß abgenommen. Ihre überregionale Bedeutung wurde dann durch die staatliche Anerkennung im Jahre 1941 und die Zuerkennung des Status einer „Ersatzschule" nach dem Kriege unterstrichen. Dieses Herausheben aus dem Kreis der übrigen Bildungseinrichtungen war eine Folge des guten Rufes.

Das Einzugsgebiet der Schule war nicht nur die nähere Umgebung. Im gesamten Norddeutschen Raum sowie nach Süden bis zur Mainlinie und darüber hinaus war Lage als ausgezeichnete Stätte einer modernen Ingenieurausbildung bekannt. Die Vielzahl ausländischer Studenten beweist, daß man auch zu internationaler Zusammenarbeit bereit war. In den Jahren 1948 bis 1964 studierten ca. 1200 Studenten in Lage. Etwa jeder vierte Ingenieur in Nordrhein-Westfalen kam damals aus Lippe.

Zwei Weltkriege, eine Inflation und eine Währungsreform haben die Entwicklung der Ingenieurschule Lage nicht hemmen können. Wenn trotzdem ab 1964 eine langsame aber stetige Rückwärtsentwicklung einsetzte, dann lagen die Schwierigkeiten hierfür in erster Linie in internen Verhältnissen der Schule begründet.

Die Landesregierung errichtete im Jahre 1964 eine staatliche Ingenieurschule für Maschinenwesen in Lemgo und eine staatliche Ingenieurschule für Bauwesen in Minden als Gegengewicht zu der immer noch



Fachhochschule Lippe — Abt. Lage

in privater Hand befindlichen Lagenser Schule. Der zielstrebige Aufbau in Lemgo sowie die mangelnde Entschlußfreudigkeit des Schulträgers waren die Ursachen dafür, daß innerhalb von 5 Jahren die Fachbereiche Maschinenbau und Elektrotechnik so geschwächt dastanden, daß die Schulleitung ihrer Überführung nach Lemgo im Jahre 1970 schließlich zustimmen mußte. Lediglich die Fachbereiche Bauingenieurwesen und Architektur behaupten sich weiterhin.

In diese für Lage so kritische Situation fiel darüberhinaus die Unruhe der Studenten in der ganzen Bundesrepublik. Sie wurde hervorgerufen durch den Anspruch auf die Gleichwertigkeit der deutschen Ingenieurausbildung gegenüber den EWG-Ländern. Der Höhepunkt der Studentenunruhen war der Streik im Sommersemester 1969. Seine Folge war die Geburtsstunde der Fachhochschulen.

Die Fachhochschulplanung der Landesregierung lief in den Jahren 1969/70 auf vollen Touren. Bald war zu erkennen, daß der Lippische Raum in diese Planung nicht einbezogen wurde. Alle Bildungseinrichtungen, die auf die Standorte Lage, Lemgo und Detmold verteilt waren und für eine Fachhochschulbildung in Betracht kamen, sollten in eine „Fachhochschule Bielefeld" einbezogen werden, deren Standort ebenfalls in Bielefeld sein sollte.

In dieser Zeit tat der private Schulträger der Ingenieurschule Lage das einzig Richtige. Er kündigte dem Kultusminister die Schließung der Schule für das Ende des Sommersemesters 1970 an und ermöglichte damit die Entwicklung einer eigenständigen Fachhochschule in Lippe.

Eine der Grundvoraussetzungen für die „Fachhochschule Lippe" war der Erhalt der Fachbereiche des Bauwesens in Lage. Während der auslaufenden Privatschulzeit des Jahres 1970 kam es darauf an, die Auflösungsabsichten der Landesregierung durch Eigeninitiativen zum Scheitern zu bringen. So fanden sich im Januar 1970

Vertreter der Stadt Lage, des Kreises Detmold, der Kammern in Detmold, private Unternehmer und Vertreter der Schule zusammen und gründeten den „Verein der Freunde und Förderer der Ingenieurschule für Bauwesen Lage e. V.".

Dieser Förderverein hatte u. a. eine grundsätzliche Aufgabe: Er übernahm die Schulgeldforderung, die der Schulträger gegenüber den Studenten erhob. Auf diese Weise gelang es tatsächlich für die Studenten des Bauwesens in Lage die gleiche Schulgeldfreiheit zu garantieren, wie sie an staatlichen Schulen praktiziert wurde.

Trotz allem war der Kultusminister nicht gewillt, die Schule in Lage in seine Konzeption aufzunehmen. Er beabsichtigte vielmehr, Dozenten und Studenten je nach Wunsch in Richtung Höxter bzw. Minden in Marsch zu setzen und an jenen Orten die Fortsetzung des Studiums zu ermöglichen bzw. die Fortsetzung der beruflichen Laufbahn für die Dozenten zu gewährleisten.

Durch die Gründung eines neuen Vereins, dem sogenannten „Trägerverein der Ingenieurschule Lage" wurde die Landesregierung in der Weise in Zugzwang gesetzt, daß sie entweder diesem neuen Träger die Fortführung der Schule nach dem 31. 7. 1970 gestattete oder aber sie selbst, d. h. in staatliche Regie übernahm.

Tatsächlich erfolgte am 1. 8. 1970 die Verstaatlichung der Ingenieurschule Lage zunächst für den Zeitraum bis 31. 7. 1971, dem Zeitpunkt der Errichtung der Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen.

Mit allen Mitteln wurde die Errichtung der Fachhochschule Lippe betrieben. In kurzer Zeit konstituierte sich ein Planungsausschuß, dem alle maßgebenden Kräfte aus Kultur, Wirtschaft und Verwaltung des Lippischen Raumes angehörten. In dem nun einsetzenden Kampf profilierten sich zwei Persönlichkeiten besonders: Auf der politischen Ebene war es der damalige Bürgermeister der Stadt Lemgo, Helmut Krüger, und von schulischer Seite der damalige Direktor der staatlichen Ingenieurschule für Maschinenwesen Dr.-Ing. Werner Rappaport. Der Erfolg dieser Arbeit wurde am 5. 5. 1971 durch die Verkündung des Fachhochschulerrichtungsgesetzes im Landtag in Düsseldorf gekrönt. Die „Fachhochschule Lippe" wurde mit diesem Gesetz Wirklichkeit.

Wer glaubte, daß nunmehr alle Schwierigkeiten für eine weitere erfolgreiche Ingenieurausbildung in Lage beseitigt waren, sah sich arg getäuscht. Neue Sorgen zogen nämlich im Jahre 1972 durch die Bildung der „Gesamthochschulen" auf. Die Sorge war also eine doppelte. Zunächst galt es das zarte Pflänzchen „Bauwesen" in Lage zu starkem aber doch organischem Wachstum zu verhelfen.

Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1971 nur ganze 54 Studenten in Lage studierten, die lediglich von 6 hauptamtlichen Dozenten betreut wurden, dann war diese Aufgabe schon eine gewaltige. Um so erfreulicher ist die Feststellung, die man heute treffen kann, daß nämlich Jahr um Jahr ein stetes Wachstum zu verzeichnen war, so daß die Studentenzahl heute auf 600 eingeschriebene Hörer angewachsen ist, während sich die Zahl der Dozenten bei den Bauingenieuren allein auf 20, bei den Architekten auf 10 hauptamtlich Lehrende erhöhte.

Es muß in diesem Zusammenhange daran erinnert werden, daß die Stadtväter Lages nicht nur Verständnis für die Sorgen der Abteilung Lage hatten, sondern daß sie in den entscheidenden Situationen auch zur Tat schritten und einen erheblichen Anteil der Verantwortung trugen. Dies gilt für den damaligen Stadtdirektor Silz und den Bürgermeister Knippschild, als es im Jahre 1969/70 bei der Gründung des Fördervereins um die Übernahme einer Ausfallbürgschaft durch die Stadt Lage ging, genau so wie für die jetzt amtierenden Herren. Durch das unermüdliche Eintreten für die Fachhochschule Lippe, durch ein be-

wundernswertes Verhandlungsgeschick, das auf einer ausgezeichneten Kenntnis der Zusammenhänge im Bereich der Hochschulplanung gestützt ist, haben Bürgermeister Wiesekopsieker und Stadtdirektor Dr. Drewes ihren Einfluß bis in die Spitzen der Hochschulplanung des Landes entscheidend geltend machen können und sich damit besondere Verdienste erworben.

Als Ziel, das noch im Jahre 1975 verwirklicht werden soll, gilt die Fertigstellung des Laborgebäudes, das mit knapp 1000 qm Nutzfläche als echte Gemeinschaftsarbeit von Dozenten und Studenten mit Unterstützung des Fördervereins, der Stadt Lage, durch erhebliche Sachspenden aus Bauwirtschaft und Bauindustrie errichtet wird. Diese Selbsthilfe ist erforderlich, damit die von der Landesregierung zur Verfügung gestellten Mittel für die technische Ausstaffierung sinnvoll angelegt werden können.

Geschenkt wurde niemandem Etwas. Das ist das Fazit, das man aus der Geschichte der Ingenieurausbildung in Lage ziehen kann. Wenn die Kräfte, die die Fachhochschule Lippe bis zu ihrer jetzigen Größe getragen haben, wach und damit richtungsweisend bleiben, wird Lage den guten Ruf, den seine Bauingenieure und Architekten erworben haben, auch in Zukunft bewahren können.

Die Kinder und die Senioren in der Stadt

Von Rudolf Niebuhr

Zu den Feiern, die im letzten Jahr in Lage stattfanden, gehören zwei, die bezeichnend sind für die Atmosphäre dieser Stadt: Einmal der Kindernachmittag, dann die Reihe der Seniorenveranstaltungen.

Der Kindernachmittag wurde von dem Ökumenischen Arbeitskreis ausgerichtet mit Hilfe der Schützengilde. Lages Sportplatz in der Eichenallee bot an diesem Tag ein buntes Bild. Viele Spiel- und Wettkampfmöglichkeiten waren aufgebaut, dicht belagert von den vielen Kindern. Mehr als 2000 kamen und hatten ihren Spaß.

Die Seniorenveranstaltungen waren vom Sozialausschuß beschlossen, vom Sozialamt geplant. Die Tische waren in Lages Festhalle gedeckt. Der Kaffee duftete. Freiwillige Helfer der verschiedenen karitativen Verbände halfen. Und sie kamen, die Senioren. Die Halle füllte sich immer mehr. Und dann rollte ein buntes Programm ab. Lages Vereine mit ihren kleinen und großen Künstlern übertrafen sich. Es waren gelungene Nachmittage.

Ich sagte, beide Veranstaltungen sind bezeichnend für den Geist unserer Stadt. Das ist so zu verstehen. Hier fühlt man sich als Familie, als Gemeinschaft. Da ist keine Gruppe ausgeschlossen, nicht die Kinder und nicht die Älteren. Sie alle gehören dazu.

Das muß im Grunde auch so sein. Denn eine Stadt ist eine menschliche Gemeinschaft. Sie funktioniert nur, wenn allen die entsprechenden Möglichkeiten zu einem sinnvollen Leben geboten werden.

In der Vergangenheit ist das nicht immer so gewesen. Es fehlten die eigenen Lebensbereiche für Kinder und Ältere.

Das hatte verschiedene Gründe. Die Kinder waren da. Ihre Rechte reflektierte man nicht. Sie gehörten zur Großfamilie. Und sie wurden früh zur Arbeit hinzugezogen. Zeit zum Spielen war wenig da. Spielplätze brauchte man nicht. Außerdem bot die ländliche Struktur Raum genug.

Nicht viel anders war es mit den Altgewordenen. Sie blieben in der Großfamilie. Sie konnten sich hier noch nützlich



Eröffnung des Kinderspielplatzes Fegersbruch

machen. Sie wurden versorgt, wenn sie selbst nicht mehr konnten. Das Alter wurde aber nicht als eigener Lebensabschnitt gesehen.

Das ist erst anders geworden in der jüngsten Zeit. Das Kind wurde entdeckt als Partner mit seinem eigenen Recht auf Lebensverwirklichung. Die Zahl der Älteren nahm zu, ein Erfolg der modernen Medizin, das Rentenalter setzte früher ein. Man spricht heute von drei Lebensabschnitten: 30 Jahre Ausbildung, 30 Jahre Arbeit, 30 Jahre Ruhestand. Damit ist aber das Alter als eigener Lebensabschnitt mit eigenen Rechten markiert. Beides hat dann aber auch Konsequenzen. Das Kind als Partner hat das Recht auf einen eigenen Lebensbereich, ebenso die Älteren. Dazu müssen Einrichtungen und Möglichkeiten geschaffen werden.

Das ist schon vor Jahren in Lage gesehen worden. 1953 wurde der erste Kindergarten gebaut am Jahnplatz, 1954 zog die reformierte Kirchengemeinde nach mit einem Kindergarten in Lages Neustadt, dem Maßbruch. In den letzten acht, vor allem in den letzten vier Jahren kamen noch eine ganze Reihe neuer dazu. Der Kindergarten der ref. Kirchengemeinde wurde neu gebaut, ursprünglich als Dreigruppenanlage, inzwischen vergrößert und zu einem Fünfgruppensystem erweitert.

Die katholische Kirchengemeinde errichtete einen Kindergarten in dem Siedlungsgebiet östlich der Lemgoer Straße. Es kamen Neubauten der Stadt dazu: In Hörste, in Ehrentrup (als Kindertagesstätte), in Müssen-Billinghausen und Übergangslösungen in Waddenhausen und Pottenhausen. Und schließlich noch ein neuer Kindergarten in der ehemaligen Schule in Ohrsen, getragen von der ref. Kirchengemeinde und ein Neubau der ref. Kirchengemeinde Heiden in Heiden.

Das ist eine stattliche Bilanz, die sich sehen lassen kann. Lage ist mit einem Netz von Kindergärten überzogen, so daß die Mehrzahl der Kinder aufgenommen werden kann. Sicher bleibt noch einiges zu tun. Notwendig ist vor allem ein Neubau im Gebiet Waddenhausen-Pottenhausen.

Auch an Kinderspielplätzen sind eine ganze Reihe neu gebaut worden. Bei der Großgemeindebildung vor fünf Jahren sah es so aus: In den Ortsteilen war es in der Regel besser als in der eigentlichen Kernstadt. Hier fehlten die meisten Plätze.

Inzwischen ist viel geschehen. Es sind einige sehr schöne Kinderspielplätze gebaut worden. In allen Teilen der Stadt sind Spielflächen vorhanden. Und doch sind hier noch Probleme. Fast alle Plätze, bis auf zwei, gleichen sich. Sie sind mit den herkömmlichen Spielgeräten ausgestattet, die immer nur dieselben Spielmöglichkeiten zulassen. Hier müßte mehr Fantasie investiert werden. Den Kindern müßten kreative Möglichkeiten geboten werden, um selber gestalten zu können. Wahrscheinlich geht das nicht ohne eine gewisse Anleitung der Kinder. Hier bieten sich Möglichkeiten für die entsprechenden karitativen Verbände und Initiativgruppen der



Besucher der Altenbegegnungsstätte der AWO Lage

Eltern. Sie können Spielnachmittage einrichten für die Kinder. Die Stadt gibt dazu die Voraussetzung, indem sie Plätze und Material bietet. Mehr kann sie sicher nicht leisten. Das würde ihre Finanzkraft sonst übersteigen.

Zusammenfassend kann man sagen: Es ist in den letzten Jahren viel geschehen. Das Recht der Kinder ist anerkannt worden. Es sind Bereiche für sie geschaffen worden, in denen sie sich im Spiel entwickeln können.

Daß auch in Lage die Älteren zu ihrem Recht kommen, will ich jetzt zeigen:

Früher hatten die Älteren nur Chancen sinnvoller Lebensgestaltung, wenn sie in einer Großfamilie leben konnten. Schlimm wurde es, wenn diese Bindungen nicht mehr bestanden und auch die Nachbarn sich nicht um sie kümmerten. Ich vergesse nicht den älteren Herrn, den ich vor 18 Jahren in einem Ortsteil Lages kennenlernte. Er hatte keine Angehörigen mehr. Er wohnte etwas abseits in einem kleinen Haus. Die Wohnung war kalt. Der Wind pfiff überall durch die Ritzen der Fenster. Mit dem alten Herd konnte er nicht gegen die Kälte anheizen. Er versorgte sich mühsam. Es war ein ärmliches Leben.

Nun gab es in Lage damals schon ein Altenheim. Es befand sich an der Lemgoer Straße. Es war durch Umbau einer alten Gastwirtschaft entstanden. Das Haus war nicht schlecht. Es wurde auch gut geführt. Und die Älteren, die hier lebten, fühlten sich durchaus wohl.

Aber — und hier beginnt das eigentliche Problem — wer ging schon in ein Altenheim! Dagegen wehrte sich jeder! Er wollte nicht abgeschoben werden! Hier mußte erst ein grundsätzlicher Wandel des Bewußtseins stattfinden und ein ebensolcher Wandel im Verständnis des Alters.

Das ist inzwischen geschehen. Das Alter ist als eigener dritter Lebensabschnitt anerkannt worden. Es ist genau so sinnvolle Zeit wie die der Jugend und der Reife.

Daraus sind aber inzwischen auch die Konsequenzen gezogen worden. Es sind die Einrichtungen geschaffen, die eine sinnvolle Zeit des Alters ermöglichen.

Ich nenne zuerst die Altentagesstätten und Altenbegegnungsmöglichkeiten. Hier ist die Stadt zusammen mit den karitativen Verbänden aktiv geworden. Es gibt inzwischen eine ganze Reihe von ihnen in Lages Kernstadt ebenso wie in den Ortsteilen. Hier treffen sich die Senioren einmal, zwei- oder dreimal in der Woche. Hier wird Kaffee getrunken, gespielt und gefeiert, oder man hört Vorträge und diskutiert. Hier hat man Kontakt und hier zeigt sich, daß das Leben noch Spaß macht.

Zu den Begegnungsmöglichkeiten gehören die Veranstaltungen, die die Stadt in eigener Regie durchführt, aber wieder in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit den freien Verbänden: Das sind die Kaffeefahrten, die einmal im Jahr angeboten werden. Mit dem Omnibus geht es durch die schöne Landschaft hin zu einem Lokal, wo die Tische gedeckt sind und der Kuchen schmeckt. In Verbindung mit dem Kreis Lippe werden Theaterfahrten angeboten, entweder nach Detmold ins Landestheater oder jetzt in die Aula des Schulzentrums.

Bunte Nachmittage werden veranstaltet. Das Programm bestreiten Lages Vereine oder Gruppen vom Theater. Ein großes Angebot, wenn man alles zusammen sieht. Dazu kommen noch die Bemühungen der freien Verbände und der Kirchen, um den Senioren Möglichkeiten sinnvoller Lebensgestaltung zu bieten.

Aber was geschieht mit den Älteren, die mit ihrem Haushalt nicht mehr fertig werden, die nicht mehr imstande sind, sich selber Essen zu kochen oder grundsätzlich pflegebedürftig geworden sind? Müssen sie doch in ein Altenheim abgeschoben werden?!

Abschieben ist immer fragwürdig. Ältere haben einen Anspruch auf freie individuelle Lebensgestaltung. Das war in den überkommenen Altenheimen in der Regel nicht möglich. Sie hatten Heimcharakter mit allen Vorteilen und Nachteilen.

Darum ist es sinnvoller, die Älteren — solange es eben geht — in der gewohnten Umgebung zu lassen und sie dort zu betreuen. Auch das geschieht in Lage. Können sie ihr Essen selber nicht mehr kochen, wird es ihnen ins Haus gebracht. Ein Anruf in Detmold beim paritätischen Wohlfahrtsverband genügt. Dann kommt der Wagen mit der Aufschrift: Essen auf Rädern. Das fertig gekochte und noch warme Essen wird ins Haus gebracht.

Die Kranken und Pflegebedürftigen werden von den Schwestern besucht. Es gibt fünf Schwesternstationen in der Großgemeinde Lage. Jede hat ihren Bezirk. Die Schwestern sind unterwegs und besuchen die Alten und die Kranken und helfen ihnen, mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden. Die Stationen werden zur Hälfte von der Stadt und zur Hälfte von den Kirchengemeinden getragen.

Selbstverständlich müssen neben dieser offenen Arbeit auch Einrichtungen vorhanden sein, in denen die Älteren mehr oder weniger ganz betreut werden. Im Augenblick haben wir in Lage zwei kleinere Altenheime, das eine an der Lemgoer Straße und die von-Cölln-Stiftung an der Langen Straße. In dem ersten Haus können etwa 20, in dem zweiten 10 Personen aufgenommen werden. Beide werden gut geführt, aber sie sind nicht ausreichend für die Stadt Lage. Außerdem sind neue Vorstellungen entwickelt worden über Unterbringung und Betreuung der Senioren.

Es gibt inzwischen den Typ der Altenwohnung. Es sind kleine Appartements für 1 oder 2 Personen, die entsprechend altengerecht gebaut und eingerichtet sind. Hier können die Älteren mit ihren Möbeln einziehen. In unserer Stadt gibt es eine ganze Reihe solcher Wohneinheiten, in denen die

Älteren alle notwenigen Bequemlichkeiten haben.

Die jüngste Einrichtung dieser Art ist im Bau. Es ist die Ev. Altenhilfe Lage G. m. b. H. an der Friedrich-Petri-Straße. Hier entstehen vierzig Altenwohnungen in einem Verbundsystem mit 48 Altenheim- und 48 Pflegeheimplätzen.

Dieser Bau des Altenzentrums ist ein wesentlicher Fortschritt. Wenn diese Einrichtung fertig ist, können viele Ältere in Lage bleiben und müssen nicht in auswärtige Heime. Das hat immer zu Schwierigkeiten geführt, denn in der Regel wollen die Älteren da bleiben, wo sie die letzten Jahre gewohnt haben.

Nur reichen die 48 Pflegeplätze für den Bedarf Lages nicht aus. Darum ist es gut, daß in Lage als erster Bauabschnitt eines neuen Krankenhauses vom Kreis Lippe ein Altenkrankenhaus gebaut werden soll. In ihm sollen langzeitkranke Ältere versorgt werden, für die in den normalen Krankenhäusern in der Regel kein Platz ist.

Sie sehen, Lage ist eine Stadt, in der alle zu ihrem Recht kommen sollen, die Kinder und die Älteren, eine Stadt, in der das Miteinander groß geschrieben wird.

Wie wir uns selber sehen!

Von Karl Wedegärtner

Wenn man den Urteilen unserer Nachbarn glauben darf, dann sind die „Lagenser" ein besonderer Menschenschlag. Nun, mir scheint dieses Prädikat, selbst wenn es nur positive Seiten hätte, etwas überzogen.

Nehmen wir diese Urteile der Nachbarn aber doch so, wie sie sicherlich gemeint sind. Es klingt da eine gewisse Achtung mit, die darin gipfelt, daß die „Löjesken" einen gesunden ausgeprägten Lokalpatriotismus haben.

Diese Eigenart des lokalen Denkens wird, so glaube ich, vielschichtig deutlich. Das gilt ganz besonders in den verschiedenen Vereinen und Gruppen. Ob Turner oder Fußballer, ob Schützen oder Sänger oder welche Gemeinschaften es auch immer sein mögen, hier spürt man lokale Eigenart. Es wird eine allgemeine Aktivität gezeigt, um die wir ein wenig beneidet werden. Auch die „Neubürger" wenn ich sie so bezeichnen darf, die ja oft persönlich harte Schicksale zu bewältigen hatten, sind gerade in den Vereinen unserer Stadt belebende Elemente.

Nach der Neugliederung, wir sind ja jetzt eine Stadt von weit über 30 000 Einwohnern, hat sich zwischen den Bürgern der Kernstadt und den Ortsteilen ein echtes Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickelt. Das war verhältnismäßig leicht und einfach, weil gerade im Vereinsleben, auch wenn gewisse Rivalitäten z. B. in den verschiedenen Sportarten bestanden, seit eh und je eine freundschaftlich nachbarschaftliche Beziehung gepflegt worden ist.

Ob es zum Karneval an den „Haferbach" oder zu den Gecken von „Sunnern Bieke — Ellern-Hüchte" ging, et was jümmer lade, wenn wui no Hiuse keumen.

Gleiches gilt für die Turn- und Sportfeste oder auch die Sängerfeste. Ob in der Kernstadt, oder in einem „Vorort", immer fühlt man sich zu Hause. Das Gemeinschaftsdenken der Lagenser ist ganz besonders ausgeprägt und mit einem Schuß zum Fröhlichsein gepaart.

Als vor Jahren die Lange Straße, unsere „City", nach wochenlangen Ausbauarbeiten wieder freigegeben wurde, machte man daraus kurzerhand ein kleines Straßenfest. Ohne, daß dazu besonders aufgerufen worden war, tanzten Hunderte von Bürgern nach den Klängen der heimischen Feuer-



Flohmarkt in Lage *Foto: Schrader, Lage*

wehrkapelle bis in den frühen Morgen. Straßentheken und Würstchenstände sorgten für das leibliche Wohl; — dafür wurde die Fahrbahn dann 24 Stunden später dem Verkehr übergeben.

Diese Spontanität bei gemeinschaftlichen Veranstaltungen ist auch dann zu spüren, wenn die „Stadt", d. h. die Verwaltung, den Bürger anspricht. Unter dem Motto „Loge boben" ist das Jahr 1974 gelaufen. Alle Veranstaltungen, ob es der Festzug war, an dem sich alle Ortsteile und Vereine mit Begeisterung beteiligt haben, oder ob die Einweihung des Schul- und Kulturzentrums auf dem Plan war, immer war der Bürger dabei. Der Bürger, d. h. praktisch die gesamte Bevölkerung.

Beim von der Stadtverwaltung organisierten Flohmarkt trifft sich Jung und Alt, auch wenn das Wetter noch so mies ist. Der gesamte Rat, unabhängig von irgendeiner Partei, setzt sich bei dieser Aktion tatkräftig ein. Der Drehorgel spielende Pastor ist genau so selbstverständlich wie der Fabrikant, der hier einmal Trödelkram an den Mann oder auch an die Frau bringt.

In Lage gibt es noch das Fluidum der Kleinstadt; ich will sagen, hier besteht noch die nachbarschaftliche Nähe, das Interesse des einen für die Dinge des anderen.

Da gibt es eine kleine scheinbar unwichtige Begebenheit, die dieses Kleinstadtmilieu deutlich macht.

Am Amtsgericht in Lage war lange Jahre der aus seiner Heimat vertriebene Amtsgerichtsrat Drews tätig. Nach seiner Pensionierung verzog er, aus welchen Gründen auch immer, nach Bad Salzuflen.

Lage war ihm aber so ans Herz gewachsen, daß er wöchentlich einmal, und zwar donnerstags, zum Abendschoppen nach Lage kam. Im „Eckchen" im Hotel „Deutsches Haus" wurden dann die Neuigkeiten diskutiert und mit alten Bekannten Erinnerungen aus der Vergangenheit ausgetauscht. Daß dabei manchmal der letzte Zug nach Bad Salzuflen verpaßt wurde, sei nur am Rande vermerkt. Besonders aber dann, wenn der „Lötmann", der „Meister"

und der „Anwalt“ mit in der Runde waren.

Aus irgendeinem Grunde war Herr Drews nun bereits einmal an einem Montag in Lage. Er besuchte, wie er das auch an den Donnerstagen zu tun pflegte, den Lageschen Friedhof. Hier hatte er wohl seine besinnliche Stunde. Als er an diesem Montag auch dem Friedhofswärter begegnet, meint dieser ganz erstaunt: „nanu, Sie heute in Lage, es ist doch erst Montag, sonst kommen Sie doch donnerstags“!

An dieser kleinen Begebenheit mag man ersehen, wie familiär man in Lage lebt und mit welcher Selbstverständlichkeit der eine an dem Lebensrhythmus des anderen teilnimmt.

In Lage feiert man gern, und so erklärt sich auch, daß man in einer Nachbarstadt von den „lichtferjen Löjesken“ spricht. Mag sein, daß wir etwas leichtfertig sind, aber auch bei der Arbeit, besonders wenn sie für die Gemeinschaft zu leisten ist, können wir zupacken.

An Beispielen hierfür mangelt es nicht. Die Turnhalle am Jahnplatz ist ein schlagender Beweis; dieser Bau ist in den frühen 20er Jahren durch die fleißigen Hände und namhaften Spenden aller Bürger entstanden.

Aus jüngster Zeit ist der „Förderverein Werreanger“ beredtes Zeugnis für die Bereitschaft der Lagenser Bürger zur Gemeinschaftsarbeit.

Und zum Schluß noch eine kleine liebenswerte Eigenart der Lagenser. Mit deftiger Hausmannskost kann man in Lage im Freundeskreis auch zu später Nachtstunde aufwarten. Wenn man beispielsweise nach den ersten Frosttagen über oder von „Braunen Kohl“ spricht, stehen den Anwesenden vor Rührung die Tränen in den Augen. Man denkt dabei unwillkürlich an die würzige Kohlwurst und den „Hast“, das angeräucherte Schweinerippchen, das diesem Kohl den nötigen lippischen „Hautgout“ gibt. Hier und da hört man dann wohl auch in unserer heimischen Mundart:

„Niu kan'n auk moll wedder met ner schmer'chen Schniuden iut'n Hiuse kuiken!“

Ja, ja, man möge mir dieses „Hohe Lied“ auf Lage nachsehen. Es ist eben auch der Ausdruck für einen liebenswerten Lokalpatriotismus. Aber, wie sollen wir Lagenser uns in dem Dreieck Deppel — Lemje — Iufeln, den drei großen Schwestern, besser behaupten als durch gesundes Selbstbewußtsein!?

Wie sagt doch unser Freund Wilhelm, der „Anwalt“ so gern? Lage ist eine schöne Stadt, es läßt sich gut drin leben, aber man muß einen gewaltigen Körper mitbringen! Und: man kann aber auch trinken was man will, Dank erntet man nie!

Loge boben!

Zwei Künstler in Lage

Von Joachim Huppelsberg

... Wüßten wir doch mehr über dortige Künstler und ihre Kunst! Zwei jedenfalls — zeitgenössisch, in einigen Wesenszügen beinahe verwandt — sind zu nennen. Beide erinnerlich, wo man sich denn in einer Stadt mit Übergewicht der oekonomischen und sportlichen Aktiva ans Künstlerische erinnert.

Clara Ernst — August Wilhelm Peter. Sie sollen hier für die Enklave der Musen in dieser Stadt stehen. Malerin und Zeichnerin: Clara Ernst; Lyriker und Grafiker: August Wilhelm Peter. Beide Einsame, was die öffentliche Kenntnisnahme ihrer Kunst anbetrifft, also unablässig in ihr künstlerisches Selbstgespräch vertieft. Clara Ernst



Mäckelmarkt der Ziegler auf dem Marktplatz Lage *(Zeichnung von Clara Ernst)*

nun schon entwandt, und ihr künstlerischer Nachlaß — noch — heimatlos.

Dabei sind ihre zarten, wie aus Fäden einer Märchenspindel gewobenen Zeichnungen schon auf weiten Reisen gewesen: in Paris, Wien, München, Hamburg, in Städten des Ruhrgebietes. Gewiß, die stille, intime Kunst der Clara Ernst wollte gegen die Trompetenstöße der Moderne nicht andringen. Ihre Bilder kamen aus der Tiefe eines Gemüts herauf, in dem auch kein Naturalismus sich ansiedeln konnte. Ein jedes ihrer Motive nahm die unverwechselbare Physiognomie der Künstlerin selber an: den zugleich schwermütigen, naiven und rätselhaften Blick der das Geheimnis ihrer Existenz träumenden Frau. Ist es verwunderlich, daß einer der kompetenten Liebhaber ihrer Arbeit eine Frau gewesen ist: die Berliner Malerin Ilse Häfner-Mode, die selber über Jahre hin in Leopoldshöhe den Vorrat ihrer Phantasie ins Bild brachte?

Die lyrische Ernte August Wilhelm Peter's ist unbeachtet eingebracht worden — im Gegensatz zu seinen Bildern, die in Lippe zuweilen zu sehen waren, im Gegensatz auch zu seinen siedlungsgeographischen und landeskundlichen Büchern „Pflug im Wappen" (1960) und „Lippe" (1970).

Hier stehen einzelne Stücke aus dem Fundus seiner Gedichte, Zeilen aus lyrischem Ursprung, leise vor sich hin gesprochen, den keimenden Gedanken wie achtlos mit sich ziehend in die Konstellationen der Gesichte und Erinnerungen. Zuweilen gerinnt eine Impression zu strengerer Form, wird eine Erinnerung zum Liedchen, zum Lied. Oder es löst sich auch der begleitende Gedanke aus der Nachbarschaft der Naturbilder, gleitet hinüber in den Raum der gedanklichen Assoziationen, vertieft sich für einen Augenblick da hinein und gibt sich schließlich auf, weht dahin, wie er hergeweht worden ist. Immer ist die lyrische Gebärde die des Lauschens und des Aufnehmens wörtlicher Substanz, das Auffinden und Dargeben farbiger und gestischer Eindrücke: ein lyrischer Prozeß, ausgesagt und anheimgestellt — Gedicht.

CLARA ERNST

Deine Bilder
wurden in Deinem Herzen groß.

Der alten Häuser Gerüst
wächst mit Dir durch die Jahre,
umfangen von der lastenden Zeit,
umfahren vom wechselnden Wind,
umtastet vom Licht der Gestirne.

Die Falten der Jahresringe,
das Bröckeln im Gestein,
das Wandern der Sterne,
Vergeßnes — Verblühtes — Vertanes —

Du nahmst es auf
in Deines Herzens Schrein
und schenkst es wieder
zu seiner Zeit.

Geschlossener Ring,
in dem das Dunkel
Glanz gewinnt
und alles Nahe
Weite.

Später Glanz der Hagebutten
an den stillen Heckenwegen,
aus dem Labyrinth der Zweige
lockt Zinnober und Karmin —

An den stillen Heckenwegen
lockt Zinnober und Karmin
aus dem Labyrinth der Zweige —

Später Glanz der Hagebutten
aus dem Labyrinth der Zweige —

An den stillen Heckenwegen
lockt Zinnober und Karmin,

Lockt Zinnober und Karmin —
Später Glanz der Hagebutten.

Durch das Sieb
der Zweige
schweben
die Blätter
filigran
granulan
starrer
stets
eingewebt
dem fahrenden
Gewölk

TOTES SAUSEN —

Filterndes
Astwerk
über
dem Teppich
der Jahre
filigran
granulan
Modrige
Süße
des gärenden
Weins.

Ernstes und Heiteres

Von Wilhelm Nebel

aus der Stadt Lage hat seinen Niederschlag in dem Buche gefunden: „Ich schrieb es auf," der Lagenserin Frau Arabin-Welchert. Über diesen engen Rahmen hinaus haben in der jetzigen Großgemeinde Lage echte lippische Menschen gelebt und gewirkt, die in lippischer Mundart ernste und heitere Geschichten aus dem Volksleben aufzeichneten. Einer der bedeutendsten, weit über den lippischen Raum hinaus, ist der Lehrer und Heimatschriftsteller August Wiemann, geb. am 25. Mai 1884 in Hörste, gest. 12. April 1951 in Detmold. Aus den vielen Veröffentlichungen von August Wiemann hat Wilhelm Süvern eine Sammlung unter dem Titel: „Plattduitsk sall geln!" herausgegeben. Diesem Band entnehmen wir nachstehende plattdeutsche Erzählungen, die gewiß bei den Heimatfreunden im Raum Lage und darüber hinaus Anklang finden.

STECKEN EUNEN!

De Dörper Höste un Puivitsheue lujjet seo donne teohaupe un künnt sick doch nich up't Fell kuiken, un froierhen was dat nau schlemmer osse vondage. In Höste wonnt suit Ollingstuin graute Biuern, in der Puivitsheue wörn teoeuerste bleos Puivitche, osse de Name oll sägt, un leterhen tügen nau ollerhand lütche Luie teo, Keobiuern, Wewers un Tichlers. In Höste was Dool un Kitt, in der Puivitsheue de schiere Sand. De Höster hatten Braut un wörten graut un lien keune Naut. De Puivitsheuer hatten kiume Bräot, lien mänchmol Näot und ärgern sick däot. Seu ärgern sick doröwer, dat seu den Höstern un Stapelsken jümmer kumen mößten, wenn 'se nau der Wieme mößten, inne Kerken wollen eoder mol Lust hatten, sick up'er Kärmisse teo volustiern. Jümmer mößten'se dür Höste. Wat de Höster teo viel Water hadden, seu leuten et nau der Puivitsheue laupen, un wenn seu de Regenwolken leid wörn, dann moßt'se de Wuind öwer't Breok wajjen — no der Puivitsheue. De Backopen stond in Höste, un de Puivitsheuer könn'er nich giegen haujahnen, suih, dat was de Aerger und de Nuck. Un uit dössen Nucke heriut word auk teon euerstenmol dat Weoert sägt, dat dann wuiderhen Sprichweoert worn eß in'er Puivitsheue un Uemmegiegend: *Stecken eunen, et ess'en Höster!* Un dat kam seo: Eun Höster Biuer stond in'er Loge vo Gericht. Heu soll wat Leiges don häbben, öwer man konn't änne nich buiweisen. Teoläßte word eun Puivitcher osse Tuige laan. De konn auk nicks nich buiwuisen. Oewer heu meune teoläste: „Herr Gerichtsrot, wenn wui dössen huier auk nich ollens nohwuisen künnt, heu sall't doch wal wesen suin. Un dorömme meune eck: Stecken eunen, et eß'en Höster!"

De Biuer kam fruig, un eun nujjet Sprichweoert flaug inne Welt. Un dor sall't mol neu lenger herömmernfleugen, osse de Puivitche, de richtigen met Fittchen, in der Puivitsheue herömmernflogen sind.

KEUN SUNNDAG EOHNE PICKERT

Wat'n aulen Lipper es, de kann sick keunen Sunndag eohne Pickert denken. Pickert hoiert teo'n Sunndage os de Kukkuck teon Freohjohrswaule un os de Brui'm teo'er Briut. Bui us in Höste word et Sunnobends männichmol düget late. Wui hadden 'en grauten Hiusholt un vell Minsken an'n Diske. Wui hadden Gor'n un Lännerui'e vör'n Dörpe, hadden Schwuine un Siegens in'n Stalle un et drofte nich Foierobend wer'n bet

olles blitzeblank was. Öbber wenn et nau seo late word, de Pickert moßte auk nau anmenget, backen un probeuert wer'n, euher kreig us keuner int Bedde.

In'er Obendtuit gaf et daumols oll mol dat öberbliebene Middageten, öbber dat rechte Nachtmohl kam doch eurst noher, seo ümme Klocke elwe eoder twölwe, wenn de Modder ühr'n Berg Pickert fer'g hadde. Jo, et was jümmer 'n richtigen Berg van 'n Stücker twölwe upeunanner, graute iutwossene Pickerts, jeuder'n Ver'l Disk graut. Doteo gaf et teo'n Upschmer'n soiten Roiwensapp iut'er Loge, eoder Schwetskensapp iut eugenen Kettel, eoder witte Bottern iut eugener Kernen, eoder Leberwost van eugener Ooßen. Un wat wui dann up de Mohltuit goet schleupen, glöwt keun Minske.

Den ganzen Sunndag word auk keun Stücke Braut anpackt. Dat schmecke dann eunfach nich un passe nich in de Welt. Un wat de Mondagmor'n was, doför hadde de Modder auk nau'n Stücke Pickert för jeuden upheget. Dann word eunen de Anfang van'er Olldagswieken nich seo siuer.

Seo ging dat johrin un johriut. Auk an den haugen Festdagen, an Wuihnachten, Austern und Pingsten, wenn't hiusbacken Stiuten teon Satteten gaf, word de Pickert nich vergetten un veracht't. Suine Kalör was an den Festdagen ollerdings geller os süß, heu hadde auk mahr Luftlöcker un männichmol schwarte Korinthen os Augen.

Eck mot söggen, de Pickert es us jümmer geot bekumen, wenn heu af un dann auk mol wirke os Rizinusölge un Rharbarberpillen. Seowat hölt frisk un risk un euner kann'er ault bui wer'n. Jo, eck lote nicks up geo'en lippsken Pickert kumen; wer den nich mag, de kennt'n nich, eoder heu weut nich, wat geot schmeckt.

Dat Rezept es nich van'n Doktor schrieben, öbber van echten lippsken Friuens, de Duisende van Pickerts back't hä't. Un geot sind seu jümmer wesen, dat kann eck betuigen, eck meune de Friuens un de Pickerts.

Kirche und kirchliche Entwicklung in Lage

Von Leopold Möller

In den Grenzen der neuen Stadt Lage besteht ein überaus vielfältiges kirchliches Leben. Neben den beiden großen Bekenntnissen evangelisch und katholisch finden wir die ev.-luth. Christusgemeinde Lage, als Gemeinde der selbständigen ev.-luth. Kirche (Altlutheraner), mit ihrer Kirche auf dem Maßbruch und die ev.-methodistische Gemeinde mit einer Kirche an der Hindenburgstraße. Beides sind Neugründungen und auch die heutige römisch-katholische Kirchengemeinde Lage wurde erst im Jahre 1894 als Missionsvikarie in dem sonst evangelischen Lage wiedergegründet. Sie zählte am 1. Dezember 1895 nur 190 Glieder.

Auf diese jüngeren Gründungen soll hier nicht näher eingegangen werden. Es kann auch nicht die Aufgabe dieser Ausführungen sein, detaillierte Beschreibungen der vorhandenen alten Kirchengebäude zu geben. Vielmehr geht es dem Verfasser darum, einen Überblick über die Zusammenhänge bei der Entstehung der ersten Gemeinden zu geben, damit der Leser den Bogen bis zur Gegenwart spannen kann.

Die kirchengeschichtliche Entwicklung der ursprünglich einheitlichen katholischen Kir-

che ging mit der Reformation auf die evangelische Kirche über. Innerhalb der heutigen Stadt Lage bestanden zu dieser Zeit drei selbständige Kirchengemeinden, nämlich Lage (Marktkirche), Heiden und Stapelage. Lage ist die flächenmäßig bei weitem größte, gefolgt von Heiden und in weiterem Abstand Stapelage. Seit dem Jahre 1911 wurde in Lage für die dort zugezogenen Lutheraner eine lutherische Kirchengemeinde der Lippischen Landeskirche gebildet. Im übrigen herrscht das reformierte Bekenntnis vor. Die Bewohner des Ortsteiles Waddenhausen betreut die neue Kirchengemeinde Sylbach (Bad Salzuflen) und der Ortsteil Kachtenhausen bildet einen Pfarrbezirk der Kirchengemeinde Helpup (Oerlinghausen). Die reformierte Kirchengemeinde Lage hat außerdem Gemeindezentren in Müssen, Ohrsen und Hagen. Von den reichlich 32 000 Einwohnern der Stadt Lage gehören rd. 29 500 der Lippischen Landeskirche an.

Neben den drei alten Kirchen ist eine kleine Hofkapelle des Rittergutes Iggenhausen zu erwähnen, die um 1600 erbaut sein soll. Eine Vorgängerin soll in Pottenhausen gestanden haben. Einzelheiten sind nicht bekannt. Es handelt sich zweifellos nicht um Gemeindekirchen, sondern um die Eigenkirche des früheren Corveyer Haupthofes Iggenhausen, dessen Verbindung zum Kloster Corvey (gegr. 822) bis in das frühe Mittelalter zurückgehen wird.

DIE ENTSTEHUNG DER ERSTEN GEMEINDEN

Die Entwicklung der Kirchengemeinden hängt eng und untrennbar zusammen mit der Entwicklung des Siedlungsraumes. Wo Menschen auf engerem Raum zusammenleben, entstehen Dörfer und Städte. Ihre Mächtigen bauen Burgen und Schlösser, der Glaube ihrer Bürger läßt sie Gotteshäuser erbauen. Burgen zeugen von Macht, Gotteshäuser von Frömmigkeit.

Wenn wir den Anfang dieser Entwicklung in unserem Raum aufspüren wollen, müssen wir uns in die Zeit zurückversetzen, als das Christentum bei unseren Vorfahren Eingang fand. Das war vor rund 1200 Jahren, also kurz vor 800. Wie hat es wohl damals in unserer Landschaft, dem Osningvorland, ausgesehen?

Die Besiedlung im frühen Mittelalter war noch sehr dünn. Sie hing mit einer Anzahl von Höfen zusammen. Dörfer oder andere größere Orte entstanden selten am Platz der großen Herrenhöfe, weil diese erst in entfernteren und manchmal verkehrsgünstigeren Lagen Land zur Aufteilung an Neubauern und deren Gefolge sowie Handwerker abgaben. So liegt Lage (Altstadt) ein Stück entfernt vom Corveyer Herrenhof Iggenhausen, Hörste 1 km vom Herrenhof Stapelage.

Um 800 war die Besiedlung und landwirtschaftliche Nutzung noch so dünn, daß nur etwa 1/6 der heutigen Ackerflächen für den Ackerbau genutzt wurden. Alles andere war Wald, Heide, Ödland und feuchte Niederung. Nur ein Bruchteil unserer heutigen Einwohnerzahl fand hier Lebensraum. Zwar wohnten schon viel früher Menschen hier. In den höheren Hang- und Tallagen Stapelages z. B. kann man menschliche Besiedlungen bis in die mittlere Steinzeit zurückverfolgen.

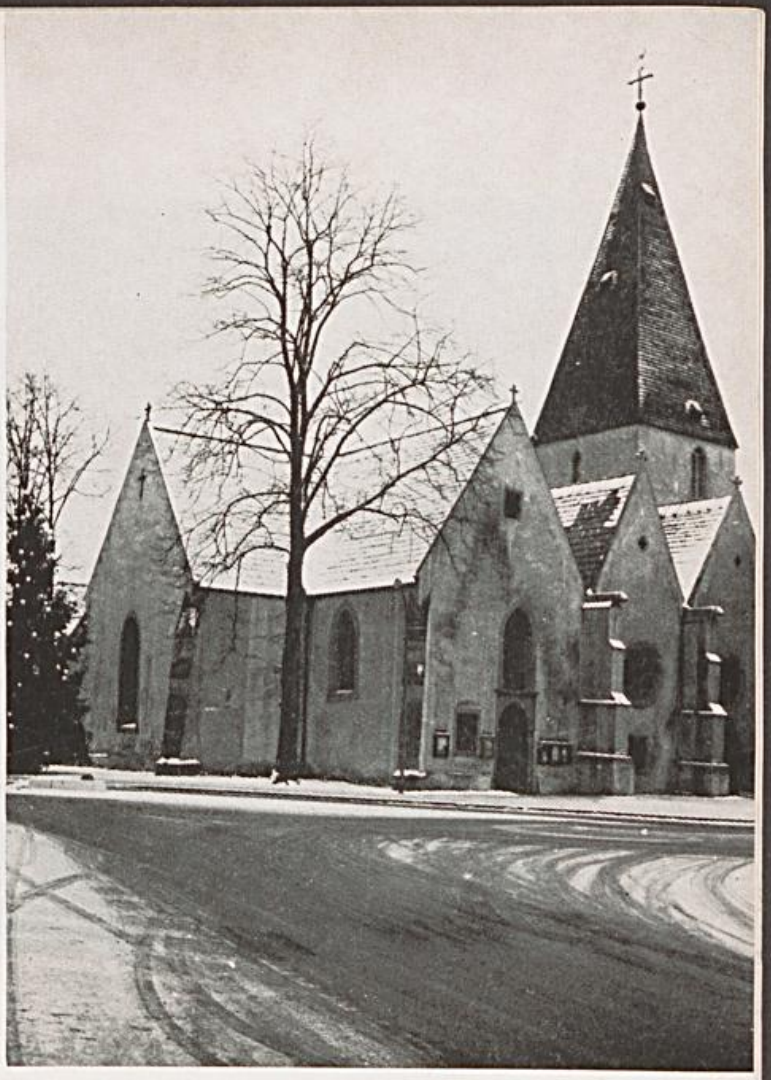
Unsere sächsischen Vorfahren verehrten die heidnischen Götter Wotan und Saxnot. Schon im 7. und 8. Jh. versuchten vereinzelt angelsäsische Mönche, ihre sächsischen Blutsbrüder zum christlichen Glauben zu bekehren. Wir kennen u. a. die Namen Lebuin und Ewald als Missionare. Lage gehörte damals zum Gebiet Engern, das sich etwa von Minden-Lübbecke zwischen Teutoburger Wald und Weser bis südlich Warburg erstreckte. Westlich davon lag Westfalen, östlich, im Leinegebiet, Ostfalen. Das heutige Hessen und das Sauerland gehörte im 8. Jh. bereits zum Reich der Franken, die dem Christentum angehörten und mit Nachdruck versuchten, die Sachsen zum

Christentum zu bekehren und ihrem Reich einzuverleiben. Aus der Zeit zwischen 714 und 800 wissen wir von 25 Kriegszügen der Franken gegen die Sachsen und umgekehrt. Hauptwidersacher auf sächsischer Seite war der Engernherzog Wiedukind, der sich schließlich im Jahre 785 in Gegenwart Karls d. Gr. taufen ließ. Erst Karl gelang es, die Sachsen endgültig zu besiegen und die kirchliche und staatliche Organisation aufzubauen.

Nachdem einigermaßen Ruhe im Sachsenlande eingekehrt war, sollten die Missionen im Schutze der fränkischen Heere und Königshöfe die erste kirchliche Organisation schaffen. So entstanden schon im letzten Viertel des 8. Jh. die ersten Kirchen auf befestigten Höhenburgen und auf fränkischen Königshöfen entlang den Heerstraßen. Doch es ereigneten sich auch jetzt noch Sachsenaufstände und manche Höfe wechselten wiederholt den Besitzer. Kirchen wurden zerstört und Priester getötet oder vertrieben.

Eine bedeutende Heerstraße verlief im Mittelalter durch die Stapelager Schlucht. Der große Hof in Stapelage muß schon in jener Zeit in eine befestigte Curtis (Königshof) umgewandelt worden sei. Denn Scherbenfunde in einem Spitzgraben der Befestigung gehören in diese Zeit und auch die Spuren der ersten Kirche lassen sich in das letzte Viertel des 8. Jh. datieren.

Karl d. Gr. teilte Sachsen im Jahre 777 in große Kirchenbezirke. Während Westfalen und Ostfalen (zwischen Leine und Harz) dem Bischof von Lüttich zugeteilt wurden, welcher wiederum die Mission dem Kloster Utrecht überließ, kam unser Bezirk Engern zum Bistum Würzburg. Karl beordete den Bonifaziusschüler Sturm, Abt von Fulda, auf die Eresburg südlich Paderborn, um von hier aus die Mission in Engern zu leiten. In Paderborn war 777 schon eine kleine Kirche vorhanden, dem hl. Salvator geweiht. Wenn die Datierungen des Ausgräbers Dr. Ortmann zum Bau Abdinghof A sich bestätigen, hat er unter



Marktkirche Lage. *Foto: Henneberg, Lage*

der Klosterkirche jene Kirche wiederentdeckt. Für uns ist interessant, daß sie den gleichen Grundriß hat, wie die älteste Stapelager Kirche.

Als Sturm 779 starb, beauftragte Karl d. Gr. auf dem Reichstag 780 in Lippiogyspringiae den Bischof Megingoz von Würzburg persönlich, „möglichst schnell Kirchen zu bauen und die Bezirke sorgfältig abzugrenzen." Von diesem Zeitpunkt an wurden für die sich sammelnde Gemeinde einzelne Kirchen gebaut.

Der nächste Reichstag Paderborn 782 brachte ebenfalls für den Raum Lage eine wichtige Neuerung. Es wurde die Comitatsverfassung in Sachsen eingeführt und dabei auf der Grundlage der ehemaligen sächsischen Gaue Gerichtsgrafschaften (Stapel) gebildet. Die Grenzen der Gaue liegen



Die Kirche zu Heiden

offenbar auch den ersten Kirchsprengeln zugrunde. Man war bestrebt, jedem Gau seine eigene Kirche zu geben. Noch war es ein weiter Weg und man griff auf die in den geschützten Höfen liegenden Eigenkirchen zurück. Stapelage lag im Havergau. Die Kirche St. Peter hier war wahrscheinlich die Gaukirche für diesen Havergau, so wie St. Johann in Lemgo die Gaukirche des Limgaues war.

Der letzte Sachsenaufstand, von dem wir wissen, war im Jahre 797. Danach konnte die kirchliche Organisation sich frei entfalten. Es dauerte aber noch 7 Jahre, nämlich bis 804, bis unsere sächsischen Bistümer Paderborn, Minden, Münster und Bremen gegründet werden konnten. Im Zuge dieses Aufbaues entstanden im 9. Jh. an den wichtigsten Plätzen des Landes Kirchen. Auch der Vorgängerbau der Marktkirche in Lage wird noch im 9. Jh. erbaut worden sein, bald gefolgt von Heiden.

Die Einführung der Comitatsverfassung brachte auch dem Lagenser Raum ein Grafengericht. In seinem Bezirk wurden in der Regel drei Gaue zusammengefaßt. Sitz wurde Stapelage, das fortan von der gebräuchlichen Gerichtsbezeichnung „Stapel" seinen Namen bekam. Noch in einer Urkunde von 1185 wird dieses unter Königsbann tagenden Grafengericht zu Stapelage erwähnt. Vielleicht hängt auch die Lokalität „Hilligenstuhl" in Stapelage damit zusammen. Der letzte Gerichtsgraf, der in Stapelage ansässig war, könnte Graf Haholt gewesen sein, dessen Comitat nach seinem Tode 1011 durch Kaiser Heinrich II. an die Kirche zu Paderborn (Bischof) übergeben wurde. Das Gericht war 1185 nicht mehr mit einem Richter besetzt und ging ein, weil der Bischof kein Richterrecht hatte. Haholts Sitz wird deswegen im Havergau vermutet, weil in der Urkunde von 1011 der Havergau an erster Stelle der



Die Kirche zu Stapelage

Aufzählung noch vor Limgau, Theotmalligau, Agau usw. genannt wird. Bei Merian (17 Jh.) findet sich ein Hinweis, daß Haholt in Lage gestorben sei. All dies bedarf noch gründlicher Prüfung.

Am Anfang des 11. Jh. taucht der Hof Stapelage in dem Güterverzeichnis des Klosters Werden (Ruhr) auf. Er mußte den Äbten nebst Gefolge stets Quartier stellen, wenn diese zu den im Jahre 819 gegründeten Filialklöstern Helmstedt und Halberstadt reisten. Nachdem Kirche und Curtis inzwischen den Grafen zu Schwalenberg gehörten, wurden sie 1185 dem Kloster Marienfeld übertragen.

Der Hof Iggenhausen als Villikation von Corvey hat offenbar hauptsächlich vermögensrechtliche Aufgaben gehabt. Seine Eigenkirche ist nicht zur Pfarrkirche geworden. Statt dessen ist in der Nähe — wahrscheinlich mit Corveyer Einfluß — schon im 9. Jh. die Kirche St. Johannis zur Lage entstanden. Offenbar handelt es sich um eine Urpfarre des ersten Pfarrnetzes nach der Gründung des Bistums Paderborn.

Die Kirche zu Heiden scheint der zweiten Welle der Verdichtung dieses Netzes anzugehören. Während Lage sozusagen auf die freie Fläche, also bewußt für eine Gruppe von Höfen, gebaut wurde, entstand Heiden auf der Hoflage des alten Meierhofes. In erster Linie also für diesen dominierenden Hof und für weitere, die in dessen Nähe lagen oder entstanden.

DIE DREI KIRCHBAUTEN IN GROSS-LAGE

Die Kirche *St. Johannis zur Lage* wurde im Sommer 1972 durch den zuständigen wissenschaftlichen Ausgräber des Landesdenkmalamtes, Dr. Uwe Lobbedey, unter-

sucht. Er entdeckte insgesamt 9 verschiedene Bauperioden. Der Grabungsbericht ist noch nicht veröffentlicht, er wird aber in Kürze erscheinen. Lobbedey hält die Gründung der ersten Kirche gegen Ende des 9. Jh. für wahrscheinlich. Es handelte sich um einen rechteckigen Saalbau mit einem um Mauerstärke eingezogenen quadratischen Chor. Die Fundamenite waren dort im feinen, keine Siedlungsspuren zeigenden Sandboden eingetieft und in gelbem Lehm verlegt. Das Material bestand aus feinkörnigem Sandstein, der erste Fußboden aus gelbbraunem Lehmestrich. Die Breite des Langhauses betrug 6,60 m die des Chores 5 m. Spuren einer hölzernen Vorgängerkirche fanden sich nicht. Die 2. Bauperiode brachte dem Chor eine Apsis. Erst in der 4. Bauperiode erfolgte die romanische Einwölbung. Zu dieser Periode gehört auch ein Taufsteinfundament von 2,30 m Durchmesser. Auch der heutige Westturm entstand zu dieser Zeit, dem 12. Jh., die Vergrößerung des Chores und Erweiterung der Kirche nach Norden im 13. Jh. Der heute noch erhaltene Chor ist um 1300 entstanden. Das Kirchenschiff gewann dabei erheblich an Länge und Breite. Später wurde der kapellenartige Anbau an der Nordseite erneuert und schließlich die daran anschließenden Westjoche zu einem Nordseitenschiff erweitert. Als Zeitpunkt käme hier das Jahr 1433 in Frage. Der heutige gotische Bau ist nach einer Inschrift auf das Jahr 1471 anzusetzen. Es ist eine würdige Kirche mit einer langandauernden Tradition.

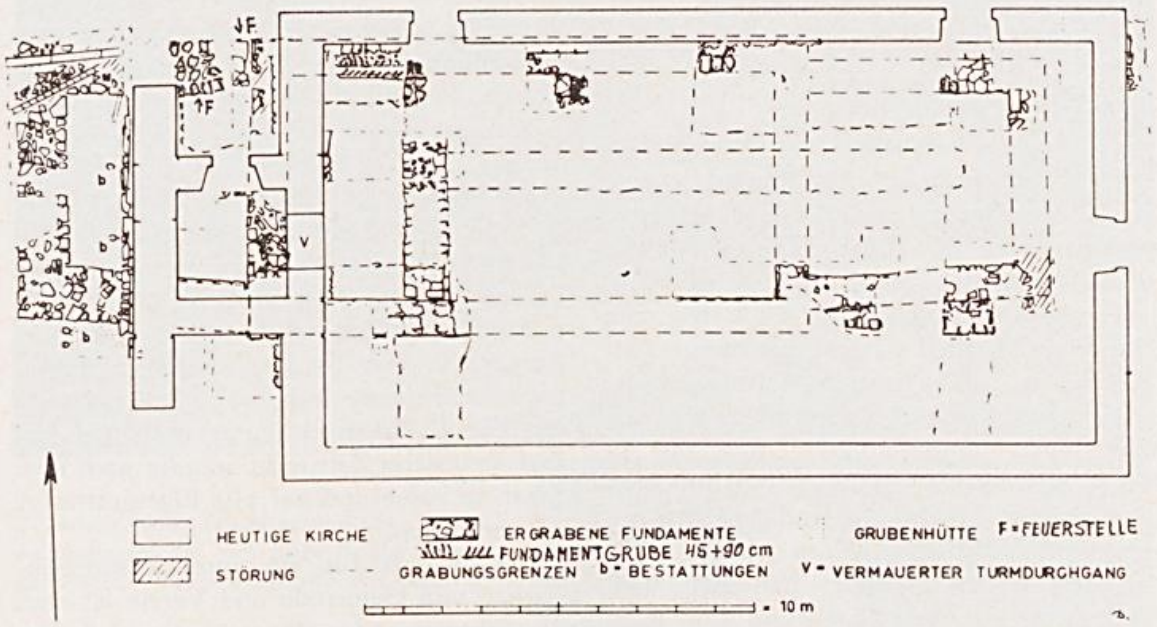
St. Peter und Paul zu Heiden, wie diese Kirche in katholischer Zeit hieß, wurde ebenfalls durch Dr. Uwe Lobbedey unter Hinzuziehung von Kustos Hohenschwerdt untersucht. Auch hier kam eine vorromanische Kirche zutage, ähnlich den schon in Heiligenkirchen und Schlangen nachgewiesenen. Es fehlt hier der den ältesten Kirchen fränkischen Typs eigene Rechteckchor, wie er auch in Stapelage und Lage gefunden wurde. Der Bau I hatte hingegen eine Apsis. Das Langhaus war bereits 26,80 m lang und 7,80 m breit. Der auf diese Bauperiode folgende romanische Gewölbebau wird der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugewiesen. Der Turm ist schon etwas älter. Insgesamt sind an dieser Kirche 5 Bauperioden festzustellen. Erst gegen 1380 wurde die Kirche auf ihre heute noch bestehende gotische Bauform gebracht. Es wird auf die ausführliche Beschreibung der Kirche zu Heiden in dem Buch von Hans Hüls: Heiden in Lippe, hingewiesen.

Die Kirche *St. Peter, Maria und Urbanus zu Stapelage* hat von ihrer Gründung im 8. Jh. als Holzkirche 5 Bauperioden als Steinkirche durchlaufen. Der karolingischen Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor folgt ein starker Turmvorbau mit einer doppelten Grablage. Später, nach Zerstörung des Turmes, wurde ein Westwerk mit mehreren Stockwerken und Herrschaftsempore eingebaut. Um 1100 entstand der heutige Turm, ein gotischer Umbau erfolgte 1321. Die heutige Gestalt als schlichten barocken Saal bekam die Kirche 1761. Dieser nimmt sich gegenüber dem schmächtigen romanischen Turm ziemlich wuchtig aus.

In den 12 Jahrhunderten christlicher Gemeinde in Lage sind Generationen gekommen und gegangen. Auch die Kirchbauten haben andere Gesichter bekommen. Sie überdauern die Menschen, die sie bauten. Die Kirchen bilden eine Brücke zwischen dem ewigen Gott und unserer Vergänglichkeit. Doch Menschen sind wesentlicher als Bauten.

Der Dichter Otto Riethmüller drückt es so aus:

Irdische Tempel braucht Gott nicht,
Dome, die Meister erbauen.
Schatten sind sie vor seinem Licht
welches kein Auge kann schauen.
Aber er selbst baut sich ein Haus,
sucht sich zur Wohnung Seelen aus,
die seinem Rufe gehorchen.



. Stapelage, reform. Pfarrkirche, Grabungsplan 1:200

Literaturhinweise:

1. Uwe Lobbedey, Die Baugeschichte zu Lage (Lippe) nach den Ausgrabungen von 1972. (bisher nicht veröffentlichtes Manuskript).
2. A. W. Peter, Pflug im Wappen. Lage in Lippe, Kirchdorf — Weichbild — Stadt. Lage 1960.
3. Hans Hüls, Heiden in Lippe, Zur Genese und Struktur eines dörflichen Lebensraumes. Detmold 1974.
4. Leopold Möller, Der Herrenhof Stapelage und sein Steinwerk. Lippische Mitteilungen, 36. Band 1967.
5. Uwe Lobbedey, Nachträge zur Baugeschichte der Kirche in Stapelage, Westfalen, 50. Band 1972 Heft 1-4.
6. Uwe Lobbedey, Heiden — Heiligenkirchen — Schlangen. Vorbericht über drei Kirchengrabungen in Lippe 1969/70. Lipp. Mitteilungen Band 40, 1971.
7. Leopold Möller, Die Geschichte des lippischen Kirchenortes Stapelage. (Manuskript).
8. Dreves, August, Geschichte der Kirchen, Pfarren, geistlichen Stiftungen des Lippischen Landes. Lemgo 1881.
9. Jahrbücher des fränkischen Reiches 693 - 804. Breysig, Abel
10. Gerlach, der Archidiakonat Lemgo
11. Lippische Regesten
12. Quellen der Staatsarchive Detmold und Münster.
13. Sankt Bonifacius 754 - 1954. Fulda 1954
14. Hauck, Zur Geschichte des 700 jährigen Paulusdomes in Münster sowie ders. in Corvey 1966, Kunst und Kultur im Weserraum 800 - 1600
15. Otto Gaul, Die Ausgrabungen in der Kirche zu Stapelage. Lippische Mitteilungen 31. Band 1962.
16. Anton Doms, in Grabungen zur mittelalterlichen Baugeschichte Westfalens, Berichte: Stapelage. Westfalen, 43. Band 1965 Heft 1/2
17. Heinrich Brand, Zur Genese des Osningvorlandes
18. Ortmann, Baugeschichte der Abdinghofkirche zu Paderborn

Turnen und Sport in Lage

Von Willi Kramer

Die Stadt Lage ist von eh und je eine Stadt der Turner und Sportler gewesen, und das wird sie auch in Zukunft immer sein. Ein weiter Bogen spannt sich von jenen Anfängen im Jahre 1862, wo eine Handvoll Männer dieser Stadt den ersten Turnverein, die heutige Turngemeinde, gründeten, bis hin zu den modernen Turn- und Sportvereinen unserer Tage, die im Sportring der Stadt Lage zusammengeschlossen sind. In 33 selbständigen Vereinen mit rund 8 000 Mitgliedern werden nicht weniger als 21 Sportarten betrieben, vom Turnen bis hin zum Reiten und vom Fußball bis zu Tennis und Motorsport.

Wenn auch das Angebot an Sportübungsstätten noch nicht erschöpfend ist, so ist doch in den letzten Jahren vor allem auch seitens der früheren selbständigen Gemeinden viel getan worden und die stete Aufwärtsentwicklung im Turnen und Sport ist auch mit auf das Wohlwollen der Stadt- und Gemeindeparlamente zurückzuführen, die immer ein offenes Ohr für die Belange ihrer Vereine hatten. In allererster Linie, und das muß einmal auch an dieser Stelle gesagt werden, ist diese günstige Entwicklung aber auf den Idealismus zurückzuführen, der in fast allen Vereinsgemeinschaften auch heute noch zu finden ist und ohne den ein Erreichen des heutigen Standes unserer Leibesübungen gar nicht möglich wäre. Lassen Sie mich als Beweis für die Richtigkeit dieser These nur 2 Beispiele für viele nennen. Das ist die Turnhalle der Turngemeinde am Jahnplatz in Lage und das Stadion des Rasensportvereins Waddenhausen. Diese sportlichen Einrichtungen, die ganz ohne öffentliche Mittel erstellt und in echter Gemeinschaftsarbeit von den Bürgern unserer Stadt geschaffen wurden, haben auch heute noch ihre hohe Bedeutung für die Leibesertüchtigung und mahnen, auch in unserer Zeit nicht ständig nach dem Staat zu rufen und auf alle Eigeninitiative zu verzichten.

Beispielhaft für ein gutes Zusammenwirken von Gemeinde und Verein ist auch die Schaffung der Sportanlagen auf dem Werreanger, die im Rahmen des Neubaues des Schulzentrums mit verwirklicht wurden. Viele Wünsche der Vereine konnten bei dem Bau mit berücksichtigt werden. Hier sind u. a. die schon so lang entbehrte Großraumturnhalle und das Hallenbad entstanden.

Anstelle dieses Kurzbeitrages war ursprünglich ein ausführlicher Bericht über die Entwicklung des Sports in der Großgemeinde Lage vorgesehen. Leider mußte dieser Beitrag, wie andere Beiträge auch, den finanziellen Erfordernissen angepaßt werden. Die nun folgende Fotomontage ist zwar kein Ersatz, sie mag aber dennoch ein lebendiges Bild über Turnen und Sport in unserer Großgemeinde vermitteln.





Tausende von Zuschauern beim Fußballspiel des SuS Lage in der Eichenallee. Foto: Hesterbrink, Lage

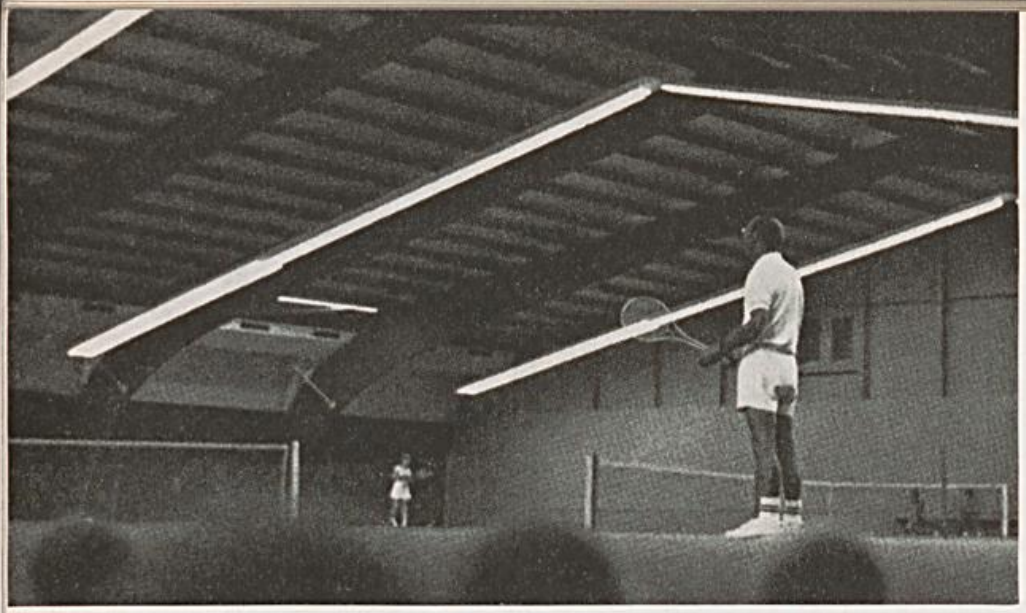


Schülerinnen und Schüler am Reck

Linke Seite: Vereinseigene Turnhalle der TG Lage

Das neue Hallenbad im Schulzentrum Foto: Schrader, Lage





Tennishalle (2 Felder) des TC Rot-Weiß Lage im Ortsteil Hörste



Die erfolgreiche Mannschaft (Pokalsieger) der LG Lage

Unten links:
Die Lipperland-Meute

Unten rechts:
Deutsche Meisterschaften der Vielseitigkeitsreiter (Military) in Lage am Siekkrug. — Einsprung in die Werre.





Stadt Entwicklung Planung | Stadtentwicklungsplanung

Von Dr. Wolfgang-Hans Müller

Einer Stadt, die wie Lage auf eine 700-jährige Geschichte zurückblickt, erscheinen die Perspektiven der kommenden 25 Jahre vergleichsweise unbedeutend. Und doch beginnt auch in der Entwicklung dieser Stadt — wenn die ersten Anzeichen nicht trügen — eine neue Phase, die zum Überdenken erreichter Positionen zwingt. Diese neue Phase läßt sich skizzenhaft umreißen durch Schlagworte wie stagnierende Bevölkerungsentwicklung, abgeschwächtes Wirtschaftswachstum, strukturell bedingte Energiekrise oder mangelnde Finanzkraft der öffentlichen Hand.

In dieser Situation und angesichts der Fülle kommunal-politischer Aufgaben, die durch das „Inordnungbringen" der in jüngerer Vergangenheit oft zu schnell gewachsenen Stadtstrukturen entstehen, hat Lage wie andere Städte nach neuen Wegen und neuen Mitteln gesucht. Eines dieser Mittel heißt Stadtentwicklungsplanung. Mit seiner Hilfe sollen auch hier „Wege zur menschlichen Stadt" gebaut werden.

Planung im Sinne einer vorausschauenden Lenkung absehbarer Entwicklungen ist in Städten und Gemeinden an sich bekannt. Schon zur Jahrhundertwende begannen Stadtverwaltungen, das Wachstum der Stadt mittels Bauordnungen, Satzungen und Fluchtlinienplänen zu steuern. Diese auf das bauliche Geschehen zielende Planung wurde gegen Mitte des Jahrhunderts erweitert durch die raumbezogene Flächennutzungsplanung. Spätestens seit 1960 — seit Erlaß des Bundesbaugesetzes — wußte man, daß Stadtplanung sich auch nach den sozialen und kulturellen Bedürfnissen der Bevölkerung zu richten habe und neben vielen anderen Zielen und Erfordernissen die Belange der Wirtschaft, der Landwirtschaft, des Verkehrs sowie die des Natur- und Landschaftsschutzes beachten muß. Damit zeichnete sich auch schon die Notwendigkeit der nächsten Entwicklungsstufe der Stadtplanung — der Ausbau zur Stadtentwicklungsplanung — ab, durch die in Zukunft die Flächennutzungs- und Bebauungsplanung mit der Wirtschaftsförderung, der sozialen Entwicklungssteuerung, der Infrastrukturplanung und der Investitionsprogrammierung verknüpft wird.

Neu im Sinne der aufgezeigten Entwicklung ist, daß die im Bundesbaugesetz definierte raumbezogene Flächennutzungsplanung, die lediglich den Rahmen für beliebige Privatinitiativen absteckt, ersetzt wird durch eine aktive, die Investitionsplanung einbeziehende Strukturentwicklungspolitik der öffentlichen Hand. Stadtentwicklungsplanung erhält dadurch sozusagen die Aufgabe der „Regierungsplanung" einer Stadt.

In Lage wurde ein erster Schritt in Richtung auf eine umfassende Stadtentwicklungsplanung vor etwa 4 Jahren getan. In verhältnismäßig kurzer Zeit erarbeiteten Rat und Verwaltung der Stadt mit drei Planerbüros auf der Grundlage einer Untersuchung über die Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung von 1961 bis 1990 Konzepte und Programme zur Siedlungsentwicklung, zum Verkehrswegebau, zur Landschafts- und Freiflächengestaltung im Stadtgebiet.

Diese Pläne und Programme bleiben, obgleich sie in einzelnen Zielen und für bestimmte Zeiträume auf Beständigkeit angelegt sind, beweglich. Sie unterliegen der dauernden Korrektur durch die tatsächliche Entwicklung, allein schon deshalb, weil sie auf „Einflüsse von außen" — er-

innert sei an die eingangs skizzierte aktuelle Wirtschaftsentwicklung — nur reagieren und nicht vorab agieren können. Deshalb dürfen Stadtentwicklungspläne in allen ihren Dimensionen auch nicht für die Bürger einer Stadt unmittelbar verbindlich sein. Sie sind dies nur insoweit, als sie mit Hilfe von Haushaltsplänen, Bebauungsplänen, Baugenehmigungen oder Planfeststellungen Schritt für Schritt in einem formal sehr eingehend geordneten Verfahren verwirklicht werden. Dieses schrittweise Vorgehen vollzieht sich zwischen der Vielfalt der Bedürfnisse und dem erkennbaren Willen der Bürgerschaft, dem Fachwissen der Planer in und außerhalb der Stadtverwaltung sowie den politischen Zielen der gewählten Ratsvertreter und der sie tragenden Parteien.

Stadtentwicklungsplanung ist also einerseits angewiesen auf eine ständige Unterrichtung der Bürger über die Ziele und Absichten des Rates und der planenden Verwaltung, andererseits sollten die Entscheidungen des Rates in Kenntnis der Bedürfnisse von Wirtschaft und Bevölkerung getroffen werden.

Diesem Prinzip entsprachen Rat und Verwaltung der Stadt Lage bereits seinerzeit durch die Vergabe einer umfassenden Arbeitsstätten- und Verbraucherbefragung. Die hohen Beteiligungsquoten — von 62,6% (Ladenhandel) bis 94,8% (Industrie) bei der Arbeitsstättenerhebung und von 90,6% bei der Befragung der Verbraucher — erlauben rückblickend die Feststellung, daß sich die Entwicklungsplanung in Lage von Anfang an bürgernah vollziehen konnte und daß sie die Ziele der Stadtentwicklung aus den Bedürfnissen der Bürgerschaft abzuleiten vermochte.

Angesichts der mangelnden Finanzkraft bei steigenden Investitionsbedarfen — hier sollen nur stellvertretend genannt werden: Verdoppelung der Ladenhandelsflächen in 15 Jahren, Verdoppelung der Fremdenübernachtungen in 20 Jahren oder Verdoppelung der industriellen Umsätze in 15 Jahren — müssen auch aus zunächst recht vordergründigen wirtschaftlichen Motiven Strategien für die Zusammenarbeit zwischen privaten Investoren, Bürgerschaft, Rat und Verwaltung entwickelt werden. „Stadtentwicklungsplanung aus einem Guß" sollte sich die unternehmerische Initiative und den Schwung der Lager Bürgerschaft aber nicht nur in den genannten Fällen nutzbar machen. Mindestens ebenso große Aufmerksamkeit verlangt diese Zusammenarbeit bei den in Kürze anstehenden Überlegungen zur zielgerichteten Entwicklung und Erneuerung der Stadtmitte.

Wie in vielen historischen Stadtkernen liegt auch in Lage die besondere Schwierigkeit darin, das vorhandene Straßennetz für eine funktionsfähige und möglichst leicht erfaßbare Erschließung einzurichten. Mit dem Konzept des „Stadtkernringes" und der Errichtung kraftverkehrsfreier Einkaufsstraßen wird deshalb für das Hauptgeschäftszentrum der Stadt ein Entwicklungsrahmen vorgezeichnet, der diesen Schwierigkeiten nicht nur kurzfristig entgegenzutreten vermag, sondern der auch langfristig gültig sein wird und ausreichenden Spielraum für private Investitionen bietet.

Die wesentliche Aufgabe der Stadtentwicklung in Lage während der kommenden 25 Jahre wird deshalb darin bestehen, die intellektuellen und finanziellen Kapazitäten der Bürgerschaft auf innerstädtische Standorte und Funktionsbereiche zu konzentrieren, weil deren richtige Dimensionierung und gegenseitige Zuordnung für das „Funktionieren" der gesamten Stadt von großer Bedeutung sind. Eine mehr als 50 Jahre alte Definition der Stadt dürfte diese wichtige Aufgabe auch für Lage recht zutreffend beschreiben; die beiden Funktionen einer Stadt, „Mittelpunkt ihrer ländlichen Umgebung und Vermittlerin des Lokalverkehrs mit der Außenwelt zu sein", — so Robert Gradmann 1916 — charakterisieren zugleich ihr Wesen und ihren Anspruch an die Entwicklung in der Zukunft.



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 2 63 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 5000. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH



LIEBEN SIE KISHON?

Ephraim Kishon hat in der Bundesrepublik nahezu 7 Millionen Leser, und Bestsellerstatistiken ohne einen Kishon-Titel sind selten. Die 10-teilige INTERMEZZO-Reihe wurde von der Bavaria-Atelier GmbH München im Auftrag des Westdeutschen Werbefernsehens in Anwesenheit von Ephraim Kishon gedreht.







Kishons Stärken sind die kleinen menschlichen Schwächen und Eitelkeiten, wo sie im Alltag bemerkbar werden oder auch wo sie sich verbergen möchten. Noch in den banalsten Begebenheiten entdeckt er Widersinn und Hintergründigkeit und, was ihm absurd vorkommt an scheinbaren Normen, an eingeübten Verhaltensweisen: er nennt es beim Namen und sagt ein entlarvendes Wort. Aber so genau sein Witz auch trifft, seine Wahrheiten bleiben doch versöhnlich. Seine Sketche sind heitere Medizin für trübselige Stunden.

Darsteller: Dieter Brammer, Karin Eickelbaum, Herbert Fux, Klaus Höhne, Günther Jerschke, Franz Kutschera, Nikolaus Paryla, Romuald Pekny, Edda Seippel, Lilly Schmuck, Klaus Schwarzkopf, Peter Vogel, Kurt Weinzierl u. v. a.

Kamera: Klaus Werner
Regie: Otto Tausig
Redaktion: Ulrich Berns

Sendedaten:

1. März 1975, 19.35 Uhr
8. März 1975, 19.35 Uhr
15. März 1975, 19.35 Uhr
22. März 1975, 19.35 Uhr
29. März 1975, 19.35 Uhr

Heimatland Lippe

1 D 7185 F

Landesbibliothek Detmold



68. JAHRGANG — NR. 3 VERLAGSORT DETMOLD MAI/JUNI 1975

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

289

INHALT

Fr.-W. Schröder: Unser Muffelwild 101

Dr. E. Sandow: Theodor Althaus nach einer noch ungedruckten Niederschrift der Malwida von Meysenbug 105

D. Berg: Der Wetterablauf des Jahres 1974 in Lippe nach den Werten der Wetterdienststation Bad Salzuflen 110

R. Neumann †: Das steinerne Kreuz vor Horn 114

K. Küppers: Begegnung mit Horn 115

Dr. K. Eckart: Beiträge zur Wirtschaftsgeographie des lippischen Südostens: Die Zentralmolkerei Lothe 118

Zur Entwicklung des Post- und Fernsprechwesens im äußersten Lippischen Südosten 127

Hennak vanner Dorla: Wenn das nur gut geht! 131

H. Harms: Seltene Gehölze im Park von Gut Steinbeck . . . 133

K. Brüggemann: Roiwesapp met Splüggen 134

Heimatkundliches Vortragswerk des Lippischen Heimatbundes. Berichtigte Vortragsliste 136

Kennen Lipper ihre Heimat? (Einladung) 138

Unser farbiges Umschlagbild zeigt einen markanten Teilbereich der Detmolder Altstadt mit der ehemaligen Generalsuperintendentur. — Freigabe: Reg.-Präs. Düsseldorf, Archiv-Nr. 73 - 2391.

Heimatland Lippe
DETMOLD
MAI/JUNI 1975
NUMMER 3
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Unser Muffelwild

Von Friedrich-Wilhelm Schröder

Das Muffelwild ist eine Wildart, die erst in jüngster Zeit in unseren lippischen Wäldern heimisch geworden ist. Es handelt sich um eine Wildschafart, deren Ursprungsheimat die Mittelmeerinseln Korsika und Sardinien sind. Bereits im Mittelalter wurden die Mufflons in Tiergärten europäischer Fürsten gehalten. Die Einbürgerung in freier Wildbahn erfolgte in Deutschland jedoch erst Ende des vorigen, Anfang dieses Jahrhunderts.

Die Fürstlich Lippische Forstverwaltung versuchte bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Muffelwild im lippischen Teil des Teutoburger Waldes einzubürgern. So wurde im Jahre 1883 ein Mufflongehege bei Berlebeck am Stemberg eingerichtet. In den aus dieser Zeit stammenden Akten der Fürstlich Lippischen Oberförsterei Berlebeck findet sich über die Mufflons ein reger Schriftverkehr zwischen Oberförsterei und Fürstlicher Forstdirektion in Detmold. In einem Schreiben vom 12. 12. 1883 teilt der Berlebecker Oberförster der Forstdirektion mit, daß insgesamt 6 Mufflons eingetroffen und ins Stemberg-Gehege gebracht worden seien. Leider war dieser erste Einbürgerungsversuch nicht von Erfolg gekrönt. In einer Anzeige vom 13. 11. 1884 an die Forstdirektion heißt es, daß ein Mufflon von einem Felsen gestürzt und verendet sei. In der Folgezeit erkrankten einige Stücke und gingen ein. Der Hoftierarzt mußte ständig zu Rate gezogen werden. In einem Schreiben vom 29. 11. 1884 weist die Forstdirektion den damaligen Oberförster Kellner an, den Mufflons reichlich Salz zu verabfolgen. Sogar die zoologischen Gärten von Antwerpen und Berlin wurden wegen der Krankheit der Muffels befragt und empfahlen, einen Futterwechsel vorzunehmen. Trotzdem erkrankten die meisten Tiere und gingen ein. Der Hoftierarzt Baumert konstatierte Lungen- und Lebererkrankungen als Folge von Ernährungsstörungen. Gleichwohl wurden die Einbürgerungsbemühungen zunächst weiter fortgesetzt. Allerdings kaufte man in den

VORANZEIGE

Sonnabend, 21. Juni 1975 in Augustdorf:

Jahreshauptversammlung des Lippischen Heimatbundes

Die Tagungsfolge wird in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift veröffentlicht.



Junge Muffelwidder *Foto: P. Theurich*

folgenden Jahren offenbar nicht nur reinblütiges Muffelwild hinzu. So wurde im Oktober 1885 ein Mähnenschafwidder vom zoologischen Garten Dresden bezogen und die Oberförsterei berichtet unter dem 11. 11. 1885, daß der Widder angekommen sei, jedoch von den Mufflonschafen attakkiert werde. [1])

Die Versuche mit den Mufflons im Berlebecker Gehege wurden dann offenbar in den folgenden Jahren aufgegeben. Auch ein weiterer Einbürgerungsversuch in einem Gehege im Heidental bei Hiddesen scheiterte. Hier wurde z. B. noch im Jahre 1893 ein Betrag von 576 Mark für einen Muffelwidder ausgegeben. Für Ankäufe von Muffelwild aus Pleß und Antwerpen wurden insgesamt nicht weniger als 14 000,— Mark verausgabt, ein für damalige Verhältnisse recht stattlicher Geldbetrag. [2])

Erst im Jahre 1939 wurde dann wieder ein Einbürgerungsversuch unternommen. Die Forstverwaltung legte am Wallberg bei Kohlstädt ein Muffloneingewöhnungsgatter an. Die Tiere wurden später mit Erfolg in die freie Wildbahn entlassen. Da in den Jahren 1937 und 1940 auch in den benachbarten Revierförstereien Sandebeck und Steinbeke (Bad Lippspringe) erfolgreich Muffelwild eingebürgert worden ist, haben wir heute im lippischen Teil des Teutoburger Waldes einen zwar kleinen aber doch immerhin beachtlichen Muffelwildbestand aufzuweisen. Das Wild kommt hauptsächlich vor bei Feldrom und Kempenfeldrom, im Forstamtsbezirk Horn, und zwar in den Forstbezirken Breitenberg, Barnacken-Padberg und Bornsberg-Rigi sowie im Stadtwald Horn. Obwohl das Muffelwild neuerdings sehr weit umherzieht, ist der zahlenmäßige Bestand in den letzten Jahren fast unverändert geblieben. So betrug im Jahr 1964 der Frühjahrsbestand 59 Stück und im Jahr 1971 65 Stück. Die Jagd-

strecke betrug 1965 7 und 1971 4 Stück. In neuester Zeit ist jetzt auch im Raum Blomberger Wald-Eschenbruch-Lügde der Versuch unternommen worden, Muffelwild auszusetzen.

Das Muffelwild stellt sowohl für den Naturfreund als auch für den Jäger eine Bereicherung unserer einheimischen Wildbahn dar. Ein starker Widder, so wird der männliche Mufflon bezeichnet, bietet mit seiner lebhaften Färbung und der kraftvollen Gestalt immer ein eindrucksvolles Bild. Während die Behaarung im Sommer rötlich-braun ist, wird sie im Winter sichtlich dunkler und es kommen auch ganz schwarze Stücke vor. Der Unterbauch, die Läufe (Beine) und die Partien um Äser und Lichter (Augen) sind weiß gefärbt und kontrastieren besonders bei dunkleren Tieren prächtig mit der übrigen Behaarung. Ältere Widder tragen vielfach den sogenannten Sattelfleck, einen weithin sichtbaren hellen Fleck auf beiden Flanken. Bei älteren Widdern bildet sich auch eine stärkere Behaarung der Halspartie aus. Dieser „Kragen" läßt die Tiere noch kraftvoller erscheinen.

Für den Jäger, der eine Trophäe erbeuten will, sind die Hörner, die Schnecken des Widders von ausschlaggebender Bedeutung. Schon bald nach der Geburt des Widderlammes beginnt die Entwicklung dieser Schnecken. Wildschafe verlieren im Gegensatz zu unseren einheimischen Hirscharten ihren Kopfschmuck nicht jährlich und bilden nicht jährlich neue Schnecken aus. Die Schnecken wachsen vielmehr Jahr für Jahr in Länge und Umfang und bilden sich schließlich kreisförmig seitlich am Haupt des Widders aus. Je stärker und länger die Schnecke, um so kapitaler ist der Widder. Erst im hohen Alter von 6 - 7 Jahren wird das weitere Wachstum der Schnecken eingestellt. Bei kapitalen Widdern können die Schnecken dann eine Länge bis zu 85 cm erreicht haben. In der freien Wildbahn erreichen die Widder ein Alter von höchstens 12 Jahren.



Junger Muffelwidder *Foto: F.-W. Schröder*

Die weiblichen Muffeltiere, die Schafe tragen keine Schnecken. Nur ausnahmsweise kommen auch gehörnte Schafe vor. Ihren Kopfschmuck bezeichnet man jedoch nicht mit Schnecken, sondern spricht von Stümpfen, die höchstens bis 10 cm lang werden.

Das Muffelwild weist gegenüber unseren anderen lippischen Wildarten erhebliche Besonderheiten auf. Es ist im Gegensatz zu Rot- und Damwild ein reines Waldtier und tritt so gut wie nie in die Feldmarken aus. Wildschaden in den Feldern kommt daher zwangsläufig nicht vor. Auch im Wald ist das Muffelwild sehr genügsam und richtet kaum Schaden an. Nur gelegentlich verbeißt es bestimmte Baumarten. So richtete vor Jahren ein Muffelwildrudel in Forstamtsbezirk Horn erhebliche Schälschäden an und mußte abgeschossen werden.

Wie alle Wildschafe sind die Mufflons



Herde junger Muffelwidder und Schafe im lippischen Wald *Foto: P. Theurich*

Herdentiere, man trifft daher in der freien Wildbahn selten oder nie auf einzelne Stücke, sondern immer nur auf mehr oder weniger große Wildrudel, wobei ältere Widder meistens in besonderen Rudeln zusammenstehen. Lediglich zur Setzzeit der Lämmer im April und Mai sondern sich die Mutterschafe vom Rudel ab.

Im Gebaren und in den Lebensäußerungen weisen die Mufflons Gemeinsamkeiten mit unseren Hausschafen auf. Der Gesichtsausdruck insbesondere der weiblichen Stücke hat etwas schafsähnliches und als ich vor Jahren zum ersten Mal einem Rudel Muffelschafen in den Barnackenbergen bei Horn begegnete, brachte mich zuerst der Gesichtsausdruck eines zu mir herüberäugenden Muffelschafes auf den Gedanken, Muffelwild, also Wildschafe vor mir zu haben. Auch die Lautäußerungen des Muffelwildes erinnern an Hausschafe. Besonders in und nach der Setzzeit im Frühjahr sowie im Sommer machen sich die Muffelschafe durch einen lauten Blöklaut bemerkbar, vergleichbar mit dem Blöken der Hausschafe. Auch Muffelwidder blöken gelegentlich. Blökende Widder werden von den Jägern jedoch nicht gern gesehen und abgeschossen. Einzigartig für einheimische Wildarten ist der Warnpfiff, den das Muffelwild bei Gefahr ausstößt, so wie wir es vom Gamswild kennen. Da das Muffelwild ein ausgezeichnetes Sehvermögen besitzt, nimmt es den Menschen vielfach früher wahr, als dieser das Wild. Man wird dann erst durch das Pfeifen auf das Wild aufmerksam. In diesem Zusammenhang entsinne ich mich einer weiteren Begegnung mit dem Muffelwild im Barnackensgrund. Es war an einem milden Frühjahrsabend und eine mattblaue Dämmerung machte sich im Altbuchenbestand breit. Ich hatte eine kleine Verschnaufpause eingelegt und erfreute mich am leisen Abendgesang eines Rotkehlchens. Plötzlich ertönten hinter mir zwei schrille Pfiffe und ich fuhr erschrokken herum. Ich war nicht wenig verblüfft, als ich statt des vermeintlichen menschlichen Störenfrieds drei jüngere Muffelwidder gewahrte, die vom Buchenhang zu mir herüberäugten und alsbald hangaufwärts flüchteten.

Auch in seiner Gangart erinnert uns das Muffelwild an unser Hausschaf. Die Mufflons machen insbesondere bei schneller Flucht einen etwas plumpen, aber auch

kraftvollen Eindruck. Mit den eleganten Bewegungen etwa des Rehwildes ist die Gangart des Muffelwildes nicht vergleichbar.

Das Muffelwild hat nicht wie andere heimische Wildarten feste Einstände. Es ist zwar sehr standorttreu, zieht aber in seinem Revier, das etwa einen Durchmesser von 5 km aufweist, besonders tagsüber viel umher. Dabei meidet es geschlossene Dickungen und hält sich lieber in lichten Beständen, vorzugsweise auch in Buchenstangenhölzern auf.

Die Brunftzeit fällt in die Monate November und Dezember. Jetzt suchen auch die alten und starken Widder, die bislang in gesonderten Rudeln standen, die Gemeinschaft der Mutterschafe. Es soll unter den Widdern zu harten Kämpfen um die Gunst brunftiger Schafe kommen, wobei die Rivalen aufeinander losstürmen und mit ihren schneckenbewehrten Häuptern gegeneinanderprallen. Zu ernsten Verletzungen kommt es aber in der Regel nicht. Wie wir es von den Brunftkämpfen anderer Wildarten kennen, sucht auch beim Muffelwild der schwächere Widder meistens rechtzeitig sein Heil in der Flucht.

Nach einer Tragezeit von etwa 5 Monaten setzt das Muffelschaf im April oder Mai ein und in Ausnahmefällen zwei Lämmer. Das Lamm wird vom Altschaf über die Brunftzeit hinaus geführt. Bei unseren heimischen Muffelwild scheint die Jugendsterblichkeit sehr groß zu sein und viele Lämmer erreichen offenbar ihr erstes Lebensjahr nicht, ohne daß die Gründe hierfür bislang erkannt worden sind.

Gleichwohl hoffen wir, daß unser kleiner Muffelwildbestand sich nicht nur zahlenmäßig hält, sondern nach Möglichkeit noch größer wird. Aus einem Einwanderer und Fremdling ist längst eine Wildart geworden, der man das Heimatrecht in unseren lippischen Wäldern nicht mehr streitig machen kann.

---

[1]) Akten der Fürstlich Lippischen Oberförsterei Berlebeck betr. Jagdbetrieb, 1878 — 1886.

[2]) Hans Schmidt, Lippische Siedlungs- u. Waldgeschichte, Detmold, 1940, S. 156.

Theodor Althaus

nach einer noch ungedruckten Niederschrift der Malwida von Meysenbug

Von Dr. Erich Sandow

Malwida von Meysenbug hat ihre Begegnungen mit Theodor Althaus in ihren Memoiren einer Idealistin dargestellt, von denen 1869 ein erster Teil in französischer, 1876 der gesamte Text dann erstmals in deutscher Sprache zum Druck kam. Über die verschiedenen Ausgaben der „Memoiren einer Idealistin" vgl. meine Malwida von Meysenbug-Bibliographie, in: Lipp. Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, Bd. 36 (1967), S. 54 ff. Die letzte vollständige mir bekannte Ausgabe ist die darin bereits noch nicht genannte 42. und 43. Auflage, Berlin und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt 1927. In ihrem schriftlichen Nachlaß, der sich z. T. im Staatsarchiv in Detmold befindet, hat sich eine Niederschrift über Theodor Althaus unter der Signatur D 72 Malwida von Meysenbug Nr. 35 erhalten, die als vermutlicher Entwurf zu werten sein dürfte, hier aber zur Ergänzung des gedruckten Textes dienen mag.

„In der Zeit meiner Confirmation ging ich oft in das Haus meines Lehrers zu dessen, von mir hochverehrten Frau und



Theodor Althaus
(1822 — 1852)
als Student in Bonn 1843
(Staatsarchiv Detmold)

traf da meist, in ihrem Zimmer, ihren ältesten Sohn, einen bleichen, ernsten Knaben, der scheu und still war, nie zutraulich grüßte, und entweder arbeitete, ohne ein Wort zu sprechen oder sich leise entfernte. Nachher verlor ich ihn aus den Augen, bis er von der Universität zurückgekehrt, in seiner Vaterstadt zum erstenmal als Candidat der Theologie, predigte. Ich erinnere mir(!), nie einen ähnlichen Eindruck von einer Predigt gehabt zu haben. Wenn schon das Äußere des hohen schlanken Jünglings mit dem edlen blassen Gesicht, den lang herabwallenden schwarzen Haaren, der etwas dumpfen, aber so sehr von Innerlichkeit durchbebten Stimme, daß sie das Herz ergriff — wenn schon alles dies einen Eindruck machte, so noch mehr die Rede selbst, in der der Gedanke, wie ein jugendlicher Bergstrom, sich aus den engen Dämmen der dogmatischen Form befreite und, obwol auch innerhalb der christlichen Anschauungsweise, doch den Geist zum selbständigen Denken hinriß und zwang, während zugleich eine Fülle poetischer Bilder die Begeistrung steigerte, ohne daß jedoch auch nur ein Hauch von Berechnung oder Effekthascherei darin gewesen wäre, im Gegenteil, es war eine keusche, reine Menschenseele, die den Reichthum ihrer Jugendbegeisterung ausströmte. Als ich nach Haus kam, sagte ich zu meiner Mutter: diesem Land steht eine große Zukunft bevor, wenn der hier Prediger wird. Kurz darauf erzählte mir sein Vater, wie das zurückhaltende Wesen des Knaben auf den Jüngling übergegangen sei, nur mit Bewußtsein, denn da er ihm Vorstellungen gemacht wegen seiner Zurückgezogenheit von all den jungen Leuten seiner Vaterstadt und deren geselligen Freuden, habe er ihm so schlagend bewiesen, wie inhaltslos und nichtig jene Freuden und überhaupt die ganze Lebensrichtung der jungen Männer sei, daß er nichts dagegen habe einwenden können und ihn gewähren lassen mußte. — Es war der tiefe Ekel vor dem Inhaltlosen und Gemeinen, der seiner reinen, sittlichen Natur und seinem ewig bewegtem (!) Geiste als eine hervorstechende Eigenschaft bis zum Ende seines Lebens anhing. — Ich hörte ihn noch einmal reden, eben so schön, so inhaltvoll, so begeistert. Ich lernte ihn aber noch nicht kennen, nur die Mutter kam einmal von der Ressource zurück u[nd] sagte: heute habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die hat mich ordendlich (!) wieder jung gemacht, lange habe ich keinen so interessanten Menschen gesehn, der Generals[uperintendent] A[lthaus] hat mir seinen ältsten Sohn vorgestellt". — Den Winter ging er noch nach Berlin, im nächsten Frühjahr kam er zurück, und im Sommer lernt ich ihn kennen. Es war durch den Aufenthalt in Berlin eine jugendliche Frische und eine gesellige Anmuth in ihm geweckt, die sich leider später wieder verloren oder wenigstens nur bei seltenen Anlässen hervorbrachen und doch seinem Wesen einen Zauber gaben, der Alles für ihn einnehmen mußte, während seine nachherige Schroffheit so vielfach Anlaß wurde, ihn durchaus falsch und ungerecht zu beurtheilen. Dabei war aber eine völlige Freiheit von den Formen der Gesellschaft, in so weit sie die Freiheit des Geistes hemmen, und eine fast kindliche Unbekanntschaft damit in ihm. So weiß ich, daß wir in einem unserer ersten Gespräche auf die Liebe kamen und ich, damals noch sehr vielfach unfrei, plötzlich abbrach, Nie, hat er mir noch später oft gesagt, habe ihn

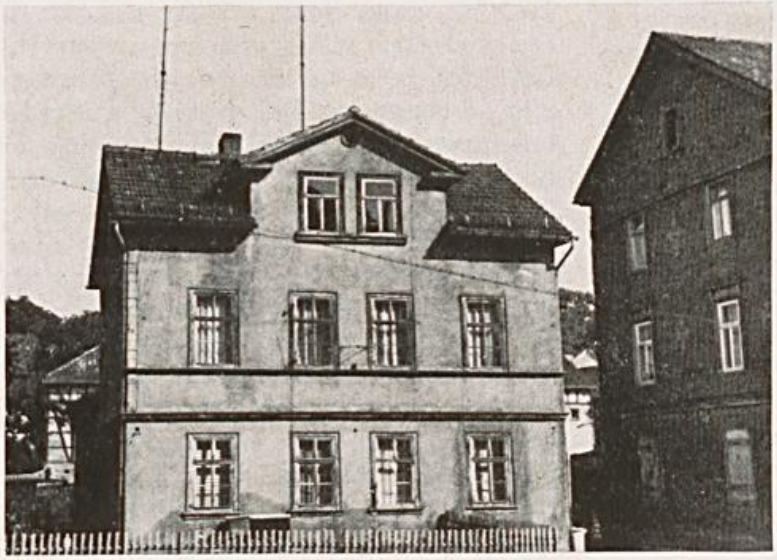
etwas so sehr verwundert, als dies mein Abbrechen, u[nd] er habe es lange nicht vergessen können. — Ich ging den Winter nach dem Süden und sah ihn erst im folgenden Sommer wieder. Wie er sich äußerlich schied u[nd] fern hielt von dem nichtssagenden Treiben seiner Altersgenossen, so stand er überhaupt einzig in seiner Art da in der ganzen, ihn umgebenden näheren Welt, gleich einer schlanken Palme unter niedrigem Gestrüpp. Der Grund seines Wesens war religiös, wenn Religion die Sehnsucht nach der vollendeten Durchdringung des Daseins durch den Geist ist, wenn sie Liebe ist, die ihre Feuergluthen nicht in ein einziges enges Herz verschließt, sondern sie ausströmen will auf alles Lebendige, daß es zum Dasein erwache und glücklich sei. Die Erlösung der Menschen im Geist und in der Wahrheit, d. h. zum wirklichen geist- und freudedurchbebten Dasein, das war der Traum, der sein jugendliches Herz schlagen machte, der ihn allmächtig erfüllte. Dieser Traum und tiefste Inhalt seines Wesens trat erst in ganz verklärten Formen, noch von dem Gewand christlicher Vorstellungsweise umgeben, auf. Das Gottesreich der Freiheit und Liebe, das Reich wahrer Brüderlichkeit sollte es sein, wo die Schönheit in lauterm(!) Quellen flöße und die Menschheit ihren Durst nach dem Idealen an ihnen stillte. Dieses höchste Sehnen und Ziel seiner Gedanken blieb dasselbe, wie positive u[nd] reale Formen es auch im Lauf der Jahre annahm, jemehr das wirkliche Leben mit seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten ihm bekannter wurde. Dazu gesellte sich natürlich jener Freiheits- u[nd] Unabhängigkeitstrieb, der nur in der sittlichen Würde des Menschen allein den Maaßstab für seine Anerkennung sieht. Das war lebenbeherrschend in ihm, und ich erinnere mich daß als J[ulie] Ruhkopf *) ihn einmal, halb im Scherz, in ihrem Zimmer im Schloß sagte: „Nun, Theo, ich sehe Dich doch noch einmal unten im Saal als Nachfolger Deines Vaters an der Tafel sitzen“, da antwortete er: „Dann



Geburtshaus des Theodor Althaus in Detmold, Bruchstraße 5 *(Staatsarchiv Detmold)*

würdest Du auch den Geist meiner Jugend hinter meinem Stuhle stehen sehen, um Rache an mir zu nehmen.“ — Daß dies Recht der individuellen Freiheit manchmal in Rücksichtslosigkeit, die bis zur Härte wurde, ausartete, das war fast der einzige Fleck an dieser sonst vollendeten Natur, und auch das würde sich immer mehr im Lauf der Jahre verloren haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wär, die Entwicklung seines Wesens zu vollenden und in solchen Verhältnissen zu leben, die dem milden Grund seiner Natur das Übergewicht gegeben hätten. Es zog ihm aber diese Seite seines Wesens, die oft noch mehr schien, als sie war, erbitterte Feinde zu, wie er denn überhaupt zu den Menschen gehörte die nur entweder entschiedne Feinde oder ganz hingegebne, feste, ausdauernde Freunde haben, an denen aber Niemand gleichgültig vorüber geht. Fast ebenso war es aber auch von seiner Seite, entweder ignorierte er die Menschen völ-

lig oder, wo ihn etwas anzog, da mußte er sie bis auf einen gewissen Grad wenigstens erobern, sich zu eigen machen, und diese Sehnsucht konnte sich in ihm, besonders wenn er Widerstand fand, bis zur Leidenschaft steigern. Ich habe dergleichen mit ihm erlebt, und er sagte mir dann oft: ich weiß, es ist nichts Bleibendes, nichts mein Wesen Ausfüllendes, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich zu einem gewissen Ziel gelangt bin." Später schrieb er mir einmal, er sei ruhiger darin geworden „wenn die Menschen mich nicht lieb haben wollen, ist es ihr eigner Schade" — Er hatte vollkommen Recht, darum konnte mich diese Äußerung nur amüsiren. Ganz verloren hatte sich dieser Zug aber doch nicht, und bisweilen mußt ich mich wundern, wieviel Zeit er an Menschen wandte, von denen ich wußte, sie würden ihm doch nichts sein. Oft war aber hierzu auch nur der Drang, die Menschen der Vernunft und Wahrheit zugänglich zu machen, Veranlassung, und eben weil er dann bei solchen Gelegenheiten mit unerbittlicher Schärfe in die Tiefen der Gedanken ging und das Haltlose mit unverhüllter Energie geißelte, so wurde er dann gewöhnlich der Schrecken aller Halben und Mittelmäßigen, denen das Denken zuwieder und das Enthüllen ihrer eignen Leerheit ein Ärgerniß war. Nur selbst bedeutende oder reine, einfache Menschen konnten diese seine Art vertragen und ihn doch dabei lieben. Dafür konnten *sie* aber auch dann nur ganz den Lohn und die Freude erndten, wenn ihn nun sein Genius ergriff und es von seinen Lippen strömte wie ein Gedicht über alles, was er gerade betrachtete. Denn das war das Eigenthümliche seines Geistes, wie ich es nie bei einem andern Menschen gesehn habe, daß er zugleich der schärfste Kritiker und der begeisterte Schöpfer war, der, indem er einen Gegenstand der Geschichte, der Literatur oder Poesie zerlegte und analysirte, ihn zugleich wieder in seiner Einheit verklärte und den Dichter sich selbst schöner, vollendeter, verstandner wiedergab. Nie, glaub ich, werd ich wieder so göttlich schöne Worte hören, wie er sie namentlich in den letzten Zeiten in Hamburg über die Alten, besonders Äschylus, gesagt, und es ist ein unersetzlicher Verlust, daß alles dieses nicht aufgeschrieben u[nd] aufbewahrt ist. Es kamen ihm dann oft solche Füllen von Gedanken, daß er selbst wie in einem erhöhten Zustand war, begeistert von der Freude des Schaffens, denn dann war alles an ihm Geist. Er sagte mir noch einmal in Stuer, als er über sich selbst



Frankenberg'sche Stiftung Gotha (Thüringen). Große Fahnenstraße 18-20, jetzt 2 Wohnungen (Sept. 72)

Foto: Roesch, Detmold



Die ehemalige Generalsuperintendentur (Rückansicht). Freigabe: Reg. Präs. Düss. Nr. 73 - 2390.

sprach: er habe gar nicht so viele, tiefe Kenntnisse, aber er wisse doch immer alles, wenn es darauf ankomme, dann kämen ihm so die Gedanken, er wisse selbst nicht, woher, und nur einmal sei es ihm passiert, daß er in Verlegenheit gewesen bei einem wissenschaftlichen Gespräch. Ich sagte: das ist das Genie, und so war es auch bei ihm, denn es war nicht ein oberflächliches Mitsprechen, sondern immer das allertiefste Verständniß, so daß man ihm beinah immer unbedingt Recht geben mußte. — Er sagte noch manches von sich selbst in den letzten Zeiten, wo er, glaub ich, überhaupt mehr als einmal sein eignes Leben durch genommen und überschaut hat. So sagte er einmal auch in Stuer in Beziehung auf die, die ihn geliebt: ja, ich habe eine gefährliche Natur für die, die mich lieben, weil ich so schnell mit etwas fertig werde. — Sie werden fertig, wo sie keine Entwicklung mehr glauben, sagte ich. Ja, sagte er, das ists wohl. — Indeß wars das auch nicht ganz, es war früher eine große Hast und Unruhe in ihm, trotz der ruhig pflegmatischen Anlage, die er auch wieder hatte. Das war aber mehr der Drang ins Leben, in den Reichthum des Daseins, von keiner Fessel gebunden, zu immer neuen Entwicklungen fort, dessen Erfüllung ihm das Leben eigentlich grausam versagte und ihn immer nur periodisch auf Eins concentrirte, was er denn so sehr auslebte, daß plötzlich der Punkt kam, wo es ihm nichts mehr war. Im Vollgenuß des Lebens, da würde er sich nach dem Einen Stetigen gesehnt haben, das die bleibenden Bedürfnisse seines Wesens ausfüllte u[nd] befriedigte. Er sehnte sich auch so danach, aber das Gegengewicht des unbeschränkten Lebensreichthums fehlte."

---

*) Über sie Alfred Bergmann, Die Detmolder Kapitel in den „Memoiren einer Idealistin" von Malwida von Meysenbug, in: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 22 (1953) S. 83 Anm. 50.

Der Wetterablauf des Jahres 1974 in Lippe

nach den Werten der Wetterdienststation Bad Salzuflen

Von Dieter Berg

Im Jahre 1974 war das Wetter häufiger als gewöhnlich Tagesgespräch. Die einzelnen Wetterdaten wichen oft in starkem Maße von den Mittelwerten vergangener Jahre ab.

Das Weihnachtswetter 1974 drang vor bis in die Schlagzeilen der Tageszeitungen; es wurde eines der mildesten der letzten Jahrzehnte, in einigen besonders begünstigten Regionen Deutschlands, wie am Oberrhein, das wärmste seit über einhundert Jahren. In Bad Salzuflen lagen die Temperaturen bis um 7° C über dem für Dezember üblichen Mittelwert. Die Starkregenfälle des ersten Weihnachtstages sorgten mit 25,6 mm für das Niederschlagsmaximum des Monats Dezember.

Weihnachtswetter 1974		24.	25.	26.
Temperatur (in °C)	max.	8.1	7.4	11.8
	min.	4.6	6.0	6.9
Niederschlag (in mm)		3,5	25,6	7,9

Die Wetterkarte für Heiligabend zeigte eine typische Wetterlage, deren häufige Wiederkehr zu den außergewöhnlich milden Temperaturen der Wintermonate Januar, Februar und Dezember führte: Zwischen einem Zentraltief über Island und Skandinavien und hohem Druck über dem mittleren oder östlichen Südeuropa wurden mit zahlreichen Tiefdruckausläufern immer neue Staffeln stark erwärmter Mittelmeerluft nach Deutschland geführt. Sie lösten vielfach ergiebige Regenfälle aus, die im Dezember mit 250% des Mittelwertes eine kaum je gemessene Menge erreichten. Allenthalben traten die Flüsse über ihre Ufer und überschwemmten die Flußniederungen. Sogar in den Trockentälern des Kreidekalks an den Südhängen des Teutoburger Waldes, wie dem der Langendresche im Langen Tal bei Schlangen, die zumeist jahrelang völlig trocken liegen, sammelten sich solche Wassermengen an, daß es zu Überschwemmungen kam. Die Schiffahrt auf der Weser mußte eingestellt werden; mit knapp 5,50 Metern erreichte der Fluß am Pegel Porta eine Hochwassermarke, die zuletzt vor fünf Jahren registriert wurde.

Die Gesamtmenge des gefallenen Niederschlags übertraf mit 864,2 mm nach meh-



Abb. 1: Vorhersagekarte des Deutschen Wetterdienstes vom 24. Dezember 1974



Abb. 2: Hochwasser im Langen Tal bei Schlangen *Foto: Klöpping*

reren zu trockenen Jahren zum ersten Mal wieder den langjährigen Durchschnittswert (785 mm. Zahlen in Klammern beziehen sich im weiteren Text immer auf die langjährigen Mittelwerte). Wie im Vorjahr lag das Niederschlagsmaximum nicht wie gewöhnlich im Juli, sondern im Dezember, dessen Regenmenge mit 159,8 (64) mm eine Rekordhöhe von 250% des Mittelwerts erreichte. Erheblich zu trocken waren die Monate Februar und April mit nur 54 bzw. 53% des Monatsmittels. Auch die Hauptsommermonate Juli, August, September blieben hinter ihren Durchschnittswerten zurück. Wenn dennoch eine dpa-Meldung vom 24. Juli feststellt, die „Siebenschläferregel" habe sich bestätigt, so bezieht sich das auf die in diesem Sommer besonders hohe Zahl von trüben Tagen mit zwar regelmäßigen, aber eher geringen Niederschlägen. Noch in keinem Jahr seit Wiederaufnahme der amtlichen Beobachtungen in Bad Salzuflen 1950 gab es so viele trübe Tage im Jahr, nämlich 198.

Auch die Temperaturen wichen 1974 teilweise erheblich von den Normalwerten ab. Im Gesamtverlauf war das Jahr deutlich zu warm; der Jahresmittelwert lag mit 9,8° C um + 0,6° über dem Durchschnitt (9,3°). Der im Dezember 1973 zunächst recht kalt beginnende Winter 1973/74 bescherte uns im weiteren Verlauf im Januar und Februar 1974 vorfrühlingshafte Temperaturen, die im Mittel um 4,3° bzw. 3,2° und somit weit über dem langjährigen Durchschnitt lagen.

Die Sommerurlauber jedoch, die nicht in mittelmeerische Regionen gereist waren, hatten Grund, sich über ihr Urlaubswetter zu beklagen: Die Temperaturen der Som-

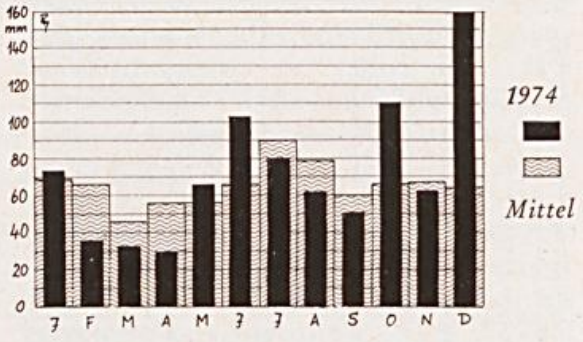


Abb. 3: Monatsniederschläge 1974 im Vergleich zum langjährigen Mittel

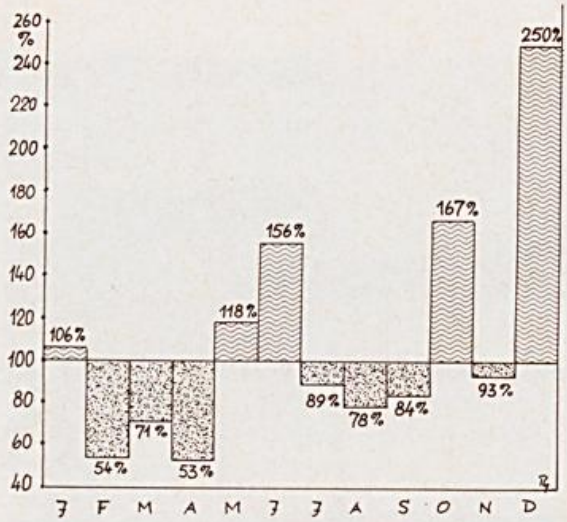


Abb. 4: Monatsniederschläge 1974 in Prozent des langjährigen Mittels

mermonate, besonders des total verregneten Juni, lagen unter den langjährigen Durchschnittswerten; einzige Ausnahme bildete der August, der diese Marke um 0,1° überschritt. Der 16. August war mit 33,0° C der heißeste Tag des Jahres.

Zwischen September und Oktober folgte ein abrupter Wechsel von sommerlichen zu fast winterlichen Temperaturen; der herbstliche Übergang fehlte; während am 12. September noch einmal 26,1° erreicht wurden, lag das Monatsmaximum im Oktober bei 11,6°. Eine dpa-Meldung vom 8. Oktober faßt zusammen:

„Kaum hat der Herbst begonnen, da meldet sich auch schon der Winter. Im ganzen Bundesgebiet versuchen frierende Menschen, sich mit warmer Kleidung unangenehme Temperaturen zwischen acht und zehn Grad vom Leibe zu halten. — Im Schwarzwald ist ein seit über 35 Jahren nicht mehr erreichter Schneerekord für den Monat Oktober registriert worden. Auf dem 1500 m hohen Feldberg wurde gestern eine Schneehöhe von 52 cm gemessen. Auch der Kahle Asten kann bereits eine bleibende ‚weiße Pracht' vorweisen."

Die Schneefallgrenze lag im Oktober für mehrere Wochen bei 500 bis 600 m, so daß auf lippischen Bergen sich noch keine Schneedecke bildete. Viele Jungschwalben verpaßten infolge des frühen Kälteeinbruchs ihren Flug in den Süden. In Lippe wie in vielen anderen Gebieten Deutschlands wurden sie von Sammelstellen aus zu Flughäfen befördert und per Flugzeug über die Alpen verfrachtet. Noch am 1. November waren über Detmold die letzten Schwalben am Himmel zu sehen.

Nach dem im Mittel um 2,8° zu kalten Oktober blieb der eigentliche Winter jedoch aus, und der extrem milde Dezember lag, wie der Januar, um 4,3° über dem Durchschnittswert.

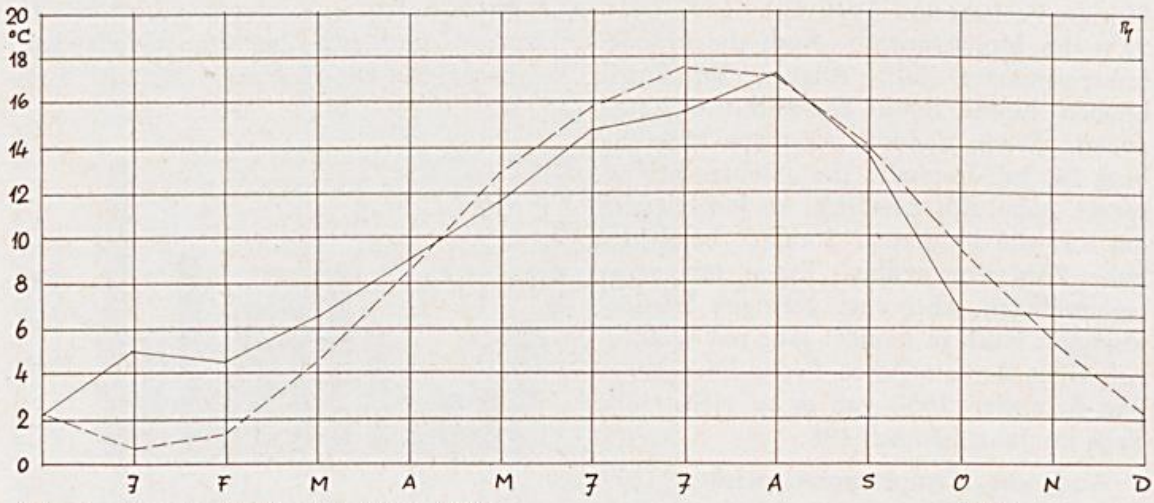


Abb. 5: Monatsmitteltemperaturen 1974 und im langjährigen Mittel

1973 ————
langjähr. Mittel – – – –

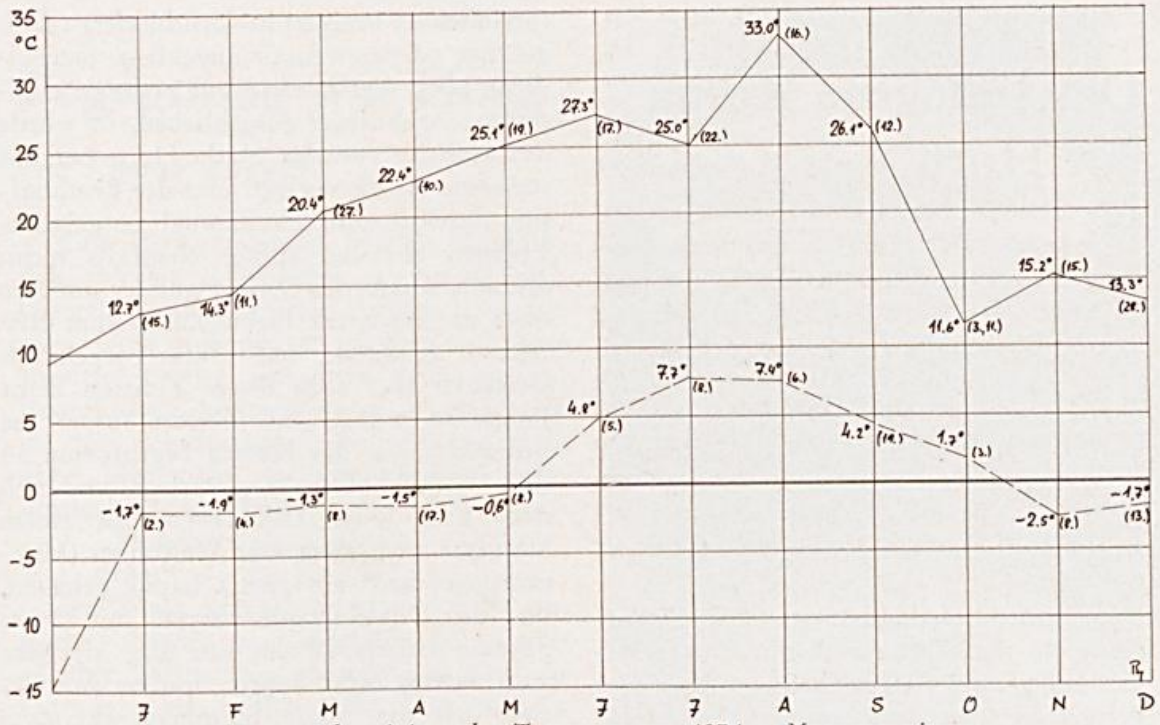


Abb. 6: Monatsmaxima und -minima der Temperaturen 1974 Monatsmaximum ————
Zahl in Klammern: Tag, an dem der Wert erreicht wurde Monatsminimum — — — —

Abweichung der Monatsmitteltemperaturen 1974 vom langjährigen Mittel (in °C):

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
+4,3	+3,2	+2,0	+0,5	—1,3	—1,1	—2,0	+0,1	—0,4	—2,8	+1,0	+4,3	+0,6

Insgesamt zeigte der Wetterablauf des Jahres 1974 eine stark ozeanische Ausprägung, mit sehr milden, regenreichen Wintermonaten und einem recht kühlen Sommer, der nur 2 (3) Tropentage mit Temperaturmaximum über 30° und 12 (22 bis 24) Sommertage brachte. Der letzte Nachtfrost trat am 8. Mai, also relativ spät auf (21. April), der erste des neuen Winters verzögerte sich ebenfalls: 5. November (26. Oktober).

Wie extrem mild die Wintermonate des Jahres 1974 waren, zeigt ein Rückblick: Noch nie seit Beginn der Aufzeichnungen 1950 gab es, wie 1974, ein Jahr ohne einen einzigen Eistag (18), noch nie ein Jahr mit nur 22 Tagen, an denen überhaupt Frost auftrat (80 bis 100), noch nie ein Jahr, in dem die tiefste Temperatur — 2,5° C nicht unterschritt; dieser kälteste Tag des Jahres war der 8. November.

Der 1974 meist wolkenverhangene Himmel gab nur an 20 Tagen der Sonne ungehinderte Einstrahlungsmöglichkeit. Die letzten Jahre mit noch schlechterer Bilanz waren 1966 mit 18 und 1967 mit nur 16 Sonnentagen. An 216 Tagen des Jahres fiel Niederschlag, die größte Tagesmenge mit 34,1 mm am 22. Oktober. An 22 Tagen lagerte Nebel über der Werre-Bega-Niederung. Immerhin aber erreichte die Gesamt-Sonnenscheindauer des Jahres mit 1351,6 Stunden noch 88% des langjährigen Mittels.

Nur an zwei Tagen (30 T.) bildet sich eine Schneedecke, die höchste — 5 cm — am 13. Dezember. Die Zahl der Gewittertage wich mit 27 (28) kaum vom Durchschnittswert ab. Der Juni mit 8 und der August mit 6 Tagen zeichneten sich als gewitterreichste Monate aus. Auch die Zahl der Tage mit Sturm entsprach dem Durchschnitt der letzten Jahre (3).

Das steinerne Kreuz vor Horn

Von Rolf Neumann †

Viele, die von Horn aus den Bahnübergang nach Steinheim benutzen, kommen am steinernen Kreuz vorbei. Es steht am Straßenrand ganz kurz vor dem Bahnübergang am alten Meilenstein. Aber die meisten wissen nicht, daß das steinerne Kreuz eine wichtige Gerichtsstätte bezeichnete, wo vor 400 Jahren Gericht abgehalten wurde. In den „Nachrichten aus Horn" von C. W. Isermann, Detmold heißt es wörtlich:

„In der Grafschaft Lippe sind alle Gerichte, so mancherlei auch dieselben gewesen, auf gleiche Art gehalten worden. Das Freigericht hielt seine offene Zusammenkunft zu Biest vor der Stadt Lemgo, bei dem Schlosse Falkenberg, in dem Amte Schötmar ohnweit Heerse, zu Wilbasen im Amte Blomberg und im Paderbornischen bei Steinheim an der Lohne, im offenen Felde. Wurde einer an diesem Gericht



(Steinheimer Freigericht) bruchhaftig (d. H. gebrugt oder gewrugt = angeklagt, beschuldigt), oder war jemand auf ergangene Zitation ungehorsam ausgeblieben, so wurde das Gericht vor der Stadt Horn bei das steinerne Kreuz verlegt, und der Bruchhaftige daselbst zum zweitenmal vorgeladen. Erschien derselbe allhier ebenfalls nicht, alsdann wurde das Gericht auf der anderen Seite der Stadt vor Pieperskamp zum drittenmal gehalten, und allda vorgeladen. Geschahe aber auch dieser Zitation keine Folge, so wurde das Gericht ferner bei Bosentorp vor der Horner Notpforten an den Detmoldischen Weg verlegt, und von dem Frei- oder Gohgreven mit einem Schwerte nach allen vier Weltteilen (Himmelsgegenden) sub poena banni gehauen, und der Ungehorsame viermal mit lauter Stimme zitieret. Wenn sich aber derselbe auch hieran nicht kehrte, mußte das Gericht bei der Stadt Blomberg auf dem Hundeslo zusammenkommen, und in einem Termin von 9 Tagen Namens des Landesherrn und der Königs-Freien den Ungehorsamen zitieren. Da aber auch hier nach Verfließung dieser Zeit keine Parition erfolgte, wurde er endlich öffentlich für friedlos nach Gewohnheit des Gerichts erkläret, er sollte weder Kaiserlicher, Päbstlicher noch Herren- und Städte-Rechte genießen, sondern, wo er gefunden, zwischen 2 Eggen, deren Spitzen zusammenstehen, gesetzt, und darinnen so lange, als man für einen Pfennig Wecke (d. i. Stuten) isset, gequetschet werden, es sei dann, daß ihm von dem Lippischen Herrn Gnade wiederfahren möchte."

Das steinerne Kreuz hat leider einen halben Balken verloren, und es besteht die Gefahr, daß es bei Straßenbau oder ähnlicher Gelegenheit ganz verschwindet. Es wäre angebracht, daß dieser Zeuge alter Zeiten vor weiterer Beschädigung bewahrt bliebe. Am besten wäre es, wenn der Stein im Städtischen Heimatmuseum der Stadt Horn-Bad Meinberg einen sicheren Platz fände.

Begegnung mit Horn

Von Konrad Küppers

Eine Begegnung mit Horn wird für den, der sie ernstnimmt, zu einem vielfältigen, eindrucksvollen Erlebnis! — Das mag vielen unglaubhaft klingen, und diese Zweifler beeilen sich denn auch, an jene freundliche Übertreibung zu erinnern, die in der mundartlichen Aufzählung typischer Merkmale lippischer Städte nachsichtig belächelt wird:

„Hewwern de Kräone"
(Horn — die Krone)

Den Streit darüber, welcher der lippischen Städte nun wirklich die Krone gebührt, halten wir, wie übrigens auch die Horner selbst, für müßig. Das, was die Stadt an Wissens- und Sehenswertem aus ihrer 700 jährigen Geschichte anzubieten hat, genügt vollauf für das Prädikat „wertvoll"! Das „Anbieten" indes darf nicht mit einem „Zur Schau stellen" gleichgesetzt werden, und die Vielfalt, von der soeben die Rede war, — sie will, buchstäblich, in den „Falten" winkliger Straßenzüge, Stück für Stück, entdeckt sein. Von dieser Entdecker-Aufgabe ist der Besucher im Ortsmittelpunkt befreit, wo sich *Rathaus, Sparkasse, v. Kotzenberg'sches Palais* (heute: Hotel Vialon) und die *Bürgerhäuser* in diesem Abschnitt der Mittelstraße repräsentativ um den Marktplatz gruppieren. „Repräsentativ" nicht nur in ihrer optischen Wirkung, sondern ebenso wohl als Beispiele der von Jahrhundert zu Jahrhundert sich wandelnden Anschauungen über das jeweils „zeitgemäße" Bauwerk: Adam Henrik v. Kotzenberg baute sein Haus im 17. Jahrhundert, das Rathaus entstand in der 2. Hälfte des 19., und das Gebäude der Städtischen Sparkasse, „jüngstes Kind" in der Runde, entspricht in seiner Anlage den ganz auf Zweckmäßigkeit gerichteten Bau-Vorstellungen



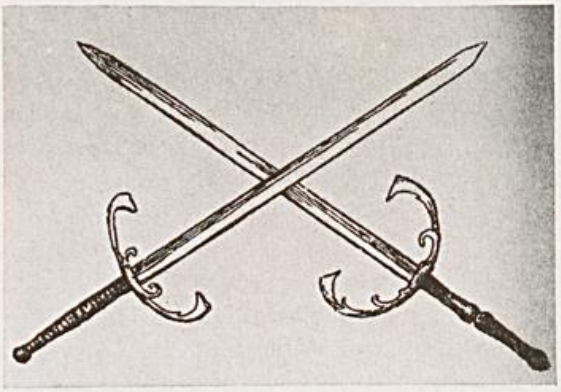
Taufstein in der Kirche der Evang.-ref. Gemeinde Horn

des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Man hat sich in Horn mit diesem langgestreckten, fensterreichen Haus noch nicht recht anfreunden können, und es wird für manchen wohl der Gewöhnung bedürfen, die Stadtsparkasse als echten — baulichen! — „Wertzuwachs" anzuerkennen.

Bescheiden, als wolle sie die Menschen in ihrem Alltagsschaffen nicht stören, tritt die *Kirche* der evangelisch-reformierten Gemeinde Horn hinter die Profanbauten zurück. Diese Bescheidenheit entspricht nicht der stadtgeschichtlichen Bedeutung des im 14. Jahrhundert erbauten Gotteshauses, das sich nicht nur „in den Stürmen der Zeit" behauptete,

> *— wir denken hier an die unerfreulichen Begleiterscheinungen der Everstein'schen Fehde im frühen 15. Jahrhundert, an die Notzeiten des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges —*

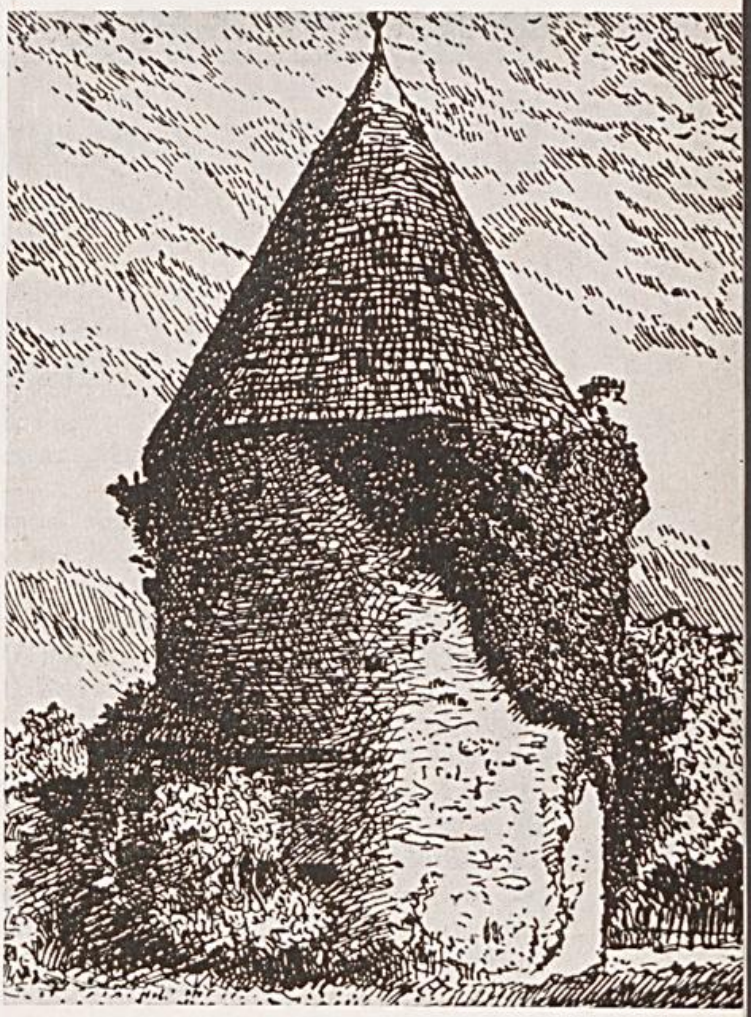
sondern auch nach „altersbedingten" Verfallserscheinungen immer wieder neu erstand und damit nichts von seiner einladenden und „bergenden" Funktion einbüßte. Bei einem anderen Bauwerk in nächster Nachbarschaft zur Kirche fällt es uns leichter, ihm sein Alter zu glauben: Gemeint ist die unmittelbar an der Stadtmauer gelegene *Burg,* die nach einer in das Gemäuer eingelassenen Inschrift von Bernhard V., Edlem Herrn zur Lippe, gebaut und im Jahre 1348 vollendet worden ist. („ . . hanc domum construxit et complevit A. Dm. 1348") Offensichtlich hat es h i e r an dem Bemühen, landesgeschichtlich Bedeutsames zu erhalten, gefehlt. Daß die Innenräume, wie es von einem fleißigen Chronisten einmal ausgedrückt wurde, „ein liebevoll zusammengestelltes Heimatmuseum bergen", ist insofern wenig tröstlich, als es nach einer Auskunft des Städtischen Verkehrsamtes Horn z. Zt. an einer Wartung des Museums fehlt. So müssen wir auf eine Besichtigung der hier untergebrachten Kleinodien verzichten und uns mit dem begnügen, was geschichtsbewußte Horner Bürger beim Gang durch die Stadt oder am Tisch im „Vialon" an Mitteilenswertem vor uns ausbreiten. Das ist nicht wenig — und könnte, aneinandergereiht, eine fast lückenlose Ortschronik ergeben! Im Mittelpunkt solcher, bisweilen mit Leidenschaftlichkeit betriebenen (Orts-) Geschichts-„Unterweisung" steht die Darstellung der *Befreiung eines lippischen Grafen aus der Gefangenschaft — durch Horn'sche Bürger.* Bei der Frage nach den näheren Zusammenhängen dieser Befreiung werden unsere Gesprächspartner unsicher: Die einen nennen einen Grafen S i m o n zur Lippe, der aus der Burg Ottenstein befreit worden sei, die anderen verweisen auf eine Fehde zwischen dem Herzog Wilhelm von Braunschweig und dem Grafen B e r n h a r d zur Lippe im Jahre 1485, bei der Bernhard gefangen genommen und auf die Burg Ka(h)lenberg gebracht worden sei. Wer und wie es auch immer gewesen sein mag: Die Bürgertreue gegenüber dem Landesherren, wie sie vor rd. 500 Jahren von den Hornern so sichtbarlich kundgetan wurde, sie wird bis auf den heutigen Tag mit den *16 Ritterschwertern* der sog. *„Schlachtschwertierer"* als hohe Tugend gepriesen. Das Rott der Horn'schen Schlachtschwertierer fehlt bei gegebenem Anlaß ebensowenig im Straßenbilde wie etwa der Doktor Eisenbart in Hann. Münden, der Baron v. Münchhausen in Bodenwerder oder der Rattenfänger in Hameln.



Schwerter der „Schlachtschwertierer"

Der Gang durch die Stadt — oder, vielleicht richtiger gesagt: Die Begegnung mit Horn bliebe unvollständig ohne den Besuch der alten *Stadtmauer,* die in ihrem heutigen Zustand zwar keinen Feind mehr schrecken könnte, aber mit ihrem bloßen Vorhandensein an leidvolle Epochen Horn'scher Geschichte erinnert. In den Häusern an der engen Straße „Hinter der Mauer" geht es beim Gespräch ja nun nicht mehr, wie beispielsweise im schlimmen Jahre 1761, um die Frage, wie der Belagerung durch 15 000 (!) Franzosen am wirksamsten zu begegnen sei, wie die Stadttore am besten verbarrikadiert werden müßten; heute ist die Mauer nach allen Seiten hin sehr „durchlässig", durchlässig auch für die großen Verkehrsadern in West/Ost- und Nord/Süd-Richtung, und der efeu-umwucherte Mauerturm an der Straße nach Leopoldstal hat seine einstige Funktion als „Luginsland" längst aufgegeben. Mit der Haus-

nummer „22“ an der Leopoldstaler Straße darf er sich immerhin auch von den Nachfahren seiner Erbauer „hinreichend respektiert“ fühlen. Der Respekt vor dem Alter wird auch bei einer Vielzahl gepflegter Fachwerkhäuser im Stadtkern erkennbar. Leider jedoch — müssen wir hinzufügen! — nur für diejenigen erkennbar, die, wie wir eingangs sagten, ihre Begegnung mit Horn ernstnehmen. Vieles bleibt dem Auge dessen verborgen, der etwa von Berufsgeschäften gedrängt, den kürzesten Weg zum Ziel sucht. Vielleicht aber ist ihm auch der Sinn für den Reiz alter Stadtbilder verlorengegangen, und da nützte es nichts, ihn auf die Kostbarkeiten Horns aufmerksam machen zu wollen, das mit Detmold, Lemgo und Blomberg zu den frühesten Stadtgründungen in Lippe gehört. Eine Begegnung mit Horn — was wäre sie ohne eine Begegnung mit ihren Menschen! Wir haben sie gesucht — und gefunden. Das war nicht immer ganz einfach in einer betriebsamen Stadt, deren Bürger sehr wohl zu unterscheiden wissen zwischen den Stunden des Werkens und denen der Geselligkeit. „Wenn die Lampen brennen“ — so könnte man sagen — finden sich die „Hornschen“ bei Wilhelm Oppermann in der „Post“ an der Mittelstraße ein, um neben den Tages-Neuigkeiten gelegentlich auch das Wissen um Zurückliegendes auszutauschen. Das alte Haus, in dem einst napoleonische Marschälle Quartier nahmen, in dem eine Pferdewechsel-Station der Thurn- und Taxis'schen Post untergebracht war, es scheint uns der Rahmen für die Gespräche zu sein, die der Begegnung mit Horn einen förderlichen Abschluß geben. — Ein Vergleich drängt sich auf: So, wie in der über 250 Jahre alten „Post“ die anheimelnde Atmosphäre einer stilvollen deutschen Bierstube auch d a n n erhalten blieb, als mit angegliederten Speise- und Gesellschaftsräumen m o d e r n e n Anforderungen Genüge getan wurde, ist die Ackerbürger- und Handwerkerstadt Horn auch d a n n sich selbst treu geblieben, als mit Unternehmungen



Der Mauerturm in Horn

der holzverarbeitenden Industrie — es sei hier nur an die HORNITEX-Werke Gebr. Künnemeyer erinnert! — ein vor 50 Jahren nicht für möglich gehaltener Umwandlungsprozeß in der Wirtschaftsstruktur der kleinen Stadt am Rande des Teutoburger Waldes einsetzte.

Dieser Strukturwandel sollte auch u n s nicht daran hindern, dem a l t e n Horn die Treue zu halten und dann und wann eine Begegnung mit ihm zu suchen; sicherlich offenbart es sich uns noch mit mancher Kostbarkeit, die das „Mosaikbild“ von Horn vervollständigen hilft.

Beiträge zur Wirtschaftsgeographie des lippischen Südosten:

Die Zentralmolkerei Lothe

Von Dr. Karl Eckart

I. EINLEITUNG

In den letzten Jahren ist in allen Bereichen des Wirtschaftslebens ein Zug zur Konzentration festzustellen. Kleinere Betriebe jeglicher Art werden aufgegeben oder leistungsfähigen Großbetriebe angeschlossen.

Von dieser Entwicklungstendenz blieb auch die ehemalige Zentralmolkerei Lothe Amt Schwalenberg nicht verschont. Sie wurde 1901 als eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung (eGmuH) gegründet (1), 1956 in eine Genossenschaft mit beschränkter Haftung (eGmbH) umgewandelt (2) und 1971 geschlossen (3).

Der folgende Beitrag will die Entwicklung dieser Molkerei anhand einiger Quellen nachzeichnen. Dabei liegen erwartungsgemäß die meisten Quellen für die letzten Jahre vor. Für sehr viele Auskünfte bin ich aber meinem Vater zu Dank verpflichtet, der die letzten 40 Jahre in der Molkerei tätig war und mir wertvolle Hinweise liefern konnte.

II. DIE ZENTRALMOLKEREI LOTHE

A. *Lage und Struktur des Einzugsgebietes*

Die Zentralmolkerei Lothe Amt Schwalenberg hatte ihren Sitz in der Nähe der Mittel-Niese-Mühle im Lippischen Südosten. In den 70 Jahren ihres Bestehens hat sich das Einzugsgebiet (Abb. 1) mit den Gemeinden Lothe, Brakelsiek, Schwalenberg, Ruensiek, Kariensiek und Hagedorn nicht geändert.

Während Kariensiek und Hagedorn zum Landkreis Höxter gehören, sind die übrigen Gemeinden Teile des Kreises Lippe.

Auch die Gemeindeflächen haben sich im Laufe der Zeit nur unwesentlich geändert.

Im Jahre 1950 umfaßte der behandelte Raum eine Fläche von etwa 21,79 km² (ohne Kariensiek, einschließl. Kreienberg). Diese teilte sich wie folgt auf (Tabelle 1):

Tabelle 1: Strukturdaten der Gemeinden (4)

	Fläche in qkm	Einwohner	Dichte Einw./qkm	Erwerbstät. Bevölkerung	davon in d. Landwirt.	%
Brakelsiek	5,30	1127	212,6	459	168	36,6
Hagedorn	1,46	149	102,1	64	40	62,5
Lothe	5,16	1243	240,9	569	232	40,8
Ruensiek	2,59	170	65,5	85	64	75,3
Schwalenberg	7,28	1579	216,8	648	176	27,2
insgesamt	21,79	4268	195,9	1825	680	37,3

Die mittlere Bevölkerungsdichte mit rd. 196 E/km² war relativ gering. Sie stieg von etwa 130 E/km² im Jahre 1880 auf etwas mehr als 200 E/km² im Jahre 1968 (5). Der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung war jedoch hoch (37,3% der erwerbstätigen Bevölkerung). Es handelte sich also um ein ländliches Gebiet, eine Tatsache, die eine bestimmte Struktur der Molkerei erforderte, wie an anderer Stelle noch gezeigt wird.

Das Einzugsgebiet der Molkerei ist aber nicht nur wegen der geringen Bevölkerungsdichte und den hohen Anteil an ländlicher Bevölkerung erwähnenswert. Besonders hervorgehoben werden muß auch

die Verteilung der landwirtschaftlichen Betriebsgrößenklassen, wie sie für 1950 angegeben ist (Tabelle 2).

Tabelle 2: Verteilung der landw. Betriebsgrößenklassen 1950 (7).

	Zahl der landw. Betriebe (1950)			
	2-5 ha	5-20 ha	20 ha u m.	zus.
Brakelsiek	13	16	9	38
Hagedorn	2	4	3	9
Lothe	24	17	8	49
Ruensiek	2	4	8	14
Schwalenberg	11	31	1	43
	52	72	29	153

Es ist ersichtlich, daß der überwiegende Teil der landwirtschaftlichen Betriebe zu der mittleren Betriebsgrößenklasse zu rechnen ist. Die Betriebe mit einer Fläche von weniger als 2 ha Betriebsfläche wurden nicht mit aufgeführt, obwohl auch sie z. T. Lieferanten der Molkerei waren.

Neben der Zahl und Größe der Betriebe muß auch noch die landwirtschaftliche Nutzfläche (LNF) erwähnt werden (Tabelle 3).

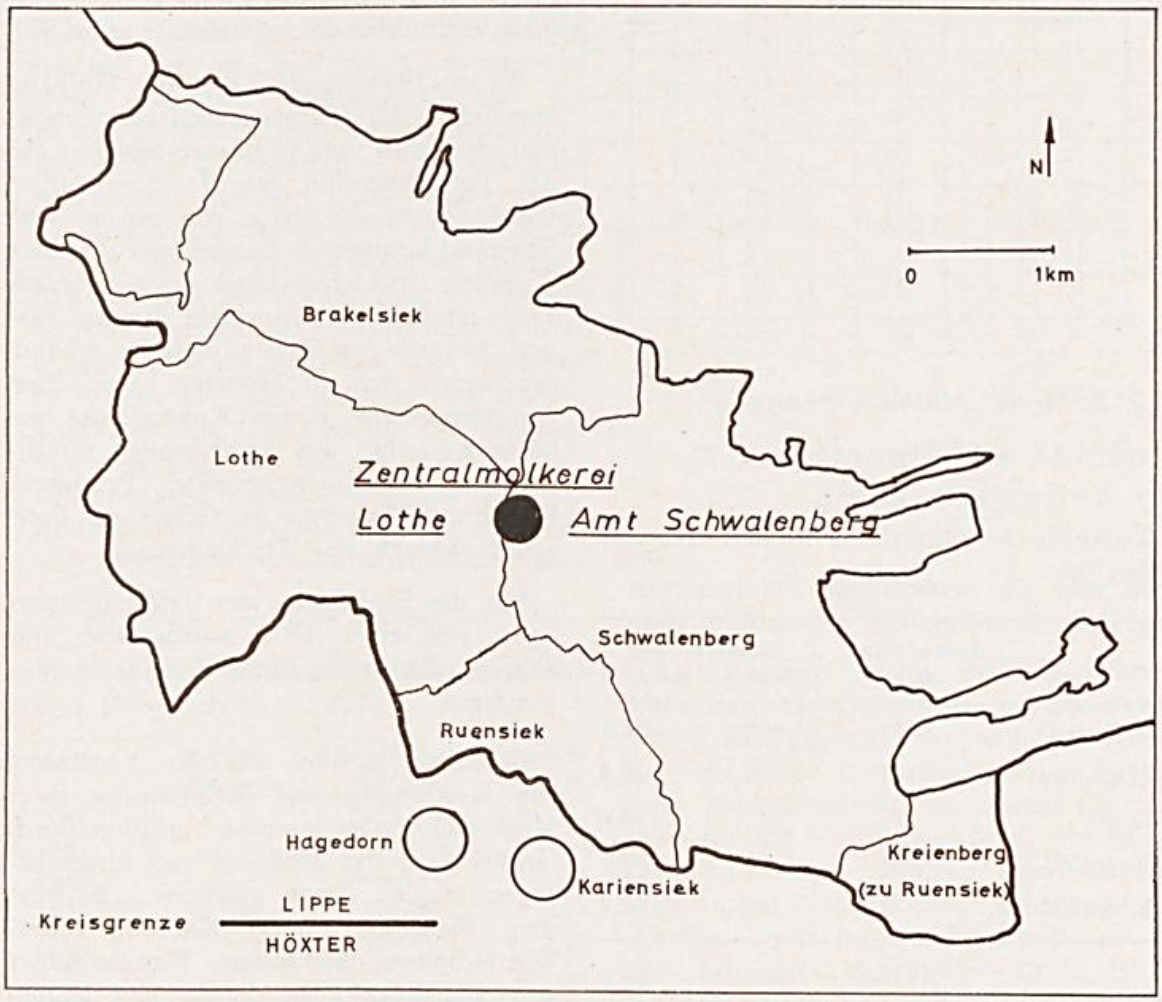


Abb.1: Lage und Einzugsgebiet der Molkerei Lothe

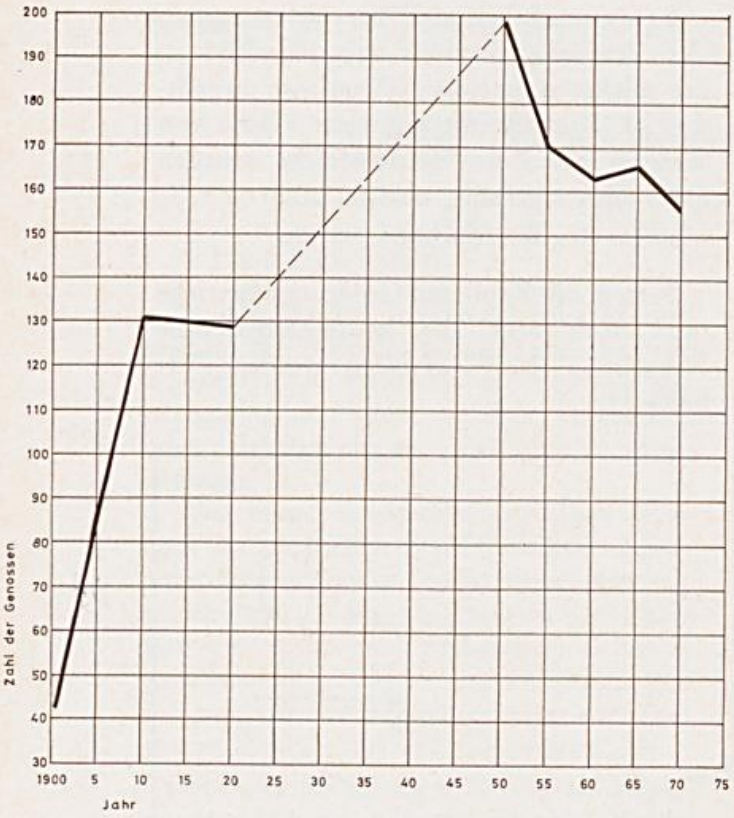


Abb. 2: Zahl der Molkereigenossen

Tabelle 3: Nutzfläche in den Gemeinden (6).

	landw. Nutzfl. in ha	Dauergrünland in ha	Dauergrünland in % d. LNF
Brakelsiek	498	180	36,1
Hagedorn	141	36	25,5
Lothe	576	182	31,6
Ruensiek	264	82	31,1
Schwalenberg	478	185	38,7
	1957	665	34,0

Das gesamte Einzugsgebiet der Molkerei ist durch einen relativ hohen Graslandanteil (1950 ca. 34%) gekennzeichnet.

B. *Ziele und Aufgaben der Molkerei*

Im Jahre 1901 wurde die Zentralmolkerei Lothe Amt Schwalenberg als eGmuH gegründet. Ziel des Unternehmens war die Milchverwertung der Mitglieder auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr (8).

Nach § 14 des Gründungsstatuts hatte jedes Mitglied der Genossenschaft die Pflicht, die gesamte im Betrieb anfallende Vollmilch täglich an die Genossenschaft abzuliefern. Es durfte nur die zu Nahrungs- und Fütterungszwecken erforderliche Vollmilch zurückgehalten werden (9).

Bis ca. 1934 wurde die in der Molkerei angelieferte Milch eines jeden Bauern zweimal monatlich vom Molkereiverwalter auf den Fettgehalt hin geprüft. Kontrolliert wurde dieser Vorgang von einem vom Vorstand bestimmten Bauern, der für diese Tätigkeit ein kleines Entgelt erhielt. Nach 1934 erfolgte die Kontrolle dreimal monatlich durch den Milchwirtschaftsverband, der seinen Sitz in Münster hatte. Zum Aufgabenbereich dieser Kontrolleure gehörte weiterhin die Untersuchung sämtlicher im Betrieb hergestellter Produkte: Butter auf Wassergehalt, Sahne auf Fettgehalt, Quark auf Trockenmasse.

Mit der Einführung des Trinkmilchverkaufs seit etwa 1939 wurde auch die Säuregradkontrolle dieses Produktes notwendig.

Sämtliche Artikel, die die Landwirte zur Gewinnung und Reinhaltung ihrer Milch benötigten, konnten verbilligt durch Großeinkauf der Molkerei von dieser bezogen werden. Dazu gehörten z. B. Bürsten, Melkfett, Eimer, Kannen, Filter, Wattescheiben, Seihtücher, Kannenkühler etc., allerdings nicht die in den letzten Jahren immer häufiger verwendeten elektrischen Melk- und Kühlgeräte (10).

Aufgabe des Verwalters war es, den größtmöglichen Ertrag zu erwirtschaften (11).

C. *Zahl der Genossen*

Tabelle 4: Die Mitglieder der Genossenschaft (12).

Jahr	Zahl der Genossen	Jahr	Zahl der Genossen
1901	43	1940	—
1905	87	1945	—
1910	131	1950	198
1915	130	1955	170
1920	129	1960	163
1925	—	1965	166
1930	—	1970	156
1935	—		

Wie aus Tabelle 4 und Abb. 2 zu ersehen ist, hat sich die Zahl der Genossen sehr stark gewandelt. Naturgemäß war die relativ größte Zunahme in den ersten Jahren, während von 1910 — 1920 die Zahl mit ca. 130 konstant blieb. Leider waren für den Zeitraum von 1925 — 1945 keine Zahlen verfügbar. Festzustellen ist aber, daß um 1950 mit 198 die Zahl der Genossen sehr hoch war. Der Grund dafür dürfte in der Geldknappheit und dem Bestreben nach einer möglichst autarken Versorgung zu suchen sein. Daß die Zahl der Genossen von dieser Zeit ab fiel, ist eine allenthalben festzustellende Tatsache und in erster Linie auf den Rückgang der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe zurückzuführen.

D. *Milchkühe und ihre Leistungen*

Tabelle 5: Milchkühe, Milchanlieferung und Fettgehalt in % (13).

Jahr	Zahl der Milchkühe	ausgelieferte Milch in kg	Fettgehalt in %
1935	——	1 751 214	——
1940	——	——	——
1945	——	——	——
1950	590	1 604 840	3,15
1955	615	1 995 805	3,38
1960	646	2 290 280	3,38
1965	——	2 525 382	3,56
1970	——	2 885 037	——

Leider war es nicht möglich, lückenloses Material für alle Jahre zu bekommen, deshalb kann ich mich hier nur auf die letzten Jahre beschränken, die aber dennoch interessante Aufschlüsse ermöglichen.

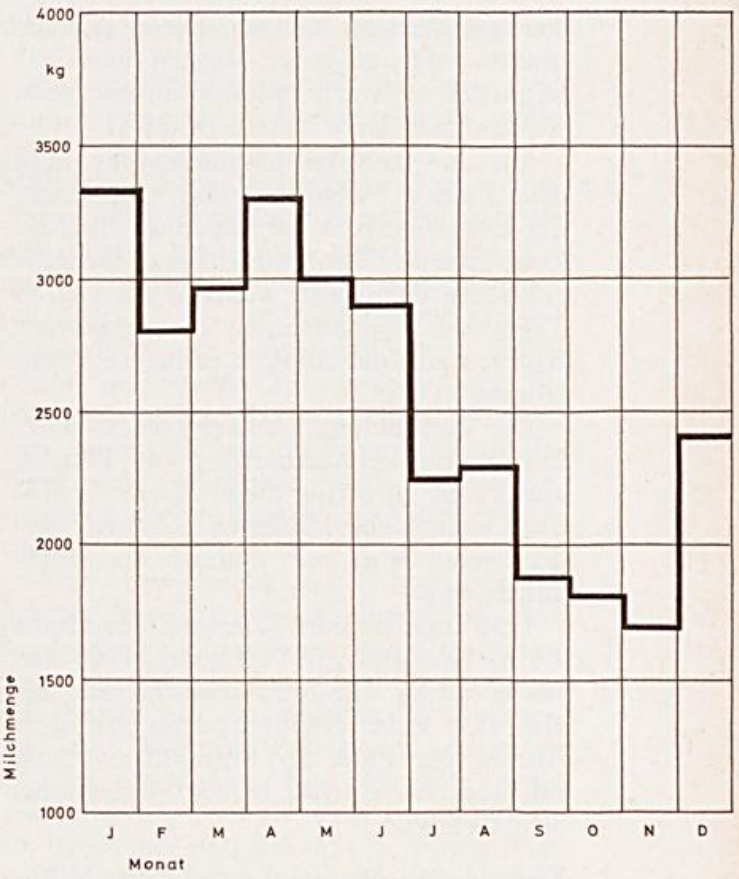


Abb. 3: Monatliche Milchanlieferung eines Betriebes (1965)

Der ständige Anstieg der angelieferten Milch hatte mehrere Ursachen. Bis ca. 1935 waren die Milchanlieferungen relativ gering (obwohl keine konkreten Zahlen vorliegen). Jeder Landwirt war darauf bedacht, seine eigenen Milchprodukte zu verwerten. Dadurch wurde weniger eiweißhaltiges Kraftfutter dazugekauft. Während des Zweiten Weltkrieges und kurz danach, in der Zeit von ca. 1940 — 1945, fehlte Kraftfutter, so daß die Milchanlieferung um ca. 15% zurückging.

Durch Vermehrung der Herdbuchvereine war dann später ein besonderer Anreiz für die Landwirte gegeben, nur noch hoch-

wertiges Vieh zu besitzen. Dieses nämlich brachte aufgrund hoher Mengen- und Fettleistungen eventuell Prämien ein und beim Verkauf der Tiere höhere Erlöse (14).

Mit zunehmender Mechanisierung nach dem Zweiten Weltkrieg und Umstellung der Landwirtschaft auf Schlepper als Zugkraft wurde die Milchleistung ebenfalls gesteigert, denn „eine während des ganzen Tages zu Spanndiensten herangezogene Kuh hat eine um 20-50% geringere Milchleistung" (15).

Die Verwendung von Treckern als Zugkraft hatte die Abschaffung von Pferden zur Folge. Anstelle dieser Tiere konnte dann noch mehr Milchvieh gehalten werden. Somit stieg auch dadurch die Milchanlieferung.

1950 standen jeder Kuh im Durchschnitt 1,1 ha Grasland zur Verfügung, 1960 waren es 1,0 ha. Die Milchkuhdichte hat sich also fast nicht geändert, denn mit dem Anstieg der Zahl der Milchkühe vollzog sich auch ein Anstieg in der Futterfläche, dem Grasland.

Tabelle 6: Monatlich angelieferte Milchmenge und ihr Fettgehalt im Jahre 1965 (16).

Monat	angelief. Milch in kg	Fettgeh. in %	Milchm. eines Betr.	Fettg. in %
Januar	221 451	3,51	3 336	3,25
Februar	213 085	3,51	2 863	3,38
März	256 909	3,58	2 972	3,55
April	274 362	3,54	3 297	3,75
Mai	297 807	3,53	3 093	3,68
Juni	259 722	3,39	2 905	3,23
Juli	225 787	3,49	2 259	3,23
August	187 161	3,59	2 298	3,25
September	139 549	3,68	1 870	3,33
Oktober	126 837	3,58	1 805	3,03
November	148 283	3,72	1 752	3,60
Dezember	174 429	3,75	2 430	3,70

Bis zum Ende der Vierziger Jahre vollzog sich in den meisten landwirtschaftlichen Betrieben der Kalbungsvorgang etwa von Februar bis Mai. Dieses hatte zur Folge, daß es während des Jahres nur eine einzige Milchschwemme gab, nämlich zur Zeit des Weideauftriebs etwa im Mai/Juni. Bis zum Jahresende ebbte diese dann ab und hatte ihren Tiefstand im Dez./Jan. Die Gründe dafür waren hauptsächlich die Trächtigkeit der Tiere und die Verminderung der Futterqualität durch Witterungseinflüsse.

In den letzten Jahren jedoch vollzog sich in den Betrieben die Kalbung vorwiegend in den Monaten Okt./Nov. Die Folge davon war, daß das Maximum der Milchanlieferung etwa im Dezember lag und durch Silofutter (Saftfutter) und erhöhte milchfördernde Futterstoffe länger gehalten werden konnten. Der Tiefstand wurde hier in den Monaten Nov./Dez. erreicht (vgl. Tabelle 3; Einzelbetrieb). Die unterschiedlich angelieferten Milchmengen während der einzelnen Monate eines Jahres erforderten unterschiedlichen Einsatz der Arbeitskräfte. Während etwa vor 1940 die Wintermonate relativ ruhig verliefen, und der Ansturm nur im Mai/Juni zu bewältigen war, war der Einsatz in den letzten Jahren fast über das ganze Jahr verteilt gleichbleibend hoch (mit Ausnahme der Monate September bis November).

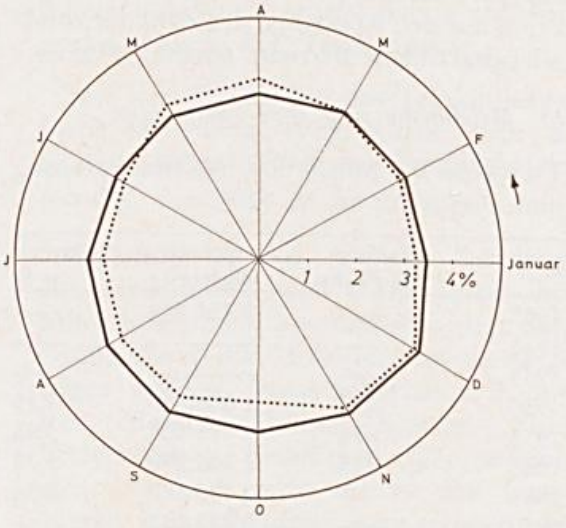


Abb. 4: Mittlerer Fettgehalt der Milch (1965)

——— der Gesamtanlieferung

..... eines Betriebes

E. *Milchtransport*

Die Milch wurde frühmorgens etwa um 6 Uhr von den Milchlieferanten in Kannen an den Wegesrand gestellt und vom „Milchwagen" zur Molkerei gebracht. Jeder einzelne Milchwagen hatte nur ca. 2 km zur Molkerei zurückzulegen (deshalb der Name Zentralmolkerei). Diese kurze Entfernung bot bei den üblichen Kühlmöglichkeiten die beste Gewähr für frischangelieferte Milch.

Nach der Be- und Verarbeitung der Milch brachte dann der Milchwagen für die einzelnen Landwirte etwa gegen 9 Uhr die verarbeitete Milch (Magermilch) sowie alle im Betrieb hergestellten Produkte, die zum Verbrauch im bäuerlichen Betrieb bestellt und benötigt wurden.

Meist war es aus jeder Ortschaft ein Landwirt, der gegen Entgelt, „Fuhrlohn", den Milchtransport übernahm. Der Transport wurde mit eigenem Wagen vorgenommen, außer in Lothe, wo er im Besitz einer Gemeinschaft war, die auch gemeinschaftlich die Reparaturen des Fahrzeugs tragen mußte.

Bis ca. 1950 wechselten sich nach Absprache untereinander die Landwirte monatlich ab, während in den letzten Jahren keine Ablösung mehr stattfand. Denn es wurden Fuhrverträge zwischen der Molkerei und den Landwirten abgeschlossen, die jeweils für ein Jahr Gültigkeit hatten, aber meist stillschweigend verlängert wurden.

Meist handelte es sich um relativ kleine Betriebe, die sich auf diese Art und Weise noch einen Zuerwerb erwirtschaften konnten.

Während bis nach dem Zweiten Weltkrieg Kuh- und Pferdegespanne als Zugtiere vor den Wagen zu sehen waren, gab es zuletzt nur noch Trecker.

Tankwagen allerdings, wie sie in vielen Gebieten Deutschlands bereits zu dieser Zeit eingesetzt wurden, gab es bis zum Schluß nicht (17).

F. *Produktionsprogramm und Absatz*

Aus molkereiwirtschaftlicher Sicht betrachtet war die Zentralmolkerei Lothe Amt Schwalenberg gegenüber anderen Molkereien benachteiligt. Die Entfernung zum großen Milchmarkt (dem Ruhrgebiet) war relativ groß. Zum anderen war die mittlere Bevölkerungsdichte dieses Gebietes mit ca. 200 E/km² (1968) sehr gering. Dieses hatte zur Folge, daß der Absatzmarkt im eigenen Einzugsgebiet relativ unbedeutend war. Das wiederum bewirkte, daß die angelieferte Milch vorwiegend als Werkmilch verarbeitet wurde, wobei die Produktion von Butter im Vordergrund stand.

Eine Erweiterung des Absatzgebietes brachte zunächst die Einbeziehung der benachbarten Luftkurorte und Pensionen. Schließlich kam ab ca. 1925 die Belieferung mit Butter privater Kunden im Ruhrgebiet mit Hilfe der Post hinzu (zeitweise 200 kg im Monat). Bis 1939 hielt diese zusätzliche Art des Absatzes an, und zwar so lange, bis der Bezug von Butter nur noch über die Lebensmittelmarken möglich war.

Produktionsprogramm und Absatzgebiet waren in den Jahren bis 1940 also relativ gleichbleibend. In der Hauptsache gab es nur Butterherstellung und Magermilch. 40-50% der Magermilch gingen zu Futterzwecken an die Bauern zurück, der Rest wurde zu Sauermilchquark verarbeitet (18). Seit den 50iger Jahren wurden das Produktionsprogramm und auch das Absatzgebiet erweitert. Abb. 5 zeigt die Skizze des innerbetrieblichen Produktionsablaufs etwa im Jahre 1965.

1955 erfolgte die Aufnahme des Werkmagermilchversandes nach Lippstadt. Er machte 6,8% der anfallenden Magermilch aus.

Im Vergleich zu früheren Jahren wurde jetzt auch für die Käserei mehr Magermilch zur Herstellung von Sauermilchquark sowie von Roumadur und Sahneschichtkäse benötigt.

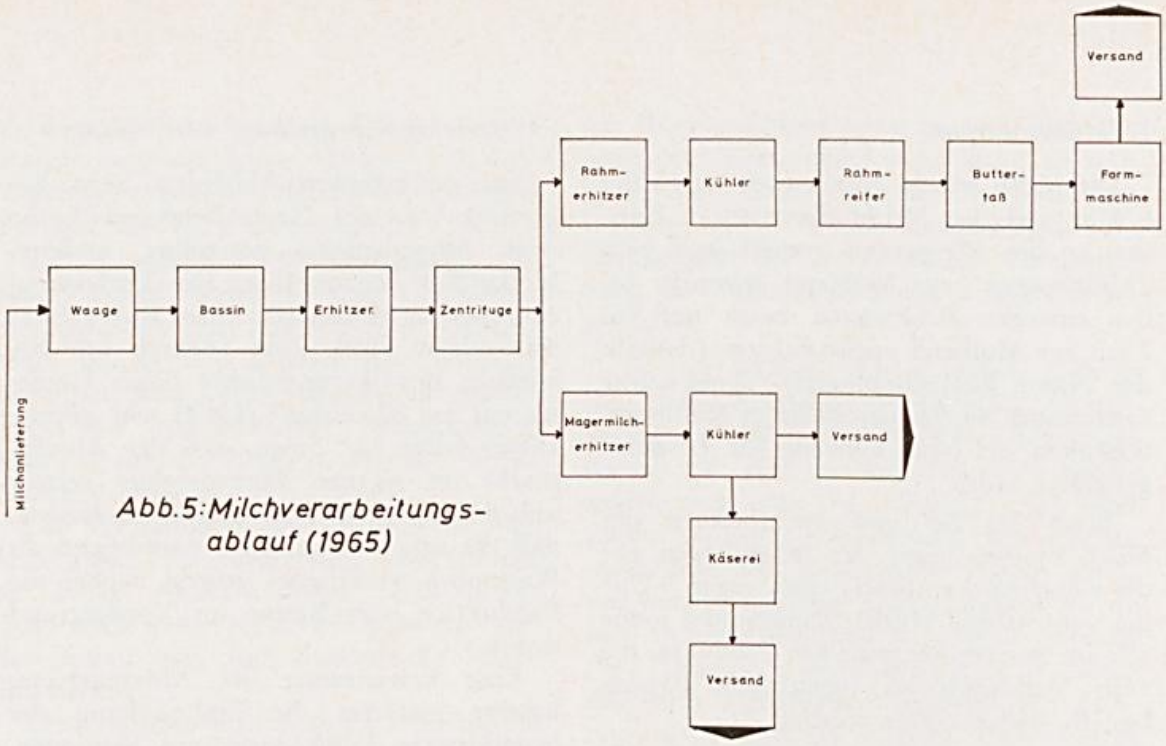


Abb. 5: Milchverarbeitungsablauf (1965)

Tabelle 7: Absatz der Milchprodukte (19).

	1956	1964	1969
	%	%	%
Trinkmilch im Ort	4,0	6,1	5,6
Rahm	0,6	1,1	1,5
Magermilch-Rückgabe	64,0	76,1	33,5
Frischkäserei	23,4	5,0	6,1
Dauermilchwerke	4,0	4,6	52,0
Trockenquark	—	5,2	—

Aus Tabelle 7 ist zu ersehen, daß der Trinkmilchabsatz relativ konstant blieb. Die Magermilchrückgabe stieg zunächst auf 76,1% an und fiel bis 1969 wieder auf 33,5%. Die Abgabe an das Dauermilchwerk in Lippstadt stieg von 4% im Jahre 1956 auf 52% im Jahre 1969. Diese Werkmagermilch wurde fast täglich mit einem Tankwagen abgeholt.

Die Frischkäserei benötigte 1956 noch 23,4%, 1969 jedoch nur noch 6,1%. Der Grund für diesen Rückgang lag in der billigeren Lieferung von Quark aus Niedersachsen und zum anderen in der relativ guten Bezahlung durch das Trockenwerk.

Die 1948 aufgenommene Trockenquarkherstellung wurde 1964 aufgegeben und die Lieferung an das Dauermilchwerk bedeutend erhöht. Die erzeugte Trockenquarkmenge wurde wöchentlich von einem Kochkäsewerk in der Nähe von Höxter abgeholt.

Da, wie bereits erwähnt, kein wirtschaftlich bedeutendes Absatzgebiet vorhanden war, erfolgte die Verarbeitung der angelieferten Milch vorwiegend zu Butter. Der Absatz war auf die umliegenden Fremdenverkehrsorte und Bäder wie Glashütte, Schieder, Bad Pyrmont konzentriert.

Die Sommerprodukte von Rahm wurden in den letzten Jahren z. T. in einem eigenen Tiefgefrierraum für die Wintermonate eingelagert, um auch in dieser Zeit die Kunden beliefern zu können. Der prozentuale Anteil dieser Kleinhandelskundschaft betrug 1958 55% des Absatzes.

Für die Belieferung der Kundschaft stand ein Kombiwagen zur Verfügung.

1969 wurde die Butterproduktion zu 35% an die Molkereizentrale, zu 55% an den Einzelhandel und an Pensionen und zu 10% an die Milcherzeuger abgesetzt. Die dem Verband ländlicher Genossenschaften angegliederte Vorrats- u. Bewirtschaftungsstelle (=Molkereizentrale) sorgte für garantierten Absatz.

G. *Arbeitskräfte und ihr Arbeitstag*

Die Molkerei stand in den 70 Jahren unter der Leitung von insgesamt drei Verwaltern, von denen der erste von 1901 — 1904, der zweite von 1904 — 1954 und der dritte von 1954 bis zum Schluß den Betrieb führte.

Bis 1924 war die Molkerei ein Ein-Mann-Betrieb, bis 1934 war zusätzlich eine Fachkraft beschäftigt. Bis 1954 änderte sich die Zahl der Belegschaft ständig. Sie bestand zeitweise neben dem Verwalter aus 2 männlichen Hilfskräften während des Weltkrieges und 2 weiblichen Aushilfen.

Für die letzten Jahre sind die Beschäftigten im folgenden aufgeführt (Tabelle 8).

Tabelle 8: Arbeitskräfte (20).

1954	1961	1970
1 Geschäftsführer	1 Geschäftsführer	1 Geschäftsführer
2 Fachkräfte	1 Fachkraft	1 Fachkraft
1 weibliche Stundenhilfe	1 Arbeiter	1 Arbeiter
	2 weibliche Stundenhilfen	3 weibliche Stundenhilfen

Die zunehmende Beschäftigungszahl ist in erster Linie auf die zunehmende Milchanlieferung und zum anderen auf die ständige Erweiterung des Produktionsprogramms zurückzuführen.

Zwar wurden fortwährend neue Maschinen angeschafft und betriebliche Verbesserungen vorgenommen, dennoch aber blieb die körperliche Arbeit besonders schwer, wenn man an das Entleeren der Milchkannen, an das Transportieren der Sahnekübel und Butterpakete denkt.

Hinzu kam, daß der Arbeitstag sich in seinem Ablauf wesentlich von dem eines normalen Betriebes unterschied. Nicht nur, daß bis auf die letzten Jahre jeder auch sonntags arbeiten mußte, sondern auch der sehr zeitige Beginn ist besonders bemerkenswert (Abb. 6). Wenn z. B. gebuttert wurde, begann der Arbeitstag etwa um 3 Uhr, sonst um 4 Uhr. Bis mittags erfolgte die Milchverwertung.

Nachmittags wurden dann von ca. 14 - 17 Uhr meist der Versand fertig gemacht und zum Monatsende die Abrechnung für die Landwirte (21).

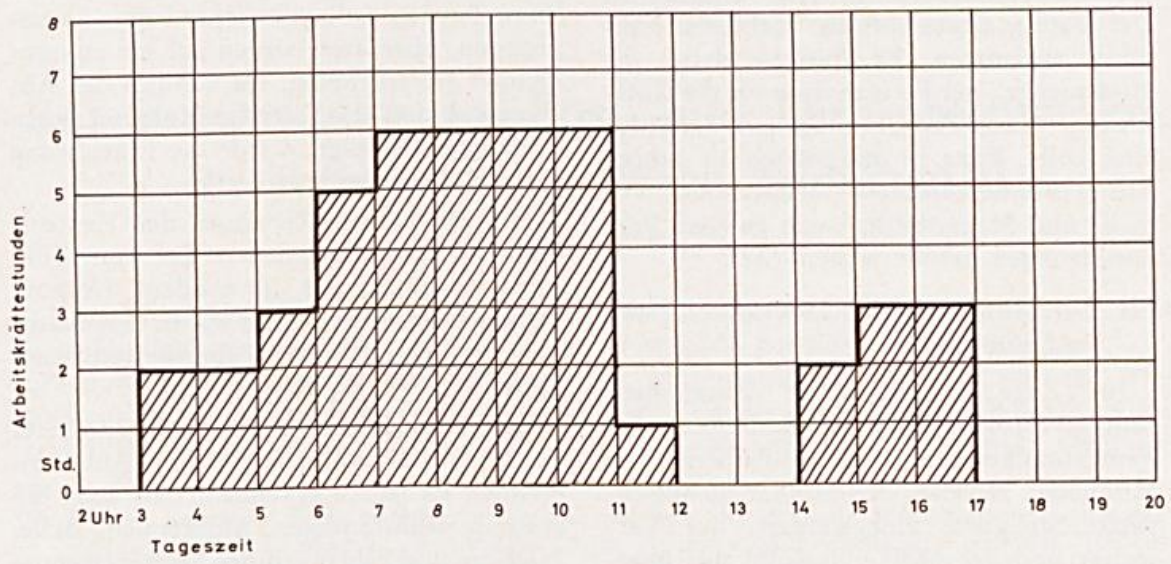


Abb. 6: Arbeitsdiagramm (1969)

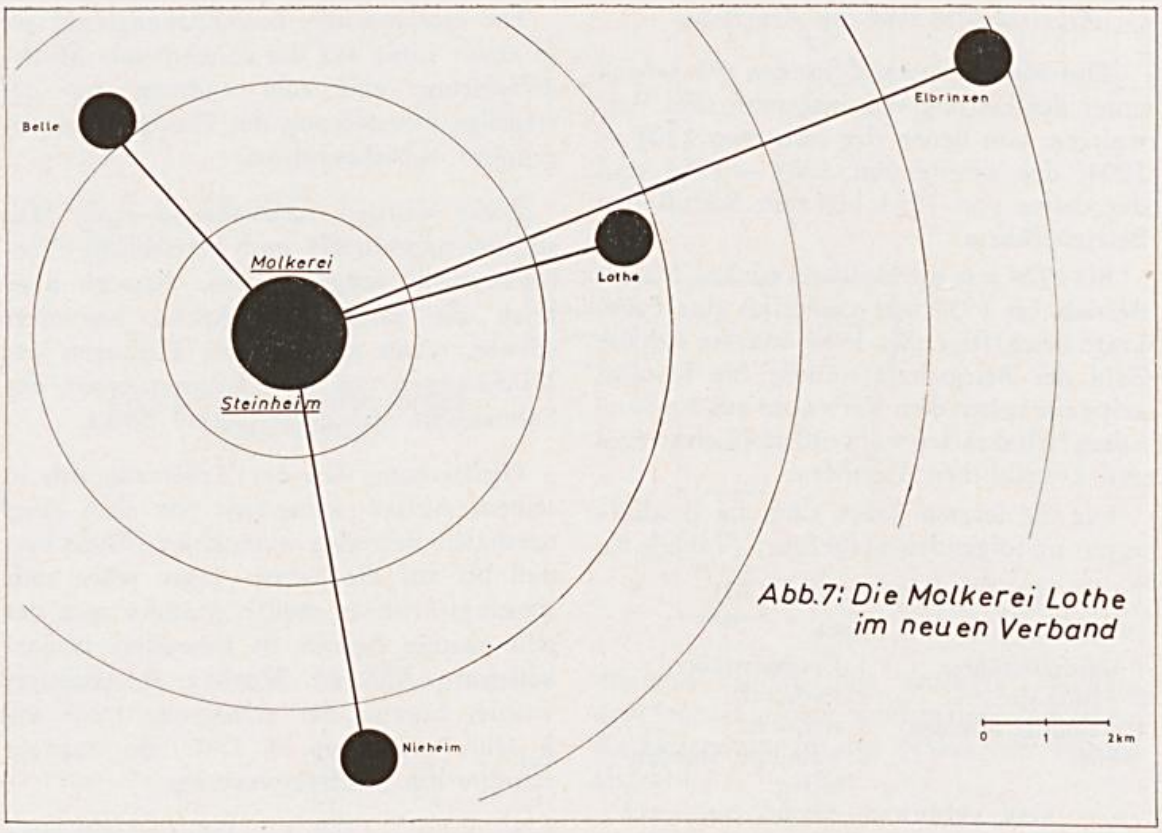


Abb. 7: Die Molkerei Lothe im neuen Verband

H. *Gewinn und Subventionen*

Für die einzelnen Landwirte wurde für die angelieferte Milch von der Molkerei an jedem Monatsende „Milchgeld" ausgezahlt. Der Betrag setzte sich aus mehreren Faktoren zusammen. Es spielten dabei die Milchmenge, der Fettgehalt sowie die Güteklasse (= Sauberkeit, Haltbarkeit) der Milch eine Rolle. Etwa in den letzten 15 Jahren gab es Bundeszuschüsse (Grüner Plan) für Voll- und Magermilch, wenn gewisse Voraussetzungen erfüllt waren (22).

III. *Die Auflösung der Zentralmolkerei und ihre Folgen*

Im Zuge überregionaler Zusammenschlüsse erfolgte 1971 die Schließung der Zentralmolkerei Amt Schwalenberg. Die Mitglieder wurden der Molkereigenossenschaft Steinheim eingegliedert, der Verwalter und der Molkereigehilfe mit übernommen.

Von den im Jahre 1970 zur Molkerei Lothe gehörenden 156 Genossen traten nur 120 in den Genossenschaftsverband Steinheim über (23). 36 Landwirte also gaben ihren Betrieb auf, vorwiegend aus Altersgründen, aber auch wegen auf sie zukommender Investitionen. Da nämlich der Abtransport der Milch an die Molkerei durch Tankwagen erfolgt, wurde die Einrichtung einer Kühlanlage erforderlich.

Die ehemaligen Gebäude der Zentralmolkerei Lothe werden z. Zt. von einer Firma genutzt, die in großem Umfang Mittagessen herstellt und die in den Nachbarorten befindlichen Fabrikbetriebe beliefert.

Der neue Zuordnungsbereich der Molkerei Lothe Amt Schwalenberg ist aus Abb. 7 zu ersehen. Es ist zu erkennen, daß auch die ehemals selbständigen Molkereien Belle, Nieheim und Elbrinxen der Molkereigenossenschaft Steinheim eingegliedert wurden.

Damit stellt die Auflösung der Molkerei Lothe einen typischen Einzelfall eines nicht nur im Lippischen Südosten festzustellenden Trends dar.

Insgesamt gesehen ergeben sich bei dieser Umstrukturierung nicht nur Konsequenzen in Form von Investitionen für Kühlanlagen und Umbauten. Da in vielen Fällen auch Milchkühe abgeschafft wurden, erfolgte auch eine Umstellung in der Produktionsrichtung.

Die Eingliederung der ehemaligen Genossen der Zentralmolkerei Lothe nach Steinheim trug dazu bei, daß insgesamt im Jahre 1972 17 907 583 kg Milch angeliefert wurden (24).

Ob sie allerdings größere Vorteile als früher für die Landwirte bringen wird, das muß die Zukunft erst noch beweisen.

Zwar kann man eine bessere Vermarktungsmöglichkeit nicht leugnen. Eine Qualitätssteigerung ist jedoch nicht feststellbar.

IV. Quellen

1) Statut der Zentralmolkerei Amt Schwalenberg, Steinheim, o. J., S. 3

2) Bundesanzeiger Nr. 22 vom 1. Febr. 1957

3) letzte Protokolleintragung am 27. 3. 1971

4) Beiträge zur Statistik des Landes NRW, Sonderreihe Volkszählung 1950, Heft 15, Düsseldorf 1952

5) Kuhlmann, E.: Bevölkerungsgeographie des Landes Lippe, Remagen 1954

6)7) Beiträge zur Statistik des Landes NRW, Sonderreihe Volkszählung 1950, Heft 15, Düsseldorf 1952

8)9) Statut der Zentralmolkerei, Steinheim, o. J. S. 3 und 7

10) Angaben von Herrn Eckart am 17. 11. 73

11) Statut der Zentralmolkerei, Steinheim, o. J.

12) Protokolle der Molkerei

13) Prüfungsberichte des Verbandes ländlicher Genossenschaften der Provinz Westfalen-Raiffeisen e. V., Münster (Westf.)

14) Angaben von Herrn Eckart am 17. 11. 73

15) Sauer, G.: Die Milchwirtschaft des Landes NRW, Marburg 1961, S. 88

16) Monatliche Milchabrechnungen des Jahres 1965

17)18) Angaben von Herrn Eckart am 17. 11. 73

19) Prüfungsberichte (s. Nr. 13)

20) Jahresgeschäftsbericht der Molkerei

21)22) Angaben von Herrn Eckart am 17. 11. 73

23) Angaben des Molkereiverwalters in Nieheim am 15. 11. 73

24) Angaben des Molkereiverwalters in Steinheim am 8. 12. 73

Zur Entwicklung des Post- und Fernsprechwesens im äußersten lippischen Südosten*)

Von Dr. Karl Eckart

Vom Hauptverkehrszentrum des ehemaligen Landes Lippe liegt das Untersuchungsgebiet, der äußerste lippische Südosten, weit entfernt (Abb. 1). Durch diese Abseitslage ergab sich deshalb für den Grenzbezirk — insbesondere in der Vergangenheit — eine besondere postalische Bedeutung.

Mittelpunkt des Gebietes war seit früher Zeit die Poststation in Rischenau (Abb. 2) am Kreuzungspunkt wichtiger

*) Unter „äußersten lipp. Südosten" verstehe ich hier die ehemals selbständigen Gemeinden Siekholz, Wöbbel, Schieder, Brakelsiek, Lothe, Ruensiek, Schwalenberg, Elbrinxen, Sabbenhausen, Wörderfeld, Falkenhagen, Hummersen, Rischenau, Niese und Köterberg vor der kommunalen Neugliederung.

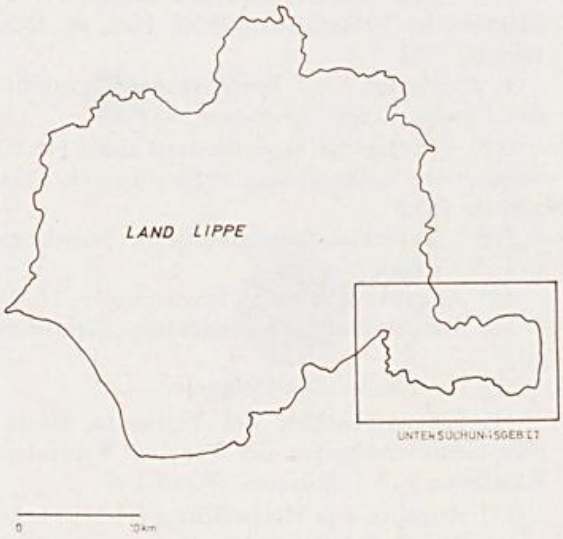


Abb.1: Das Land Lippe (um 1969) und das Untersuchungsgebiet

Straßenzüge, die an die Weser (über Polle-Holzminden), ins Land Lippe (über Schieder - Schwalenberg - Blomberg), nach Bad Pyrmont und Höxter führten. „Der Ort Rischenau lag zudem an der alten kurhessischen Poststraße von Kassel über Höxter - Bad Pyrmont nach Bremen" (1).

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurde auf Grund dieser günstigen Lage schon eine preußische Posthalterei eingerichtet, 1848 erfolgte die Umwandlung in eine taxische Posthalterei mit lebhaftem Postillon- und Pferdewechsel. Zeitweise mußten 20 und mehr Pferde angespannt werden. Durch die ständige Zunahme des postalischen Verkehrs wurde Rischenau der Sitz eines ausgedehnten Landpostgebietes. 13 Ortschaften wie Elbrinxen, Sabbenhausen, Hummersen, Köterberg, Niese, Biesterfeld, Falkenhagen, Henkenbrink, Langenkamp u. a. abgelegene Ortsteile in gebirgigem und waldreichem Gelände waren nur schwierig zu betreuen (2).

Die Bedeutung des Rischenauer Postamtes nahm allerdings gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ab, einmal dadurch, daß 1883 in Elbrinxen eine Postagentur eingerichtet wurde, zum anderen dadurch, weil die inzwischen errichtete Eisenbahn Altenbeken - Hannover den Bereich Schieder, Pyrmont, Höxter und Lügde erfaßte. 1903 wurde schließlich auch die letzte der bis dahin bestehenden Personenpost Rischenau - Höxter eingestellt. An ihre Stelle trat bis zum Jahre 1922 ein Privatomnibus Rischenau - Lügde, der Personen und auch Postsachen beförderte. 1930 wurde Rischenau ein Zweigpostamt des Postamtes Bad Pyrmont (3).

Ein weiterer wichtiger postalischer Ort an der alten Poststraße von Kassel nach Bremen war Schwalenberg. „Noch 1822 war Schwalenberg auf die zunächst liegenden Postanstalten in Lügde und Blomberg angewiesen. 1831 hören wir erstmalig von einer taxischen Postkollektion in Schwalenberg, die sonntags, dienstags, donnerstags und sonnabends über Pyrmont und Meinberg mit Detmold sowie montags, mittwochs, freitags und sonnabends über Rischenau mit Höxter Verbindung hatte und bei der Bestellung für alle Postsendungen stattfand" (4).

Die folgende Übersicht zeigt einige Daten über den Post- und Telegraphenverkehr in einigen Postorten im Jahre 1893 (5).

Postort	eingegang. Postk., Briefe und Drucks.	aufgegeb. Briefe und Drucks.	Telegramme aufgegeben	Telegramme eingegang.
Elbrinxen	16 244	12 558	73	112
Rischenau	23 790	16 952	236	248
Schieder	61 438	58 396	1185	576
Schwalenberg	47 398	37 258	227	243

Ein 1883 angestellter Landbriefträger hatte von Schwalenberg aus folgendes Gebiet täglich abzulaufen: Mühle Schwalenberg, Brakelsiek, Untere Niese, Lothe, Mittel-Niese-Mühle, Ruensiek, Bussemühle, Kreienberg, Kuhkamp und Weißenfeld (6).

Der hierdurch fast vollständig umrissene Landbestellbezirk änderte sich allerdings bald dadurch, daß 1895 in Brakelsiek

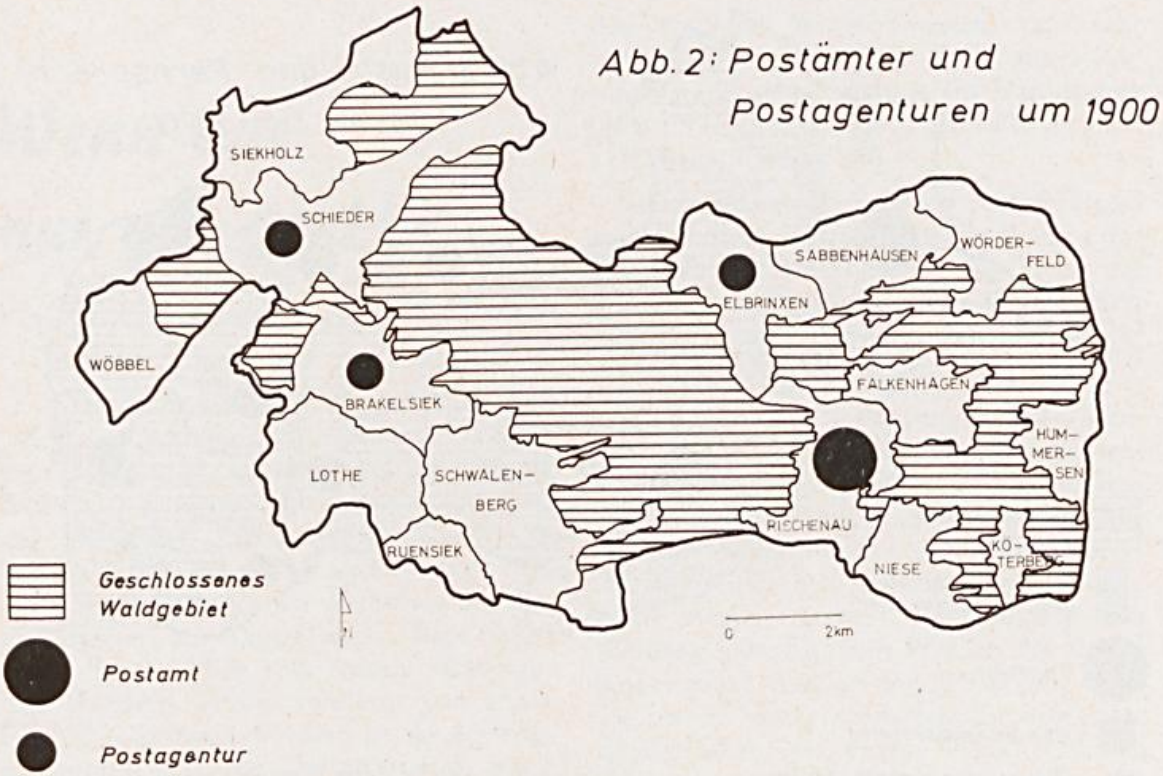


Abb. 2: Postämter und Postagenturen um 1900

eine Postagentur eingerichtet wurde und 1900 Kariensiek und Hagedorn zu Steinheim kamen. „Am 1. April 1899 trat eine dreimalige Verbindung durch ein Privat-Personenfuhrwerk an die Stelle der bisherigen Personenpost Schieder - Schwalenberg - Rischenau sowie der Landpostfahrt zwischen Schwalenberg und Schieder und der vorübergehend eingerichteten Botenpost zwischen Brakelsiek und Schwalenberg“ (7). Bis 1925, bedingt durch den Ersten Weltkrieg, existierte nur täglich eine Verbindung zwischen Schwalenberg und Schieder.

Besonders erwähnenswert ist in der Entwicklung des Postamtes Schwalenberg noch, daß am 30. Juli 1878 eine Fernsprechbetriebsstelle eingerichtet wurde, wodurch eine Verbindung mit Schieder und Rischenau bestand. „Eine Stadtfernsprecheinrichtung trat zunächst mit drei Teilnehmern am 9. August 1907 in Betrieb“ (8). Rischenau erhielt allerdings erst 1920 eine Fernsprecheinrichtung, an die 1928 insgesamt 52 Teilnehmer angeschlossen waren (9).

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte ist dann das Post- u. Fernsprechwesen immer weiter ausgebaut worden. Aus Abb. 3 ist zu ersehen, daß um 1970 Schieder und Schwalenberg über ein Postamt, Wöbbel, Brakelsiek, Lothe, Sabbenhausen, Elbrinxen, Wörderfeld, Falkenhagen, Rischenau, Hummersen und Niese über eine Annahmepoststelle verfügten.

Jeder Ort hatte aber auch mindestens eine öffentliche Telefonzelle.

Während die privaten Telefonanschlüsse von Wöbbel und Lothe im benachbarten Steinheim mit erfaßt sind, konnte für alle übrigen Gemeinden die Zahl der privaten Anschlüsse ermittelt werden. Sie betrug 10 448. Es ergibt sich, daß im Mittel auf 100 Einwohner 12,2 Anschlüsse kamen. Die in der folgenden Übersicht zusammengestellten Werte, sind ebenfalls in Abb. 3 dargestellt.

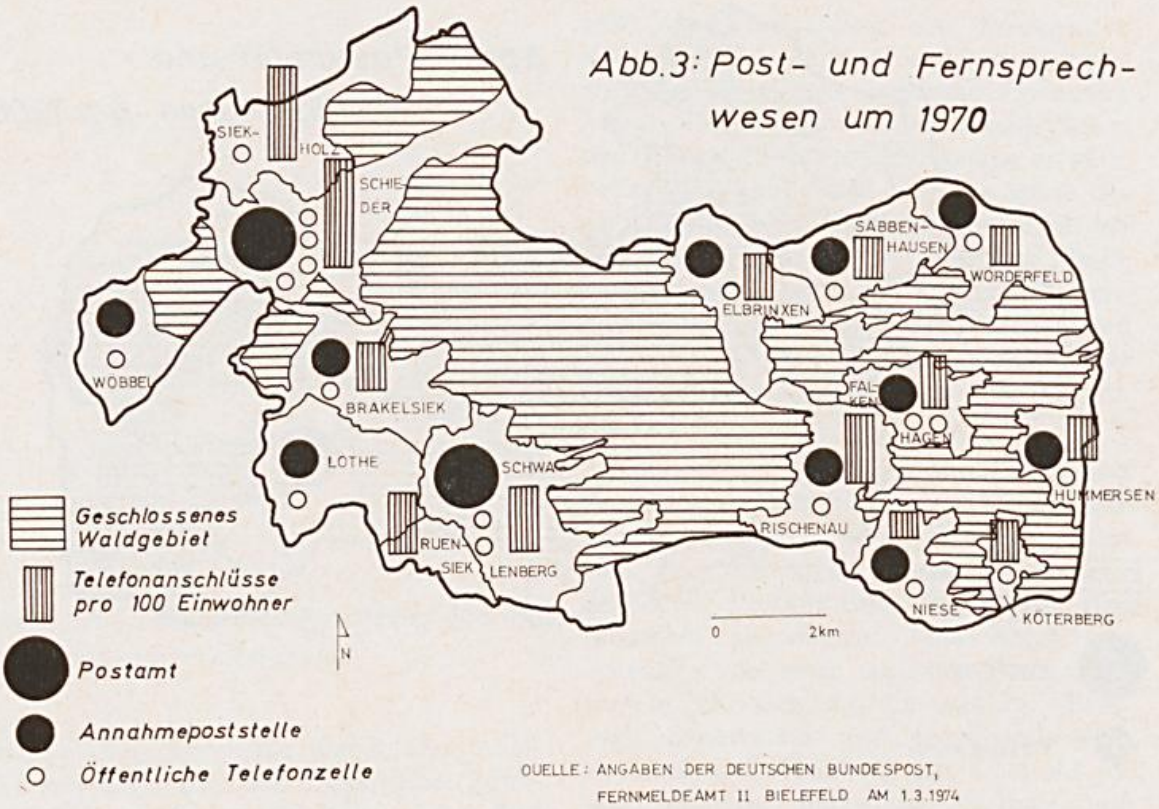


Abb. 3: Post- und Fernsprechwesen um 1970

QUELLE: ANGABEN DER DEUTSCHEN BUNDESPOST, FERNMELDEAMT II BIELEFELD AM 1.3.1974

	Einwohner am 30.6.1968	Telefonanschlüsse (10)	Telefonanschlüsse pro 100 Einw.
Siekholz	344	58	16,9
Schieder	2609	507	19,0
Brakelsiek	1013	94	9,3
Ruensiek	111	13	11,7
Schwalenberg	1612	190	11,8
Sabbenhausen	828	55	6,6
Elbrinxen	1147	100	8,7
Wörderfeld	360	26	7,2
Falkenhagen	404	37	9,2
Rischenau	1101	143	13,0
Niese	423	20	4,7
Köterberg	80	6	7,5
Hummersen	416	27	6,5
insgesamt	10 448	1276	Mittel 12,2

Es sind erhebliche Unterschiede feststellbar. Besonders hervorgehoben werden muß, daß Schieder und Siekholz, wohl bedingt durch die vielen Privatpensionen, die höchsten Telefonanschlußzahlen pro 100 Einwohner aufweisen.

In weniger als einem Jahrhundert ist aus der mühsamen Post- und Nachrichtenübermittlung ein perfekt funktionierendes Organisationsgefüge geworden, dem man als heutiger Mensch meist mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit begegnet.

Quellen:

1)2)3) Vom Postillon zum Landpostauto. In: Lipp. Tagztg. Jg. 42 (1937) Nr. 252 vom 27. Okt.

4) Ludolph: Die örtlichen Poststellen im Lande Lippe und ihre Geschichte. In: Vaterl. Bl. Nr. 14, Detmold, 8. Sept. 1926.

5) 16. Jahresbericht des lipp. Handels- und Gewerbevereins in Detmold über das Geschäftsjahr vom 1. Mai 1893 — 30. April 1894, Detmold 1894, S. 32 + 33.

6)7)8) Ludolph, a. a. O.

9) Dietz, H.: Rischenau, 1269 — 1969, Detmold 1969, S. 116.

10) Angaben der Deutschen Bundespost, Fernmeldeamt II Bielefeld (am 1. 3. 1974).

Wenn das nur gut geht!

Von Hennak vanner Dorla

Ob es in Sachsen, an der holländischen Grenze, in Schleswig-Holstein oder in Süddeutschland war, immer, wenn ich mich als Lipper zu erkennen gab, hieß es, daß von der heimischen Ziegelei schon Landsleute bekannt seien. Natürlich ist das lange her, doch im Bewußtsein der Menschen werden die Ziegler aus Lippe noch lange ihren Platz haben. Hier soll jedoch nicht von den Zieglern selbst, sondern von ihren Frauen gesprochen werden. Es sei vorweggenommen, daß der Verfasser noch heute in Gedanken an sie den Hut zieht. Was waren das für Frauen!

Da ist ihre Tüchtigkeit zu nennen. Ihnen oblag über den ganzen Frühling, Sommer und Herbst, oft bis kurz vor Weihnachten, die volle Last der Familie, die Last des Stalles, die Last des zumeist großen Gartens, die Last des Pachtlandes, das Joch der Tagelöhnerei, die zum Teil Gegenleistung für Gespannarbeiten auf dem Acker und für Brennholzfahren, für Saatkorn und -kartoffeln, für Landpacht, für Heu und Stroh, für ein Eckchen Futterklee und für viele andere Dinge war. Sie waren Arbeitstiere, wie im übrigen die Bauernfamilien auch, die selbst wirtschafteten. Doch blieb ein entscheidender Unterschied zwischen der Frau des kleinen Bauern und der Zieglerfrau: Erstere arbeitete und schuftete genau so wie diese, aber doch fast ausnahmslos im Familienverband, insbesondere in Gemeinschaft ihres Mannes und in der festen Überzeugung an eine bessere Zukunft. Sie trug geteilte Lasten. — Letztere aber sah ihren Mann, abgesehen von den wenigen Wintermonaten, nur sehr selten. Und es war kein Ende dieses Zustandes abzusehen. Es war ein Dahingehen ohne Hoffnung. Das war schlichte Tapferkeit, bewundernswerte.

Sicherlich hat es nicht an Anfechtungen gefehlt. Aber die wenigen, die ihnen erlagen, zählen nichts gegen das Heer der Standhaften. Es ist geradezu ein Wunder, daß bei diesen Verhältnissen die Moral aufrechterhalten wurde.

Es wäre falsch anzunehmen, diese Menschen seien bei ihrer erzwungenen Lebensweise abgestumpft gewesen. Sie wußten Schönheit und Genuß zu schätzen. Nirgends habe ich so schöne und gepflegte Fenster- und Gartenblumen gesehen wie bei ihnen. Und meinen ersten Bohnenkaffee am Werktag habe ich beim Pflügen des Pachtlandes einer Zieglerfrau getrunken. (Wer weiß noch, wie köstlich frisches Brot ohne Butter, aber mit einem Stück Schinken „über dem Daumen“ gegessen, schmeckt, wenn man auf dem Pfluggrindel sitzt und vom Duft frischgepflügter Erde umgeben ist?) Der dargereichte Bohnenkaffee war mit einer Sachkenntnis zubereitet, der darauf schließen ließ, daß die Spenderin Erfahrung besaß. — Auffallend war bei den meisten Zieglerfrauen ihre Sauberkeit in Haus und Kleidung.

Nochmals: Hut ab vor diesen Frauen, die mit Würde ihr Schicksal getragen haben.

Was hier erzählt werden soll, liegt auf einem ganz anderen Gebiet, wenngleich auch auf dem der Versuchung in anderer als obiger Weise. Der Verfasser würde die Begebenheit zwar lieber erzählen, wenn ihm die Frau wegen ihres Schreckens nicht leid täte, aber er ist überzeugt, daß die Erzählung der Achtung vor dieser Zieglerfrau keinen Abbruch tut. Die Beteiligten ruhen alle bei der Vahlhauser Kirche, und wenn sie noch lebten, würde ihre Alters-Weisheit mit Lächeln quittieren. Zumindest auf die Wiedergabe der sozialen Verhältnisse und der Ausschmückungsfreude des

einfachen Mannes möchte Verfasser nicht verzichten.

Unsere Frau hat neben vier Kindern auch drei Schweine und vier Ziegen zu versorgen. Dazu kommt noch ein Ziegenlämmchen, das sie aufziehen möchte, denn die älteste Ziege muß bald ersetzt werden. Und gerade nun kommt der dürre Sommer 1921 und läßt die paar gepachteten Ruten Klee nicht nachwachsen. Solche Futterknappheit hat sie noch nicht erlebt. Der Bauer hat mit einem seiner Kleeschläge unwahrscheinliches Glück gehabt. Auf diesem Feuchtacker hat er ganz prächtigen Klee stehen. Da Mundraub nicht unmoralisch ist, kann es eigentlich auch nicht allzu schlimm sein, wenn man sich von diesem Kleeüberfluß ab und zu ein wenig nimmt. Man könnte den Pastor fragen, doch der kommt aus der Stadt, und was versteht der schon von Ziegen. Unsere Frau ist nie für große Umstände gewesen, dazu hatte das Leben ihr keine Zeit gegeben. Und wohlgemerkt, nur ab und zu ging sie diesen Weg zum Klee, eigentlich nur dann, wenn keine Zeit mehr blieb, an Wegrändern und Ackerrainen Futter zu suchen. Sie ahnt nicht, daß der Bauer den kleinen Schwund schon bemerkt hat und ab und zu auch aufpaßt.

Es dämmert, die fleißige Frau hat endlich Zeit, Grün für den nächsten Tag zu holen, denn bei der Feldarbeit hat es für Tagelöhner und Bauern wieder einmal nicht pünktlich Feierabend gegeben. Das ist nun mal so. Müde legt sie Laken und Sichel auf die Bockkarre. Ganz wohl ist ihr bei ihrem Vorhaben nicht. Und nun quietscht auch noch das nicht geölte Karrenrad. Das tun zwar alle Karrenräder, besonders jetzt bei der Trockenheit mit ihrem Staub, denn man ist sparsam, und Schmieröle und Wagenschmiere sind teuer. Im Notfall nimmt man etwas Wasser, und das hilft vorübergehend auch. Doch unsere Frau ist zu müde zum Umkehren, und Wasser gibts am Wege nicht. Aber was ist denn das? Das lautet ja unentwegt wie:

„Wenn dat man geot göit — wenn dat man geot göit — wenn dat man geot göit . . .“

Ach, es ist ja nur das Quietschen des Rades, hat keine Bedeutung. Aber nun immer noch:

„Wenn dat man geot göit . . . . . .“

Der Karrenschieberin wird etwas unheimlich zu Mute. Doch sie ist nicht abergläubisch, höchstens ein bißchen bei Tierkrankheiten und beim Böwulf. Sie tröstet sich als energische Frau: Bange machen gilt nicht!

Das Quietschen nimmt kein Ende, bis das Feld erreicht ist. Erleichtert nimmt die Frau die Sichel und beginnt mutig mit der Arbeit. — Es ist schon angenehm dunkel geworden, doch die flinken Augen der Schnitterin sehen plötzlich am Feldrand einen Mann, der auf sie zukommt. Da hilft nur ein sehr schnelles Handeln. Resolut ergreift unsere Erschrockene die Karre und — was haste was kannste — ist schnell im Dunkel verschwunden. Das ist viel schneller gegangen als der Bauer erwartet hat. Er steht sprachlos da und ist auch ein bißchen neidisch auf solche Flinkheit, die er bei sich selber seit über zwanzig Jahren nicht mehr kennt. Jetzt hört er, daß es sich auch noch um einen langen Dauerlauf handelt. Das ist deutlich am schnellen Quietschen des Rades zu hören. Es lautet so wie:

„Dat wußt eck . . . dat dacht eck . . . dat wußt eck . . . dat dacht eck . . .“

Der Bauer will gerade zum Hofe zurückkehren, da ist plötzlich das Rad nicht mehr zu hören. Neugierig lauscht der Bauer in die Nacht. Ja, da ist es wieder, doch jetzt mahlt es ganz gemütlich:

„Hätt geot gohn . . . . . hät geot gohn . . .“

Doch die Sprache des Rades gilt nicht ihm, ist gewiß aber ein Trost für unsere Zieglerfrau.

Statt Klee bekommen am anderen Morgen Schweine, Ziegen und das Lämmchen Runkelblätter aus dem eigenen Garten.

Seltene Gehölze im Park von Gut Steinbeck

Von Harry Harms

Nur knapp 4 Kilometer vom Ortskern von Bad Salzuflen entfernt liegt in nordöstlicher Richtung im Ortsteil Wüsten das Gut Steinbeck mit seinem Schloß und seinem Park. Es gehört der Familie von Lengerke, die den herrlichen Park um 1867 anlegen ließ.

Schon wenige Schritte vom Haupteingang zum Park gedeiht an der linken Seite ein orientalischer Judasbaum (Cercis siliquastrum), der etwas über 10 Meter hoch ist. Eigenartigerweise sind in der näheren und weiteren Umgebung orientalische Judasbäume nicht anzutreffen, nur im Botanischen Garten Bielefeld steht ein jüngeres Exemplar. Diese Baumart ist in Westasien und im Mittelmeergebiet heimisch. Seinen deutschen Namen verdankt der Baum dem Umstand, daß sich an ihm Judas nach seinem Verrat erhängt haben soll.

Hinter dem Schloß wächst eine weitere Rarität, und zwar die Flußzeder (Libocedrus decurrens). Die Flußzeder stammt aus dem westlichen Nordamerika, sie wird dort bis 45 Meter hoch. Das Steinbecker Exemplar wurde vor etwa 100 Jahren gepflanzt. Der Baum war zweistämmig, erst vor neun Jahren wurde der eine Stamm bei einem starken Sturm umgeworfen. Die kleinen japanischen Ahorne, die sich nordwestlich vom Schloß befinden, wurden 1890 durch den Onkel des Vaters des jetzigen Besitzers mitgebracht, und zwar aus Nordamerika. Der wertvolle gelbblättrige Ahorn (Acer japanicum aureum) treibt im Frühjahr leuchtend gelb mit grünem Schimmer aus. Bei den anderen drei Ahornen handelt es sich um japanische Fächer-Ahorne in drei Spielarten (Acer palmatum atrolineare, atropurpureum latifolium und septemlobum purpureum). Vom Berg-Ahorn gibt es hier zwei Spielarten (Acer pseudoplatanus corstorhinensis und leopoldi). Der erstere hat junge hellgelbe Blätter, der zweite hat gelbbunt gefleckte Blätter und wird auch Marmor-Ahorn genannt.



Die Rot-Eiche mit den 16 Misteln im Park von Gut Steinbeck

Südlich vom Schloß wächst eine sehr große „Orientalische Fichte“ (Picea orientalis), eines der mächtigsten Exemplare in der weiteren Umgebung.

Auf der großen Rasenfläche (hier als Großer Rasen bezeichnet) wächst eine amerikanische Sumpf-Eiche (Quercus palustris). Auf dieser Sumpf-Eiche wachsen sogar 16 Misteln (Viscum album). Weitere Misteln stehen nicht im Park von Lengerke. Erst im Salzufler Kurpark und im Ortsteil Sundern der Gemeinde Wüsten gedeihen Misteln auf



In Blüte stehendes Catawbafluß-Rhododendron im Park von Gut Steinbeck

Pappeln und Kulturäpfeln. Die Misteln auf der Sumpf-Eiche sind eine Seltenheit, denn Misteln wurden im Reg.-Bez. Detmold auf Eichen an anderen Stellen noch nicht angetroffen.

Neben der orientalischen Fichte wächst vor dem Schloß eine Persische oder Kaukasus-Eiche (Quercus macranthera). Eine amerikanische Rot-Eiche hat im Frühjahr einen schönen gelben Austrieb. Botanisch ist es Quercus borealis maxima aurea.

Größere Catawbafluß-Rhododendron tragen zur Belebung der Anlage bei. Eine Kolchische Pimpernuß (Staphylea colchica) gehört auch zu den seltenen Gehölzen. Sehr groß und recht malerisch gewachsen sind auch einige kanadische Hemlocktannen (Tsuga canadensis).

Roiwesapp met Splüggen

Von Karl Brüggemann

Iuse lütke Dörp liggt in'r Naichte van Deppel. De Strote, de unner seo'n grauten Knick maket, un denn foider up Lemje teolöppet, geuht do mitten dür. Juste vör den grauten Knicke, do liggt up der eunen Halwe Breokmeuers Stie un gigenöber wonnt Niemeuers. Breokmeuers hadden eunen Jungen, de heute Suim un Niemeuers hadden eun Luid, dat heute Jette. De beuden Kinner wör'n van lütk up jümmer teohaupe wesen. Seu hadden teohaupe spellt, seu hadden teosammen de Siegens hott un güngen denn läter auk in eune Scheole. Seu wör'n, seo os man in'n Lippsken seggt, „eun Pott un eun Ees".

Et wass seo kort no'n Kruige un et gaw olles up Marken. De Städter wör'n do beuse anne, de Luie up'n Lanne hadden jümmer nau'n betten teoteosetten. Jo, wenn mol euner kamm un word met an'n Disk been, denn waß dat aule Weoert: „Niu eet't un drinkt un schmeert do juch wat up", nich mahr wohr un word auk nich seggt.

Suim un Jette wör'n niu seo twölf/drütteuggen Johr ault un moßten oll düget met anpacken. Eunes Dages, os de Beuden iut'r Scheole keumen, hadden de Öllern seon hännigen Handwagen met Suckerroiwen vulladt. In'r Lemje do gaw't eune

Stie, do konn man för de Suckerroiwen dat ferge Sapp gluik wedder metkruigen. De beuden Kinner soll'ner do met hen. De aule Breokmeuer hadde den Handwagen naumol düget dürschmeert, datt heu nich seo qüike. Seo kort no Middag ging't laus, Suim taug un Jette schauw. Et ging olles geot. Seon Iuher tweu wör'n seu in'r Lemje. Auk do waß olles in'r Fissen. Seu kriegen seon blänkergen Emmer vull Roiwesapp glüik wedder met, setten den Emmer in'n Wagen un niu ging't trujje.

De Beuden wör'n seo juste iut Lemje, do häul Suim euerst mol an. Heu make den Deckel van den Emmer herunner, taug met'n Finger dür't Roiwesapp un licken af. Jo, un wuil't seo geot schmecke, do taug heu do naumol dür. No, un wat den Eunen recht es, datt es den Annern billig. Jette taug do auk tweumol dür un dat Roiwesapp läup gluik wedder teohaupe. Keuner konn seuhn, datt do euner buiwesen waß. Niu ging't foider, Suim taug un Jette taug do auk tweumol dür un dat Herwestdag un de Sunne schein nau düget warm. Et diuer denn auk gar nich lange, do word Jette achtern Wagen seo richtig doddelig, et häul sick mahr donne, os datt et schauw. Do kamm't up'n Infall. Et make dat Ächterschütt heriut, sette et an'e Flechten un sick sülmst achter trujjees in'n Wagen. Denn hulp et met beuden Foiten seo'n betten no. Suim hadde dat wal merket. Heu dreihe sick ümme un see: „Aule fiule Kratiuer!" Öbber, wat soll heu maken? Heu taug wacker foider.

No 'ner Wuile ging't seo sachte bergunner un do kamm Suim up den sülwen Gedanken. Heu make dat Vödderschütt heriut, sette et auk an'e Flechten un sick sülmst vürne in den Wagen. Heu namm de Duißen twisken de Foite, Jette gaw nau'n oerntlecken Schubbs un gint ging et hen. De Wagen läup van ganß olleine. Wuil et niu seo lichte ging un wuil't seo'n scheunen Dag waß un de Sunne nau seo warm schein, feng Suim an teo floiten un Jette an teo singen. Dat ging seo 'ne ganße Ecke Weges seo. Öbber up eunmol do ging't nich mahr blauß bergunner, do ging't up eunmol düget bergdal un de Wagen kamm in't siusen. De lütken Räer können de Strote gar nich mahr seo schwanke schliuken. Euher sick Suim versach, do waß de Wagen donne up der linken Halwe. Suim schleog met den linken Feote an'e Duißen. Dat hadde heu wal'n betken unwuis maket. De Wagen kamm twees öber de Strote un was gluik wedder up'r rechten Halwe. Suim schleog met den rechten Feote an'e Duißen un de Wagen siuse wedder no links. Dat ging niu dreu-, veuermol kort achtereunanner seo. Do kreig et Suim met'r Angest. Heu bür de Foite hauch, dat Vöddergestell kamm unner'n Wagen, denn gaw't eunen Ruck un eunen Knall un Olles kamm öberkopps. Olles flaug dür de Luft: de Wagen, Suim un Jette, de beuden Schütte un auk de Roiwesappemmer. Jette trummel gluik bet in'n Graben. Seu rappeln sick beude schwanke wedder up un kecken sick euerst mol ümme, of't auk wal euner seuhn hadde. Nei, dat waß olles geotgohn un keuner hadde wat afkriegen. Jo, seo'n betken Baß waß afschrammt, öbber, Hiut un Hoor, wäßt olle Johr. De Wagen lag do, met den Räern no boben un de güngen nau jümmer rund, denn: „We geot schmeert, de geot fohrt". Suim un Jette dreihen den Wagen wedder ümme un söchten niu de Schütte teuhaupe.

Öbber wat waß dat denn? — de Roiwesappemmer — de lag do mitten up'r Strote — un de Deckel waß afsprungen — un dat Roiwesapp läup heriut. Jo, un juste up der Stie, do hadde Biuer Restemeuer suin Schümmel, de Hecktor, mol wat fallen loten. Dat waß öbber oll lange her un olles düget verwittert un verdreuget. Auk de Luininge wör'n oll faken dowesen un hadden olles nosocht un ümmedreihet. Do leugen blauß nau de liegen Hawersplüggen. Öbber do flaut dat Roiwesapp inne herümme.

Junge, do word Suim öbber flink. Heu richte den Emmer schwanke wedder up,

denn jümmer seo öber'n Rand. Jette hulp fluidig met un et diuer gar nich lange, do hadden seu't do olle wedder reuggen inne. Suim drücke den Deckel boben up un sette den Emmer innen Wagen. Niu versöchten de Beuden öhre Hänne wedder reuggen teo kruigen. Öbber olles ruiben un wisken met Gräss un Papuier hulp nicks, seu moßten de Hänne un Finger wier aflicken. Dat make met beuden Hännen seo'ne Göpsen un fülle dat Sapp wedder in. Heu striepe waß denn baule gescheuhn, un niu ging't foider.

Seon Iuher veuer wör'n seu wedder bui'n Hiuse. De Niemeuerske wassen inne Moite kommen un see: „No, sind jui'r wedder, hätt jui dat Roiwesapp? No, dat es man geot. Denn hätt wui niu wat teo schmeern!" Niu word deult, jeuder kreig de Hälfte — un niu gaw't jeuden Dag Roiwesapp up't Bodderbraut. De aule Breokmeuer hadde den tweuten Dag oll segg: „Schmeert man nich seo dicke do up. Seo dicke, datt es blauß, ümme vell Braut in't Luiw teo tergen."

Suim froge suin Jettken no euniger Tuit mol: „We es et denn, hägge nau jümmer Sapp? Diu häst jo wal nicks verroen?" „Nei, nei, eck häbbe nicks seggt un wui hätt nau seovell Sapp. Eck ete do nicks van", see Jette. „Dumm Tuig" antwer Suim, „bui us es dat oll lange olle. Eck sin do teoleste met'n Leppel buiwesen, dat hätt denn hulpen!"

Niemeuers seuten mol wedder an'n Kaffeediske, do see de Mamme: „Hä, dat aule Roiwesapp, schmeckt jo ganß geot, öbber dat aule gnistern un gnastern in'n Miule un denn de vellen Splüggen! Dat mott doch wal 'ne nuigge Sorte Suckerrunkel wesen suin, nich Opa?" Niemeuers Opa satt do an'n Diske un versochte met seo'n dicken Wostepinn seo eune Splüggen iut suinen hollen Tahn herriutteoprurkeln. Heu konn oll schlecht horn, öbber seo'n betten hadde heu metkriegen un seo reup heu trujje: „Jo, jo, häst recht,

Roiwesapp met Splüggen!"

Heimatkundliches Vortragswerk

des Lippischen Heimatbundes / Berichtigte Vortragsliste

(Zu fast allen Vorträgen werden Lichtbilder gezeigt)

1. Hermann Brenker, Herford, Gehrenberg 3, Ruf 30 58:

„Lippe vor 150 Jahren und heute"

2. Emil Brink (plattdeut. Schriftsteller), 4937 Lage, Hellmeyerstr. 9, Ruf 40 58:

Jüsken Puipenbrink vertellt:

„Van jeuden wat' in Lippsken Platt"

3. Dr. Ebert, Detmold, Berliner Allee 39, Ruf 2 75 48:

a) „Lippe und sein Landesverband"

b) „Heimatbund und Fremdenverkehr" (Kurzreferat)

4. Otto Franzmeier, Detmold, Richthofenstraße 54:

„Heimatliches in Poesie und Prosa aus meiner Feder"

5. Friedrich Hohenschwert, Detmold, Bismarckstraße 2, Ruf 2 52 32:

„Themen zur Vor- und Frühgeschichtsforschung und Bodendenkmalspflege in Lippe"
(nach Vereinbarung)

6. Gustav Homeier, Lemgo, Heustraße 42, Ruf 48 33:

a) „Ernst und Sposs in lippischem Platt"

b) „Schemmels Fritken — Maler und Dichter“ (plattdeutsch mit Lichtbildern)

7. Richard Hölscher, 4902 Bad Salzuflen, Erlenstraße 13, Ruf 48 56:
a) „Verborgenes Leben in Ried und Moor“
b) „Leben an Strand und Watt“
c) „Mitternachtssonne über Lappland“
d) „Rundø — Vogelinsel im Nordatlantik“
e) „Im Lande der Bienenfresser und Stelzenfresser“
f) „Belauschte Natur — auf Jagd mit Kamera und Tonband“
g) „Frühling auf der Sonneninsel Elba“
h) „Wunderwelt der heimischen Orchideen“
i) „Lebendiges Moor“
j) „Frühling in den Südalpen“

8. Friedrich Höthker, Lemgo, Molinder Grasweg 23, Ruf 58 43:
„Lippische Burgen und Schlösser“

9. Dr. Hermann Kesting, Detmold 17, Rosenkamp 30, Ruf 8 87 77:
a) „Der Befreier Arminius“
b) „Die Varusschlacht nach dem Stand der neuesten Forschung“

10. Fritz Kerkhoff, Lage, Hindenburgstraße 23:
a) „Einheimische Orchideen und seltene Pflanzen“
b) „Die Orchideen unserer deutschen Heimat“
c) „Schwarzwild“, Begegnung u. Beobachtung in den Jahreszeiten mit abschließenden kurzen Tonbandaufnahmen: Lautäußerungen der Sauen.

11. Oscar Meier, Detmold, Lilienthalstr. 14, Ruf 2 29 91:
a) „Friedhofs- und Denkmalsgestaltung, eine Aufgabe der Heimatpflege“
b) „Ist Naturschutz noch modern?“
c) „Streifzug durch das Lipperland“

12. Harald Meierjohann, Detmold 14, Hohler Weg 12:
„Wanderfahrten durch Lippe“

13. Wilhelm Niewöhner, Detmold, Siegfriedstraße 58:
„Plattdeutscher Vortragsabend“

14. Friedrich Pahmeier, Lemgo, Leopoldstraße 11:
a) „Das Schloß Detmold und seine Baumeister“
b) „Lippische Bauern- u. Bürgerhäuser“
c) „Das Steinmetzzeichen und seine Bedeutung für die Baumeister-Forschung“

15. Helffried Prollius, Detmold, Palaisstraße 42 c, Ruf 2 57 77:
„Aktuelle städtebauliche Fragen im lippischen Raum“ (nach Vereinbarung)

16. Friedrich Schäfer, Billerbeck, Starenweg 9, Ruf (0 52 33) 77 09 und
Herbert Wolf, Belle Nr. 12:
„Eine Reise durch das schöne Lipperland“

17. Wolfgang Schäfer, Lage, Am Buchenwald 9, Ruf 27 48:
„Heimisches Wild in Lippe“

18. Willi Tiemann, Detmold 1, In den Hülsen 13, Ruf 57 90:
a) „Belauschte Natur“
b) „Bunte Tierwelt unserer Heimat“

19. Fritz Tiemann, Bad Salzuflen 5, Forsthaus Bexten:
a) „Vom Frühling bis zum Blättertanz“
b) „Verborgenes Leben in Wald und Flur“
c) „Aus der Wunderwelt der Natur“
d) „Stille Stunden im grünen Revier“
e) „Erlauscht und erlebt“
f) „Heimliche Gesellen vor der Kamera“
g) „Mit den Augen eines Jägers“
h) „Meine Freunde, die Tiere“

20. Wolfgang Wrenger, 4951 Möllbergen, Schierholzstraße 2:
„Mit der Vogelschar durch das ganze Jahr“



Kennen Lipper ihre Heimat?

(LIPPER-TREFFEN IM JAHR DER DENKMALPFLEGE)

Das Jahr der Denkmalpflege gibt uns Anlaß zur Durchführung besonderer Veranstaltungen. Am Sonntag, dem 8. Juni 1975, findet ein Treffen in Lemgo statt, zu dem alle Heimatfreunde herzlich willkommen sind. Unter fachkundiger Führung, die unser Verein „Alt Lemgo" stellt, werden wir sehenswerte Baudenkmäler besichtigen.

UNSER PROGRAMM:

11.00 Uhr: Treffpunkt Parkpalette / Bruchweg / Jahnplatz. Besichtigung.

13.00 Uhr: Mittagessen in den verschiedenen Gaststätten der Stadt nach freier Wahl.

15.00 Uhr: Treffpunkt Marktplatz. Besichtigung.

Sollte die Veranstaltung Anklang finden, werden wir ähnliche „Lipper-Treffen" mit Besichtigungen in anderen Orten und auch an vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern sowie Naturdenkmalen durchführen.

Vorherige Anmeldung erwünscht bei der Geschäftsstelle: Telefon-Nr. 0 52 31 / 2 57 15, vormittags von 8.00 — 12.00 Uhr. — Anmeldeschluß: 4. Juni 1975.

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 2 63 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 4800. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Verzeichnis der in der Geschäftsstelle des Lippischen Heimatbundes zu beziehenden Bücher

Vorbemerkung: Die Bücher können nur von den Mitgliedern des Lippischen Heimatbundes bezogen werden. Nichtmitglieder sind an den Buchhandel zu verweisen. Bei Sammelbestellungen wird auf je 10 Stück 1 Freiexemplar gewährt (10 + 1).

BESTELLSCHEIN

Bitte abtrennen und an die Geschäftsstelle in 493 Detmold, Bismarckstraße 8, senden.

Name ..... Vorname .....

Wohnort ..... Straße .....

I. Bücher aus dem Verlag des Lippischen Heimatbundes:

Bildbände

Stückzahl

Band 1: **Lippe — Ansichten aus alter Zeit** von Wilhelm Hansen. — Gemälde, Zeichnungen, Graphik aus dem Lippischen Landesmuseum und Lippischen Familienbesitz. 60 Seiten, leinengebunden, für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Band 2: **Lippe vor 100 Jahren** von Heinrich Haxel aus dem „Antiquarischen Album" der Lippischen Landesbibliothek. 68 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Band 3: **Lippe vor 1800 von Erich Kittel.** — Ansichten aus drei Jahrhunderten. 60 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Band 4: **Lippe — und sein Landesverband** von Dr. Arnold Ebert. — Herausgegeben im Auftrage des Landesverbandes Lippe, in der Bildbandreihe des Lipp. Heimatbundes, aus Anlaß des zwanzigjährigen Bestehens des Verbandes. 192 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Lippe — Eine Heimat- und Landeskunde von August Wilhelm Peter mit Beiträgen von Hans Friedrich Gorki und Wilhelm Süvern. 499 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **20,— DM,** im Buchhandel 26,— DM .....

Rischenau 1269 — 1969. Festschrift zum 700jährigen urkundlichen Bestehen von Heinz Dietz. 119 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **12,— DM.** .....

Lanchel, Colstidi, Astanholte. Beiträge zur Geschichte der Ortschaften Schlangen, Kohlstädt und Oesterholz-Haustenbeck von Heinz Wiemann. 211 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **14,— DM,** im Buchhandel 16,80 DM. .....

Plattdeutsche Reihe

Band 1: **Plattdeutscher Lesebogen,** zusammengestellt von Heinrich Wienke, unter Mitwirkung von Heinrich Hanke und Wilhelm Süvern. 71 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **2,— DM,** im Buchhandel 3,— DM. .....

Band 2: **Pünjeshagen** — Vertellsel up lippsk Platt von Hennak Hanke. 96 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **3,— DM,** im Buchhandel 4,— DM. .....

Band 3: **Döhnkens iutn Lippsken** von Fritz Platenau. 64 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **4,— DM,** im Buchhandel 5,— DM. .....

Band 4: **Die Spruchweisheiten der Lipper** von Wilhelm Süvern. 66 Seiten, kart., Preis **4,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,50 DM. .....

Band 5: **Wat fört Gemoide.** Ruimsel un Vertellsel in lippsk Platt von Fritz Herbst. 88 Seiten, kart., Preis **4,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,— DM. .....

Stückzahl

Geschichtliche Reihe

Band 1: **Torbögen und Inschriften Lippischer Fachwerkhäuser** von Wilhelm Süvern. 48 Seiten, Preis **3,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 4,— DM. .....

Band 2: **Erinnerungen.** — Brauchtum und bäuerliche Arbeitsmethoden im Lipperland von Fritz Platenau. 78 Seiten, kart., Preis **4,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,50 DM. .....

NEU!

Band 3: **Lippisches Magazin** — Die Geschichte einer Heimatzeitschrift von Wilhelm Süvern, 108 S., kart., Preis **5,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 7,— DM. .....

Erzählende Reihe

Geliebtes Lipperland. — Gedichte, Erinnerungen, Erzählungen von Otto Franzmeier. 143 Seiten, leineng., Preis **5,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 6,— DM. .....

Nassensand. — Roman einer lippischen Glashütte von August Krawinkel. 174 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **4,50 DM,** im Buchhandel 5,40 DM. .....

Sonderhefte des Lippischen Heimatbundes

Sonderhefte Nr. 1 — 6, kart., Preis **13,50 DM** .....

Jahresbände Heimatland Lippe, gebunden, Preis **15,50 DM.** Die Jahresbände 1969, 1970, 1971, 1972 kosten **13,50 DM.** Im Buchhandel nicht erhältlich. .....

Die Städte des Landes Lippe in geographisch-landeskundlicher Darstellung von Hans Friedrich Gorki. Sonderdruck für den Lippischen Heimatbund aus Westfälische Forschungen. 36 Seiten, kart., Preis **3,— DM.** Im Buchhandel nicht erhältlich. .....

Erneuerung denkmalwerter Altstädte. Historischer Stadtkern als Ganzheit — lebendige Stadtmitte von morgen von Dr. Ing. Dieter Wildeman, Sonderheft des Lippischen Heimatbundes, kart., 84 Seiten, Preis **6,50 DM** .....

II. Veröffentlichungen des Lippischen Heimatbundes und des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe

Band 1: **Das Güteverzeichnis des Klosters Möllenbeck bei Rinteln von 1465** von Franz Engel und Heinrich Lathwesen, 1963. 193 Seiten. Im Abonnement kart., **10,— DM.** .....

Band 2: **Die lippischen Landschatzregister von 1590 und 1618** von Herbert Stöwer, 1964, im Abonnement kart., Preis **7,— DM.** .....

Band 3: **Salbücher der Grafschaft Lippe von 1614 bis etwa 1620.** Herbert Stöwer und Fritz Verdenhalven, 1969, 604 Seiten. Im Abonnement kart. **43,— DM** .....

Band 4: **Die lippischen Landschatzregister von 1535, 1545, 1562 und 1572.** Fritz Verdenhalven, 1971, 239 Seiten. Im Abonnement kart. **24,— DM.** .....

Band 5: **Lippische Landesbeschreibung von 1786.** 1973, 216 Seiten. Herbert Stöwer. Im Abonnement, **26,— DM,** im Buchhandel 39,— DM. .....

Band 6: **Bürgerbuch der Stadt Blomberg von 1593 bis 1933.** 1974, 224 Seiten. Hans-Peter Wehlt. Im Abonnement **24,— DM,** im Buchhandel 36,— DM. .....

Sonderband 1: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 1: Das Kopiar 896 bis 1470. Bearbeitet von Franz Engel und Heinrich Lathwesen. 1965, 304 Seiten, vergriffen. .....

Sonderband 2: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 2: Nachtrag zum Kopiar und Einzelurkunden 1334 bis 1559. Bearbeitet von Franz Engel und Heinrich Lathwesen. 1967, 248 Seiten. Für Abonnenten kart. **16,— DM.** .....

Sonderband 3: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 3: Register. Bearbeitet von Heinrich Lathwesen. 1969, 166 Seiten. Für Abonnenten **kart. 6,— DM.** Weitere Bände in Vorbereitung. .....



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH

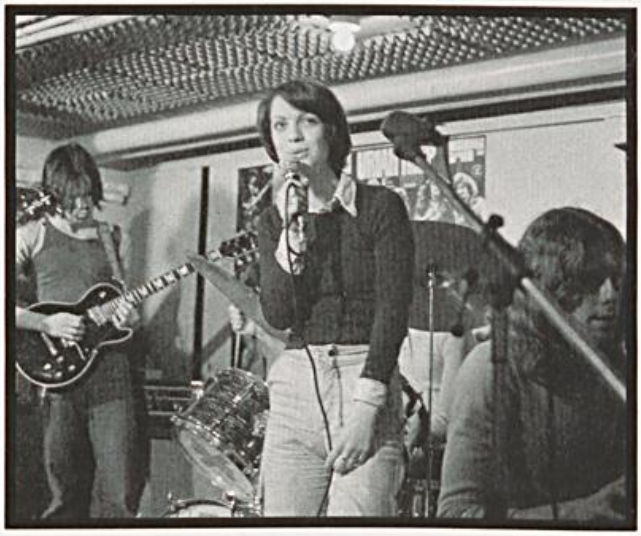
EIN HAUS FÜR UNS

ist der Titel einer neuen Reihe von Fernsehspielen, die ab Montag, 7. April 75, 18.05 und 19.20 Uhr im INTERMEZZO-Programm gesendet werden.

Ein Team von neun Autoren und fünf Regisseuren setzt sich in diesen Filmen mit menschlichen und sozialen Problemen Jugendlicher auseinander. „Das Haus" ist eine Stätte der Begegnung, für viele Besucher oft eine Art Elternhausersatz, wo ihnen Vertrauen entgegengebracht wird und sie Verständnis für ihre Probleme finden.









Das bedeutet gleichzeitig, daß an das „Hauspersonal" – Sozialarbeiter und Heimleiter – sehr hohe menschliche und pädagogische Anforderungen gestellt werden.

Mitwirkende: Thomas Braut (Heimleiter), Nicolas Brieger (Sozialarbeiter), Elke Aberle, Corny Collins, Ute Conin, Achim Eckhard, Heinz Eilers, Pierre Franckh, Ralf Hatle, Sebastian Hens, Gisela Hoeter, Markus Krömer, Günter Lamprecht, Margot Leonard, Anita Lochner, Sabine v. Maydell, Petra Verena Milchert, Jutta Friederike Schmidt, Hans Schulze, Martin Semmelrogge, Marius Müller-Westernhagen, Hans-Joachim Zenke, Klaus Ziegler u.v.a.

Regie: Peter Adam, Stephan Rinser, Dieter Lemmel, Hartmut Griesmayr, Wim Wenders

Kamera: Josef Vilsmeier, Rolf Deppe, Michael Ballhaus

WWF-Redaktion: Hilde Bold

Produktion: Bavaria Atelier Gesellschaft mbH im Auftrag des Westdeutschen Werbefernsehens.

Heimatland Lippe

1 D 7185 F

Landesbibliothek Detmold



68. JAHRGANG — NR. 4 VERLAGSORT DETMOLD JULI/AUGUST 1975

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

289

INHALT

Eröffnung der Wanderausstellung: Dorf und Stadt in Lippe . . 142

A. Steffen: Augustdorf heute und morgen 143

K. Rohlfs: Die Augustdorfer Sennelandschaft 144

R. Müller-König: Betrachtung über 200 Jahre Augustdorf . . 151

H. Stöwer: Die älteste bildliche Darstellung der Senne . . . 154

F.-W. Schröder: Ein Augustdorfer Jägeroriginal 157

Wir stellen vor: Die Tanz- u. Trachtengruppe „Erika" Augustdorf, jüngster Ortsverein des Lippischen Heimatbundes . . . 159

Dr. J. Mundhenk: Die Externsteine — ein Aufbewahrungsort für Missetäter 160

W. Möller: Schlangener Leinen für Freud und Leid 169

W. Linnemann: Upn Reunertsberge 171

H. Harms: Die bemerkenswerten Bäume und Sträucher im Park des Rittergutes Iggenhausen 173

E. Schulz-Sorau: Der Malerin Else Winter zum Gedächtnis — gest. 17. 12. 1974 175

Hohe Auszeichnung für unser Vorstandsmitglied Oscar Meier . 178

W. Eggert: 400 Jahre „Altes Blomberger Schützenbataillon" . . 178

Buchbesprechung: Dr. J. Mundhenk: Externsteine 180

Unser farbiges Umschlagbild zeigt die Augustdorfer Senne.
Foto: Wagner, Vlotho

Heimatland Lippe
DETMOLD
JULI/AUG. 1975
NUMMER 4
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Einladung

zur Jahreshauptversammlung des Lippischen Heimatbundes

Der Lippische Heimatbund erlaubt sich, Sie zu der Jahreshauptversammlung, die am

Sonnabend, dem 21. Juni 1975, 16.00 Uhr,
im Soldatenheim in Augustdorf, Generalfeldm.-Rommel-Straße,

stattfindet, einzuladen.

TAGUNGSFOLGE:

Begrüßung und Geschäftsbericht

Grußwort des Präsidenten des Deutschen Heimatbundes, **Landesdirektor Dr. Klausa,** Bonn

Weitere Grußworte

Vorlage der Gelbroten Mappe

Stellungsnahmen zur Gelbroten Mappe:
Regierungspräsident Graumann für das Land Nordrhein-Westfalen
Oberkreisdirektor Lotz für den Kreis Lippe
Landesverbandsvorsteher Holländer für den Landesverband Lippe
Ein Hauptgemeindebeamter für die Städte und Gemeinden Lippes

Kassenbericht und Wahl der Kassenprüfer

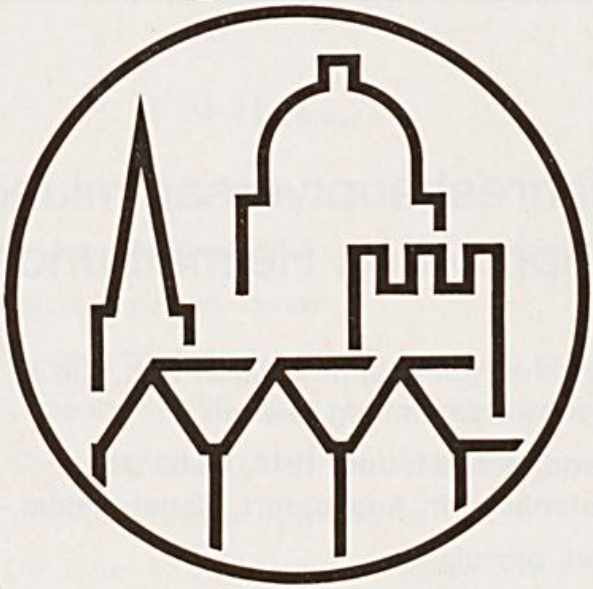
Verschiedenes

DR. ARNOLD EBERT
Vorsitzender

Zu Kaffee und Kuchen lädt die Gemeinde Augustdorf ein.

eine zukunft für unsere vergangenheit

un avenir pour notre passe



a future for our past

europäisches denkmalschutzjahr 1975

dorf und stadt in lippe

eine ausstellung des lippischen heimatbundes zum 'edj' 1975

Themen der Ausstellung:

Das Dorf und der Hof / Die „kleine Stadt in Lippe" / Probleme der Denkmalpflege und des Stadtbildes / Denkmal und Baum, der Baum als Denkmal.

Idee und Zusammenstellung: Heinz Sauer.

Auswahl der Bilder: Helffried Prollius und Horst Höfing.

Zur Eröffnung der Ausstellung am 21. Juni 1975, 15.00 Uhr, in der Aula der Grundschule in Augustdorf, laden wir unsere Mitglieder herzlich ein.

Augustdorf heute und morgen



Von Adolf Steffen

Wer sich mit Gegenwart und Zukunft der Gemeinde Augustdorf befaßt, sollte nicht versäumen, kurze Rückschau zu halten. Die Vergangenheit der heutigen Großgemeinde Augustdorf erstreckt sich über einen Zeitraum von 200 Jahren;
für eine Kommune eine relativ kurze Vergangenheit, in der der Wandel vom kleinen Heidedorf zur Garnisongemeinde vollzogen wurde.

Wer vor 200 Jahren von Schlangen nach Oerlinghausen ging, mußte die Senne durchqueren, ohne einen Baum, ohne ein bebautes Feld, ohne ein Haus anzutreffen. Er sah nichts als öde Heide!
1775 zogen die ersten Siedler in die Senne, um sich einen neuen Lebensraum zu erschließen,
heute rollen Panzer durch die Senne, um auf dem weiten Truppenübungsplatz ihre Waffen zu erproben.
Über 150 Jahre prägten Landwirtschaft und Arbeit „in der Fremde" das Leben der Menschen in der Senne.
Gewinnstreben war ihnen fremd, der Kampf um das tägliche Brot beherrschte die Szenerie.
1875, hundert Jahre nach der Gründung, war die Einwohnerzahl auf 1400 angewachsen, die Siedlung entwickelte sich langsam aber stetig.

Kurz vor dem 2. Weltkrieg wurde in Augustdorf ein Landwehrlager errichtet, damit wurde bereits vor 40 Jahren das kommunale Leben in Augustdorf „von Soldaten" beeinflußt.

Als dann 1956 die Bundeswehr diese Entwicklung fortsetzte, wurde der zukünftige Weg der Gemeinde als Garnisongemeinde endgültig festgelegt.

Heute lebt Augustdorf mit der Bundeswehr aber nicht von der Bundeswehr.

Der Aufbau der Garnison Augustdorf prägte fortan auch den kommunalen Aufschwung.

Ein sprunghaftes Ansteigen der Bevölkerungsziffer war zu verzeichnen.

Wohnsiedlungen für Bundesbedienstete wurden errichtet.

Die Bautätigkeit übertraf alle Erwartungen. Allein von 1950—1968 wurden über 500 Wohngebäude in Augustdorf errichtet. Die Gemeinde wurde veranlaßt, die erforderlichen Einrichtungen zu schaffen.

So entstanden bald eine Turnhalle, ein neuer Sportplatz, 2 weitere Schulen und Kindergärten.

Das öffentliche Wasserversorgungsnetz wurde erweitert, der Bau der gemeindlichen Kanalisation wurde eingeleitet.

Die städtebauliche Ordnung wurde durch Bauleitpläne gesichert.

Heute ist Augustdorf mit allen erforderlichen Einrichtungen der kommunalen Daseinsvorsorge ausgestattet.

Für Handwerk und Handel brachte die Garnison Augustdorf jedoch nicht den erwarteten Aufschwung, denn die Versorgung des Bundeswehrstandortes wird fast ausschließlich von auswärtigen Großbetrieben sichergestellt.

Dennoch gelang es Rat und Verwaltung durch gezielte Wirtschaftsförderung Industriebetriebe für Augustdorf zu gewinnen, neben Handwerksbetrieben wurden größere Betriebe der holzverarbeitenden Industrie in Augustdorf angesiedelt.

Trotzdem bedarf es dringend der Ansiedlung weiterer Betriebe und der Schaffung neuer Arbeitsplätze.

Preisgünstiges Industriegelände steht ausreichend zur Verfügung, und zwar an der L 758, über die die Autobahnauffahrt Bielefeld — Sennestadt verhältnismäßig leicht zu erreichen ist. Das Gelände wird gegenwärtig mit den notwendigen Versorgungs- und Entsorgungsanlagen ausgestattet.

Erfahrungsgemäß werden Arbeitskräfte mit wachsendem Einkommen wählerisch in Bezug auf die Qualität ihres Wohnorts. Deshalb ist die Bereitstellung entsprechender Wohnqualitäten ein dominierendes Ziel der gemeindlichen Planungen.

Die reizvolle Umgebung macht es den Bürgern leicht, sich in Augustdorf wohl zu fühlen.

Die kommunale Neuordnung ist an Augustdorf fast spurlos vorbeigegangen. Aufgrund der geographischen Lage war ein Zusammenschluß mit anderen lipp. Gemeinden nicht möglich.

Es wurden lediglich Flurstücke aus den ehemaligen Gemeinden Pivitsheide VL und Hörste eingemeindet, die aber unbewohnt sind und fast ausschließlich im Bereich der Übungsplätze liegen.

Das Gemeindegebiet umfaßt heute 42,21 qkm mit 6750 Einwohnern, von diesen 4221 ha stehen ca. 2250 ha, also über 50 %, im Eigentum des Bundes und werden für militärische Zwecke benutzt.

Nach dem Landesentwicklungsplan I hat Augustdorf zentralörtliche Bedeutung für einen Versorgungsbereich, der 5000 bis 10 000 Einwohner umfaßt.

Als Grundlage für eine Aussage über die wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde Augustdorf kommt insbesondere der gemeindliche Haushaltsplan mit seinen speziellen Anlagen in Betracht. Dieser Plan sieht 1975 Ausgaben in Höhe von insgesamt 9,5 Mill. DM vor; hiervon 4,9 Mill. DM (51,6 %) für Investitionen und Investitionsförderungsmaßnahmen.

Der hohe Ausgabenanteil für Investitionsvorhaben beweist einmal mehr, daß Rat und Verwaltung der Gemeinde Augustdorf bemüht sind, günstige Voraussetzungen für die Verbesserung der wirtschaftlichen Struktur zu schaffen. Dank der finanziellen Unterstützung des Bundes und des Landes sind diese Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben.

Die weitere Entwicklungsmöglichkeit in Augustdorf ist jedoch wie überall von der Finanzausstattung abhängig.

Leider ist Augustdorf nicht in die Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur“ oder in ein sonstiges Förderungsprogramm aufgenommen, so daß es von der Hilfe des Landes Nordrhein-Westfalen entscheidend abhängen wird, ob die geplante Wirtschaftsentwicklung auch weiterhin realisiert werden kann.

Die Augustdorfer Sennelandschaft

Von Kurt Rohlfs

„Von Lopshorn aus nahm ich meinen Weg auf die rietbergische Grenze zu gerade durch die Senne. Ich sah und hörte in dieser öden Gegend keinen Menschen; selbst Vögel und Insekten waren selten, kaum begegneten mir noch bisweilen Heidelerchen, die erstaunlich zahm waren, vermutlich, weil sie noch nicht erfahren hatten, daß ihnen Menschen schädlich sein könnten. Da hier nichts als Heide und wenig Moos wächst und es an Kräutern und Tieren fehlt, die verwesten, so war die Luft in diesem weiten Raum höchst rein.“ (1) So beschreibt ein Reisender im



Im Dünensand der Moosheide *Foto: Seraphim*

Jahre 1773 die Augustdorfer Sennelandschaft — zwei Jahre bevor der erste Siedler einem Aufruf des Grafen Simon August Folge leistete und sich „auf den Dören" ansiedelte.

Nach 200 Jahren ist Augustdorf zu einer ansehnlichen Gemeinde angewachsen, die aber erfreulicherweise auch heute noch von Sennelandschaften umgeben ist: Von der Stapelager Senne im Nordwesten, der Augustdorfer Senne im Süden und dem Furlbach- und Bärenbachgebiet im Südwesten.

☆

Zwar besteht der Untergrund der Senne aus Kreideschichten, die in der südwestlichen und der mittleren Kette des Teutoburger Waldes am Ende der Kreidezeit steil aufgerichtet worden sind, die Oberfläche und das Landschaftsbild der Senne aber sind von der Eiszeit geprägt. In der vorletzten, der Saale-Eiszeit, erreichten die aus Skandinavien vordringenden Eismassen den Teutoburger Wald und stießen auch bis in die Münsterländer Bucht vor. Die den Eismassen (Gletschern) entströmenden Schmelzwasser bauten eine weite Sandebene auf, die mit einem isländischen Wort als Sander bezeichnet wird. In der Stapelager Senne erreichen diese Sandmassen eine besonders hohe Mächtigkeit. Sie bestehen übrigens — wie Untersuchungen gezeigt haben — ganz überwiegend aus zerriebenem Osningsandstein der mittleren Kette des Teutoburger Waldes. (2) Stellenweise stoßen wir aber auch auf Findlinge (z. B. aus Granit und Gneis), die vom Eis aus dem Ostseegebiet bis hierher transportiert und in der Moräne abgelagert worden sind, wie etwa in Stukenbrock.

Die Oberflächengestaltung unserer Senne wäre ziemlich gleichförmig, wenn sie nicht durch Dünen und tiefeingeschnittene Bach-

täler belebt würde. Die ersten Dünen entstanden bereits am Ende der Eiszeit, als das Eis sich zurückzog und die Schmelzwasser versickerten. Der noch nicht von Vegetation bedeckte Boden wurde an vielen Stellen zusammengeweht, wobei z. T. große Dünenbögen entstanden. Im Augustdorfer Bereich finden wir sie vor allem in der Stapelager Senne, wo sich ein Dünenbogen nördlich des Industriegebietes erstreckt (höchste Höhe: Signalberg 179 m) und im Furlbach-Quellgebiet. Sie erheben sich oft 10 und mehr Meter über die Umgebung und prägen somit in starkem Maße die Landschaft. Neben den weitverbreiteten Strichdünen finden wir auch solche in Parabelform. Immer aber können wir einen flacheren Luv- und einen steilen Lee-Hang unterscheiden.

Da die Bäche erst in einiger Entfernung vom Gebirgsrand entspringen, finden wir in der unmittelbaren Umgebung Augustdorfs kaum fließende Gewässer. Nur der Furlbach tritt mit einigen Quellbächen noch im Augustdorfer Gemeindegebiet an die Oberfläche. An der Grenze Augustdorfs entspringen Bärenbach, Rahmke und Ölbach. Es ist auffallend, daß die Bäche stark wasserführend sind. Dieses Grundwasser der Senne, das zum größten Teil aus dem Teutoburger Wald stammt, wird heute in starkem Maße von der Stadt Bielefeld ausgebeutet, so z. B. auch im Bärenbach- und im Furlbachgebiet. Die Bäche haben sich in ihrem Oberlauf tief in den Sand eingeschnitten; zumal beim Furlbach kann man von regelrechten Bach-Schluchten sprechen. Nach starken Regenfällen reißt solch ein Wasserlauf große Mengen von Sand mit sich und lagert sie weiter unterhalb ab. Wo Erosionsschäden an den Hängen auftreten, rutschen diese oft regelrecht in den Bach ab. In die trokkene Heidelandschaft bringen die Bäche



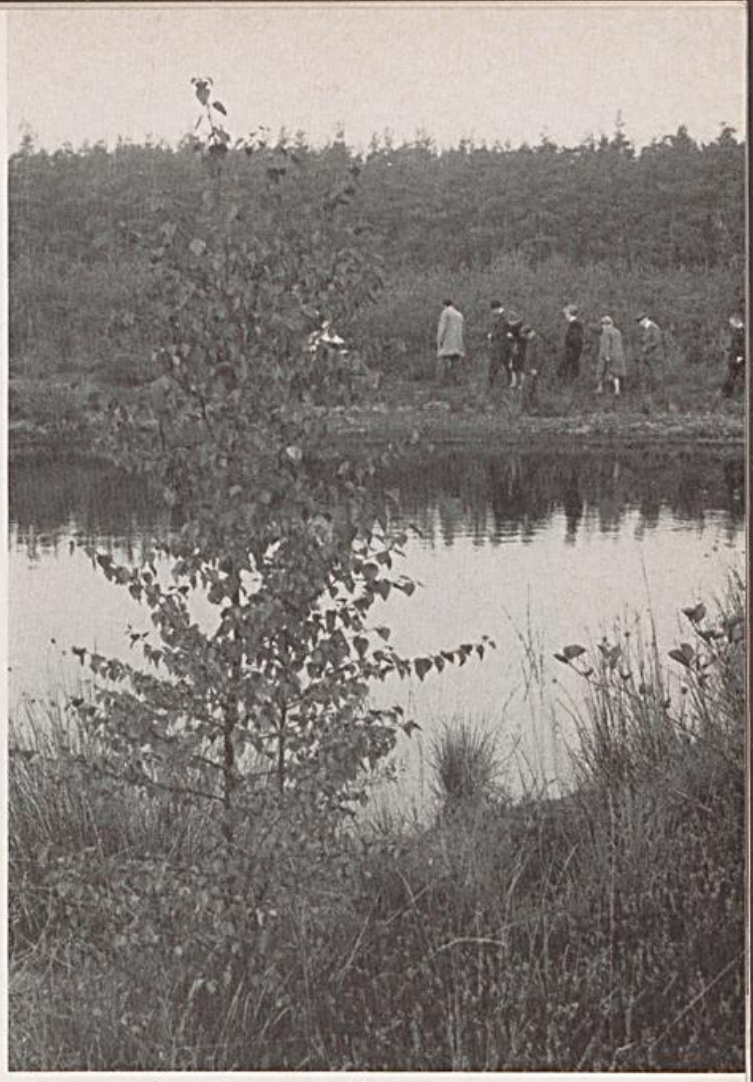
Blick über die Senne auf die Stapelager und Hörster Berge *Foto: Seraphim*

mit ihrem z. T. andersartigen Baumbestand und dem Grün ihrer Täler einen lebhaften Gegensatz.

Landschaftsbildend sind auch die Trokkentäler, die sich oberhalb der Quellen nach dem Gebirge zu erstrecken. Sie sind sicher durch rückschreitende Erosion entstanden. Nachdem heute große Strecken der Senne bewaldet sind, ist dieser Vorgang ziemlich zum Stillstand gekommen. Im kleinen aber geht er weiter, besonders jedoch in den weitgehend kahlen Bereichen der Stapelager Senne (Mäusegrund). Manchmal stehen diese Trockentäler auch in keinem erkennbaren Zusammenhang mit Bachläufen, wie z. B. der Sandlauf nordwestlich vom Heimathof.

Stellenweise ist es in der Senne auch zu Moorbildungen gekommen, wie etwa im nördlichen Teil des Furlbachquellgebietes. Hier wurde durch Auswehung des Sandes Geschiebelehm freigelegt, auf dem sich Niederschlagswasser ansammelte. Da diese Moore stark nährstoffarm (oligotroph) sind, finden wir hier noch viele typische Moorpflanzen. (3)

Die Stapelager und die Augustdorfer Senne waren dagegen noch vor wenigen Jahrzehnten fast ausschließlich von Heidekraut (Calluna vulgaris) bedeckt, nur hin und wieder unterbrochen von verkrüppelten Kiefern, Wacholdern und Birkenreihen. Heute ist der untere Teil der Stapelager Senne ein Wald-Heide-Gebiet geworden, während der nördliche Teil und die Augustdorfer Senne durch die Panzerübungen weitgehend vegetationslos geworden sind, so daß bei heftigen Stürmen der Sand auch heute noch weit fortgeweht wird. Diese weiten Heidegebiete boten dem Birkwild günstige Umweltbedingungen. Bei „Fünfbuchen“ in der Augustdorfer Senne, in der Stapelager Senne und in den Hörster Bergen wurde es in den zwanziger und dreißiger Jahren noch wiederholt beobachtet. Der vor dem letzten Weltkrieg in Augustdorf tätige Lehrer Karl Kelle erwähnt in seinen Jagdaufzeichnungen regelmäßig balzende Birkhähne. (4) Heute sind sie leider in der Senne nicht mehr anzutreffen; ob es nur an den umfangreichen Aufforstungen und am Übungsbetrieb liegt, ist fraglich.



Kleiner Heideweiher im Furlbach-Quellgebiet. Foto: K. Rohlfs

☆

Schauen wir uns nunmehr die beiden Teile der Augustdorfer Sennelandschaft etwas genauer an, die außerhalb des Truppenübungsplatzes verblieben sind und jederzeit begangen werden können: Das obere Furlbachtalgebiet und die südliche Stapelager Senne mit dem anschließenden Naturschutzgebiet Ölbachtal.

a) *Das obere Furlbachtal* gehört zu den abwechslungsreichsten Landschaftsteilen der Senne überhaupt. Kern dieses Gebietes ist das stark eingeschnittene Furlbachtal selbst, das 1937 auf Stuken-

brocker Seite von der Alten Mühle an auf eine Strecke von mehr als 1 km unter Naturschutz gestellt wurde. Nachdem es als privates Gehege eingezäunt worden war, wurden die Hänge durch den übermäßigen Wildbesatz stark zerstört und die z. T. sehr seltene Bodenvegetation weitgehend vernichtet. Seit einiger Zeit steht es wieder unter Naturschutz, und man kann hoffen, daß es sich langsam erholt. Die anderen Flächen dieses Gebietes sind aber nicht minder reizvoll. Hierzu gehören auf Augustdorfer Seite vor allem die Quelltäler und die Trockentäler des Furlbachs, die sich teilweise bis zur Ortsmitte hinziehen und natürliche Grünzüge im Ortsbild darstellen, die unbedingt erhalten werden sollten. Dazu kommen noch verschiedene Dünengebiete, u. a. der mächtige Dünenzug an der Grenze nordwestlich von der Alten Mühle. Hier liegen ferner sowohl noch gut erhaltene Moore als auch — im Winkel zwischen Dünenzug und nördlichstem Furlbachquelltal — 3 Heideweiher. Sie sind ausgesprochen nährstoffarm und bieten deshalb zahlreichen Moorpflanzen beste Lebensbedingungen, die diese Pflanzen im heimischen Raum sonst kaum noch haben, da die in früheren Zeiten erwähnten zahlreichen Seen und Teiche der Senne fast alle verschwunden sind. Neben Sonnentau und Wollgras finden wir typische Beerenarten (Moosbeere, Rauschbeere, Preiselbeere), Glokkenheide und den Sumpfbärlapp. Wieder andersartig sind die Eichen-Buchen-Waldungen beim Hof Welschoff, die einen starken Unterwuchs von Hülsen (Stechpalmen) aufweisen. Aber auch die Kiefernbestände zeichnen sich aus durch einen guten, artenreichen Unterwuchs. Eine genaue Gliederung des oberen Furlbachgebietes finden wir in der Arbeit von Dr. Seraphim. (3)

b) Ein mächtiger Dünenzug, der sich fast von der Siedlung nördlich der L 758 bis zum Ölbach und dem Bokeler Venn erstreckt und seine größte Höhe am Kohlenweg erreicht, bildet ungefähr die Südgrenze der *unteren Stapelager Senne*. Hier haben sich noch größere Reste der alten trockenen Heideflächen erhalten, die verstreut in den Kiefernwaldungen liegen. Niedrige Dünen durchziehen das Gebiet, in dem ebenfalls verschiedene Bärlapp-Arten vorkommen. Es wäre unbedingt zu begrüßen, wenn dieses Wald-Heide-Gelände von dem mächtigen Dünenzug an mit dem sich anschließenden *NSG Ölbachtal* zu einem großflächigen Naturschutzgebiet zusammengefaßt würde, um einen ausreichenden Schutz zu gewährleisten — wie es die „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz der Senne im Westfälischen und Lippischen Heimatbund" wiederholt angeregt hat. Das Ölbachtal zeichnet sich vor allem durch seine Sprudelquellen aus, die sich deutlich sichtbar einige Zentimeter über das Wasser erheben. Sie liefern bedeutend mehr Wasser als die eigentliche Quelle, die ungefähr 100 m weiter oberhalb entspringt. Genau wie beim Furlbach finden wir auch hier steile Hänge, die mit einem Eichen-Birken-Wald bestanden sind. Trockentäler ziehen sich bis in die angrenzenden Kiefernwaldungen. An der Nordwestseite des Naturschutzgebietes finden wir noch kräftige Wacholder von 3 bis 4 m Höhe, denen es aber an Platz und Licht mangelt. Gleich hinter der lippischen Landesgrenze liegt am Rande des Bokeler Venns der Hof Bokelmeier, der wohl zu den ältesten Ansiedlungen in der Senne gehören dürfte und schon im 13. Jahrhundert erwähnt wird.

☆

Unsere Sennelandschaft ist aber nicht nur von der Natur, sondern auch vom Menschen geprägt worden. Erste Zeugen hierfür sind die vielen Grabhügelgruppen der Jungsteinzeit und der frühen Bronze-



Großer Heideweiher im Furlbach-Quellgebiet
Foto: K. Rohlfs

zeit, die einst viel häufiger waren, heute aber leider zum großen Teil zerstört sind. Reste davon finden wir am Rande der Stapelager Senne, z. B. beim Schapeler. Gut erhalten sind sie noch in der Wistinghauser Senne. Auf dem benachbarten Bokeler Venn wurde im Sommer 1927 eine steinzeitliche Siedlung ausgegraben, wobei besonders der Fund einer Handmühle aus Tuffstein bemerkenswert ist, die damals als Handelsware hier Eingang gefunden haben muß.

Obgleich die eigentliche Besiedlung der Senne erst in der Neuzeit einsetzte, so wurde sie doch schon weit eher von wichtigen Verkehrswegen durchzogen. Hierzu gehört z. B. der Hellweg, der von Augustdorf in nordwestlicher Richtung ungefähr parallel zum Teutoburger Wald bis nach Brackwede verläuft. Um die früher weitgehend versumpften Bachniederungen zu vermeiden, bleibt er fast immer oberhalb der Quellen. Der Kohlenweg in Augustdorf erinnert an die Zeit, als Holzkohle aus dem Lippischen Walde nach Bielefeld gebracht wurde, wo die Leinenindustrie in Blüte stand. Das Kribbentor in der Augustdorfer Senne deutet auf die Krippen zur Fütterung der Pferde hin; hier verlief die alte Handelsstraße von Frankfurt am Main über Paderborn, Haustenbeck durch die Dörenschlucht nach Bremen (Frankfurter Weg). (5) Heute liegen diese Wege z. T. abseits vom Verkehr.

Nicht zuletzt ist auch die Entstehung der weiträumigen Heideflächen auf den Menschen zurückzuführen. Vor der eigentlichen Besiedlung diente die Senne jahrhundertelang umliegenden Gemeinden als Hudegebiet, und auch später werden in den historischen Quellen wiederholt Hudestreitigkeiten beispielsweise zwischen Haustenbeck und Lippspringe oder Augustdorf und Stukenbrock erwähnt. Später wurden Grenzsteine gesetzt, die als Kulturdenkmäler auch Teil unserer Landschaft sind und nicht zerstört werden sollten. Durch die dauernde Weide wurde die wohl offene Wald-Heide-Landschaft (Eichen, Birken) immer mehr zu einer reinen Heidelandschaft umgestaltet. Schon im 12. Jahrhundert werden die Sennerpferde erwähnt, die frei in Wald und Heide sich aufhielten und deshalb in dem Ruf standen, stark und abgehärtet zu sein. So lesen wir im „Mindener Sonntagsblatt“ aus dem Jahre 1823: „Das Merkwürdigste dieses Ländchens überhaupt ist das sogenannte Senner-



Im Furlbachtal *Foto: Seraphim*

gestüt, welches, wenn nicht gerade die schönsten, doch wenigstens die dauerhaftesten Pferde Deutschlands liefert." (1) Noch um 1860 malen C. Rötteken und G. Quentell eine Sennelandschaft mit Sennerpferden (Bild im Lippischen Landesmuseum). Bald darauf aber wurden mit Rücksicht auf die Forstwirtschaft die Weideflächen der Pferde eingeengt, und heute sehen wir vom ehemaligen Sennergestüt Lopshorn nur noch Ruinen.

☆

Besonders rasch aber hat der Mensch in den letzten Jahrzehnten das Bild der Senne geändert. Siedlungen und Fabriken sind Zeichen der starken Bevölkerungszunahme, Wasserwerke und Sandgruben zeigen uns, welche Bedeutung die Senne für die Wirtschaft der umliegenden Ballungsräume hat. Das alles ist wohl zum großen Teil eine notwendige Entwicklung. Gerade ein Ort wie Augustdorf aber, der weitgehend vom Truppenübungsplatz eingeschlossen ist, sollte mit seinen jetzt noch vorhandenen Freiräumen sehr behutsam umgehen. Die Ausweitung der beiden Naturschutzgebiete Furlbachtal und Ölbachtal wäre deshalb ein wichtiger Schritt zur Sicherung der Augustdorfer Sennelandschaft.

Anmerkungen

(1) „Lippische Ansichten aus alter Zeit", hrsg. von Wilh. Hansen, Detmold 1958

(2) Dr. Ernst Th. Seraphim in: „Sennestadt — Geschichte einer Landschaft"

(3) Dr. Ernst Th. Seraphim: „Erholungswert und Natur der Sennelandschaft nebst Vorschlägen zu ihrer Erhaltung" („Heimatland Lippe", 66. Jg. H. 2)

(4) Fr.-W. Schröder: „Das Birkwild in der Senne" („Heimatland Lippe", 63. Jg. H. 6)

(5) Schwanold: „Alte und neue Wege in der Senne" in: Unsere Senne", Staumühle 1928

Betrachtung über 200 Jahre Augustdorf

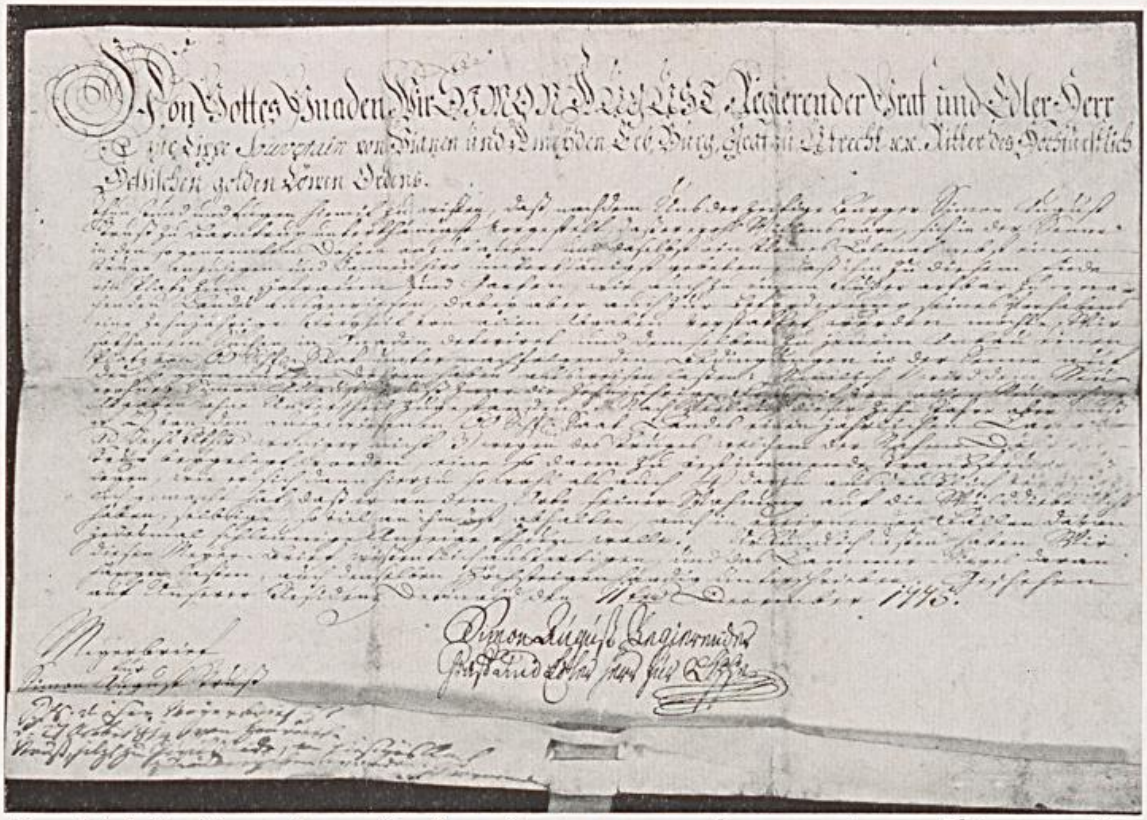
Von Rohtraut Müller-König

Einen Rückblick auf 200 Jahre Geschichte zum Anlaß eines Ortsjubiläums zu nehmen, nimmt sich bescheiden aus neben den stolzen Zahlen, mit denen unsere mittelalterlichen Städte aufzuwarten haben. Was nun also reizt an dieser Geschichte, davon einmal abgesehen, daß ein Ortsjubiläum in Augustdorf ein Volksfest ist? Da sind sie für einen Augenblick wieder lebendig, der Landesherr Simon August, der Struß, der den Dörenkrug gründete, der Amtsrat Schreiter, der Pastor Krecke, der Chronist Küstermann und noch ein Dutzend andere Akteure, und jedes Kind in Augustdorf weiß darüber zu erzählen. Mit anderen Worten, eben dies, denn die Geschichte Augustdorfs beginnt nicht mit irgendeiner zufälligen Nachricht, z. B. daß in jenem gefeierten Ort X zu jenem Jubelzeitpunkt ein Mensch gewohnt hat, welcher Y hieß und welcher mit einem gewissen Z von sonstwoher einen Handel abgemacht hat, und — das ist vorläufig alles, was man weiß.

Die Geschichte Augustdorfs beginnt im Vergleich dazu mit einem Roman. Den Stein ins Rollen brachte ein Aug.-Sim. Struß mit einem Antrag auf eine Siedlerstelle und eine Konzession für einen Krug am Dören, an jenem Paß also — denn Dören heißt nichts anderes als Tür oder Paß — an dem vor 200 Jahren ein recht lebhafter Verkehr herrschte. Die Konzessionsurkunde, ausgestellt am 11. Dezember 1775, ist kein Pergament, das zu entziffern man den Fachleuten überlassen muß. Das Pergament ist von jedem Laien, sofern er nur der deutschen Schrift noch mächtig ist, ohne fremde Hilfe lesbar.

Die Behörden sahen zwar sehr bald, daß der Struß vollkommen unfähig war, seinen Plan auszuführen, und der Ärger mit diesem Querulanten war nicht einmal zu Ende, als er abgemeiert war, er hat als Antwort darauf seinen Landesherrn beim Reichskammergericht verklagt, aber der Gedanke, es könnten weitere Leute Lust bekommen, sich anzubauen, war nicht mehr von der Hand zu weisen. Gewiß, es gehörte zum guten Stil der damaligen Politik, Siedlerstellen zu schaffen, und jeder Landesherr beeilte sich, auf diesem Felde etwas aufzuweisen, aber mit einem Federstrich war kein Dorf aus dem Boden zu stampfen, das wollte geplant und kalkuliert werden. Überdies war der Dören nicht Leopoldstal, dessen Keimzelle die Verselbständigung der zum Gut Rothensiek gehörenden Kotten war, der Dören war unfruchtbare Wildnis an der Landesgrenze. Besseres Land wär längst bebaut gewesen. Die Planung und Organisation war sorgfältig, aber in der Kalkulation hat man sich verschätzt. Das Brunnenbauen z. B. ist um mehrere hundert Prozent teurer geworden als man erwartet hatte. Die Brunnen, die aus öffentlichen Mitteln und unter öffentlicher Aufsicht gebaut wurden, haben keine Menschenleben gefordert, weil wenigstens die allernötigsten Sicherheitsvorschriften beachtet und das erforderliche Mindestmaß an technischen Hilfsmitteln eingesetzt wurde. Es verbietet sich nämlich, in den Sennesand hineinzugraben, und dem Baumeister, der sich gegenüber seiner Behörde so strikt geweigert hat, dies zuzulassen, kommt ein hohes Verdienst zu; denn wo man, freilich aus zwingender Not, Brunnen einfach gegraben hat, anstatt mit dem Senkrahmen zu arbeiten, hat es Menschenleben gekostet.

Damit haben wir zwei der ineinandergreifenden tragenden Probleme der ersten Siedler angesprochen, die Landkultivierung und die Wasserversorgung. Beides waren nicht wegen der damals im Vergleich zu heute recht bescheidenen Technik, sondern wegen des sehr knapp bemessenen Geldes ernsthafte Probleme, und ihre Lösung lag



Meyerbrief für Simon August Struß zu Barntrup wegen des ausgewiesenen Platzes zur Neuwohnerstätte in der Senne auf den sogenannten Döhren. Die Adresse ist durch den Nachtrag teilweise verdeckt. — (Staatsarchiv Detmold).

in gleicher Weise im öffentlichen wie im privaten Interesse. Die Nachfrage nach Siedlerstellen war ungeheuer groß. In den ersten 36 Jahren der Augustdorfer Geschichte, als die Stätten aus der Gemeinheit angewiesen wurden, sind 89 Plätze vergeben worden, davon etwa zwei Drittel in den ersten 10 Jahren. Die Siedler waren, von ein paar Fremden abgesehen, Einlieger aus dem Lande, die damit die Möglichkeit erhielten, eigenen Grund und Boden zu bebauen. Der Siedlungswillige mußte sich bewerben und Unterlagen beibringen: Vermögensbescheinigung, Leumundszeugnis, Fähigkeitszeugnis. Man holte sich die Bescheinigungen beim Vorsteher oder beim Bauerrichter, mitunter auch auf dem Pfarramt, und sie wurden streng geprüft. Abenteurer, Faulenzer und sonstiges Gesindel oder einfach zu arme Leute wurden abgewiesen.

Als Starthilfe gab es einige abgabenfreie Jahre und eine Hypothek von 50 Talern zum Hausbau, die in zehn Jahresraten abzutragen war, und als die Behörde sah, daß dies nicht hinreichte, zahlte sie, aus zwei Kassen zusammengelegt, einen „verloren Zuschuß“ von 15—20 Talern pro Stätte. Die 20 Scheffel dürrer Heideboden, die der Siedler erhielt, reichten nicht, um die Familie zu ernähren, Spinnrad, Webstuhl oder die sonst erlernte Profession mußten ihr Teil beitragen. Der Amtsrat Schreiter war der zuständige Kommissar, und er erledigte seine Aufgabe nicht vom Schreibtisch aus. Er hatte, bevor der erste Spatenstich getan werden konnte, die Lokaluntersuchung vorgenommen und das angeforderte Gutachten bei der Rentkammer befürwortend eingereicht, und er erschien alle halbe Jahre am Dören und ließ sich alles vorweisen. Er hätte nicht geduldet, daß der „verlorene Zuschuß“ verloren gewesen wäre. Er hat sich für die Dören-

schen stark gemacht, und sie haben ihn mit allem schuldigen Respekt geliebt und verehrt und bis heute nicht vergessen.

Es ließe sich erzählen, wie die erste Schule und die erste Kirche gebaut wurde oder wie man Geld graben wollte und in den Grabhügeln aus grauer Vorzeit nur Aschenkrüge fand und noch hundert andere amtliche und nichtamtliche Dinge. Dafür ist hier nicht der Ort. Man könnte auch sagen, die Dorfgeschichte sei fertig, als es die zweite Generation geschafft hatte, die kleinen Hütten abzutragen und bessere Häuser zu bauen, kurz, als ein bescheidener Wohlstand erreicht war. Man hätte dann jedoch ein tragendes Problem des vorigen Jahrhunderts gänzlich beiseite geschoben, nämlich das in aller Schärfe aufgebrochene Einliegerproblem. Simon August und alle seine Zeitgenossen hatten nicht vorhergesehen, daß sich binnen der folgenden zwei Generationen in ganz Europa eine Bevölkerungsexplosion vollziehen würde, wie man sie noch nicht erlebt hatte: die Zahlen haben sich verdoppelt. Was nun, wo auch noch die Maschinen das Handwerk verdarben? — Und in Augustdorf sammelten sich aus irgendwelchen Gründen die Einlieger. Sie zogen zu, wenn es nur irgend ging, dabei war an einen Arbeitsplatz nicht zu denken. Die Fähigen und Kräftigen fanden Arbeit, sie zogen aus „up Tichelwerk“ in aller Herren Länder. Im Amt Lage bestand in besonders starkem Maße die Tradition des Ziegeleigehens, und so ist es zu erklären, daß die Zahl der Auswanderer sehr niedrig geblieben ist. Eine weitere Verschlechterung für die Einlieger brachte die Senneteilung, weil nur der Grundbesitzer anteilsberechtigt war, und wenn man früher die Kühe



Gasthof „ZUR LINDE“ — ein Gasthof mit Vergangenheit feiert in diesem Jahr seinen 150. Geburtstag.
1825 wurde der Krug vom Kaufmann Leppelmeier erbaut,
1887 wurde in diesem Haus die erste Poststelle eingerichtet und
1906 wurde hier die erste Fernsprechzelle eingerichtet.
1962 übernahmen die jetzigen Eigentümer Ehepaar Karl-Heinz und Inge Nötzel die Gaststätte.

der Einlieger auf der gemeinsamen Hude geduldet hatte, so war jetzt kein Platz mehr dafür.

Man kann eine Betrachtung über Augustdorfs Vergangenheit nicht abschließen, ohne eines Mannes zu gedenken, der 30 Jahre lang an den Geschicken des Dorfes maßgeblichen Anteil hatte: Pastor Krecke. Krecke war eine Persönlichkeit, deren Rechtsempfinden schnell mit den Anordnungen seiner vorgesetzten Behörde in Konflikt geriet. An keinem anderen Ort ist die Frage nach der Einführung eines neuen Gesangbuchs und eines Katechismus so heftig ausgefochten worden wie in Augustdorf. Krecke hatte in den bereits unruhigen Jahren vor 1848 in Berlin studiert, so daß seine sicher schon vorhandene demokratische Denkweise nun so ausgeprägt war, daß er als rebellischer Geist auf eine fette Pfründe nicht rechnen durfte. Er wußte das. Zu seiner Zeit waren die sozialen Spannungen besonders stark, und er kannte die elenden Hütten im Dorf nicht nur von ferne. Manchmal wünschte man, sein Charakter wäre nicht ganz so spröde und unbeugsam gewesen, aber wahrscheinlich ist es gerade das, weswegen ihn die Augustdorfer ebensowenig vergessen haben wie die Haustenbecker ihren Pastor Wienand.

Durch Kreckes Anregung ist ein Werk zustande gekommen, das zumindest in Lippe seinesgleichen suchen kann: die Küstermannsche Chronik, eine Dorfgeschichte, die die gesamte amtliche und nichtamtliche Überlieferung festgehalten hat. Diese Chronik hat ein Traditionsbewußtsein wach gehalten, das bis heute in einer auffallenden Weise vorhanden ist. Die Chronik hat Vorläufer und Nachfolger, und man kann den Augustdorfern nicht viel Neues bieten, wenn man die Geschichte ihres Dorfes schreibt, man kann nur das vorhandene Material zurechtstutzen und ein wenig ergänzen.

Die jüngste Geschichte spiegelt sich noch auf den Grabsteinen: „Augustdorf" auf estnisch, auf lettisch, auf polnisch, „Augustdorf" in kyrillischen Buchstaben. Es sind die Toten des Ausländerlagers; sie liegen begraben neben den Einheimischen und neben den Opfern, die die Überfälle durch die erste Lagerbesetzung nach dem Kriege gefordert haben.

Die Augustdorfer Vergangenheit ist in den Köpfen der Bewohner lebendige Vergangenheit, hier ist Geschichte nicht ein toter Lehrstoff, sondern ein Zugang zu Zusammenhängen, die man unter Fachleuten in ganz bestimmte Kapitel zergliedert, wie Siedlungsgeographie, soziale Fragen, gewerbliche Wirtschaft, Verwaltung und was dergleichen mehr. Daher kommt es auch, daß ein Ortsjubiläum in Augustdorf ein Volksfest ist und nicht eine Gelehrtendiskussion.

Die älteste bildliche Darstellung der Senne

Von Herbert Stöwer

Aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Gemeinde Augustdorf erscheint in der Veröffentlichungsreihe Lippische Geschichtsquellen ein Faksimiledruck der ältesten bildlichen Darstellung der Senne. Es handelt sich um einen Kupferstich des bedeutenden holländischen Kupferstechers Romeyn de Hooghe aus dem Jahre 1672, der nach einer Vorlage des bekannten Paderborner Barockmalers Johann Georg Rudolphi gearbeitet hat. Der Stich diente neben anderen Kupferstichen aus unserem Raum der Illustration des 1672 in Amsterdam erschienenen Werks Monumenta



Die Senne. Kupferstich von R. de Hooghe (1672)

Paderbornensia von Ferdinand von Fürstenberg.

Die beiden Künstler haben mit dieser Darstellung das Leben in der Senne in vortrefflicher Weise eingefangen. Das Bild soll zeigen, daß man im 17. Jh. damit begonnen hat, weite Teile der Senne zu kultivieren. Im lippischen Teil der Senne entstand zu dieser Zeit das „Neue Dorf" Haustenbeck. Auf der paderbornischen Seite wurde das auf dem Kupferstich bezeichnete Niendorp (= Neues Dorf), eine Siedlung im Gebiet des oberen Krollbachs nordöstlich von Hövelhof, gegründet.

Etwa 100 Jahre nach der Entstehung des Kupferstichs beginnt die Geschichte Augustdorfs. Wie wir zeitgenössischen Quellen entnehmen können, hat sich in diesen 100 Jahren das Leben in der Senne kaum verändert. Der Archivar Christian Gottlieb Clostermeier schrieb im Jahre 1786. „Die Senne bringt zwar nur Heide hervor, aber diese dient dem darauf weidenden Vieh, den Sennerpferden, dem Wilde und den im Sommer dahin gebrachten Bienen zur gesunden Nahrung. Und schon ist der Anfang gemacht worden, durch Anlegung eines neuen Dorfes darin, einen guten Teil dieser Senne in fruchtbares Land zu verwandeln." Das hier zitierte neue Dorf ist Augustdorf. Die Clostermeiersche Beschreibung paßt in vortrefflicher Weise zu dem Kupferstich von 1672. Auf der rechten Seite der Darstellung erkennt man Rinder und Schafe, die wichtigsten Weidetiere der Senne, links einen Bienenstand. Zur Bienenzucht führte der lippische Kanzler Ferdinand Bernhard Hoffmann 1786 aus: „Die Heideblumen in der Senne und die Blüte des Buchweizens, der in und an derselben angebaut wird, geben den Bienen gute Nahrung. In



Sennegehöft. Ölgemälde von Ernst Rötteken aus dem Jahre 1907

dieser sind deswegen große Bienenstände vom Forstamt aufgeführt, wohin gegen mäßige Abgabe aus dem ganzen Lande (Randnotiz und aus dem benachbarten Auslande) zur Zeit jener Blüte die Bienenkörbe . . . gebracht . . . werden." Die Sennekultivierung ist unabdingbar mit der Plaggenhacke verbunden. Im Vordergrund des Stiches in der Mitte schwingt ein Sennebauer die Plaggenhacke, ein zweiter schichtet Heidetörfe zum Trocknen auf. Die Heide, die in mehr oder weniger dikken Schwarten abgemäht oder gehauen wurde, diente als Viehfutter, Streu, zur Düngung und zum Brennen. Das Plaggenhauen war ein unvermeidbarer Raubbau, weil der Bedarf sehr groß war, das ganze Jahr fast die Plaggenhacke geschwungen werden mußte und andererseits die Heide nur allmählich nachwuchs. Vor der neuen Siedlung bricht auf dem Bilde ein Bauer mit seinen Pferden den kargen Sennebodden um, der meist nur kurzhalmiges Getreide hervorbrachte, dessen Stroh weder zur Streu noch zur Düngung ausreichte.

Das Wappen der Gemeinde Augustdorf knüpft mit seinen Symbolen an die Anfänge der Sennekolonisation an. Es zeigt in Gold zwei abwärts gewandte schräggekreuzte Plaggenhacken mit blauen Eisen und roten Stielen, in den Winkeln oben eine lippische Rose, unten einen Bienenkorb. Darüber befinden sich in einem roten Schildhaupt fächerförmig 5 goldene Ähren.

Literatur:

1. Erich Kittel, Die Siegel und Wappen der Gemeinden. Repräsentative Symbole der Heimat, in: Lippische Heimat, 31. Jb. des Lippischen Heimatbundes 1954, Detmold 1955, S. 51 - 65
2. Hans Sprenger, Haustenbeck (=Sonderveröffentlichungen des NHV 5), Detmold 1939
3. Herbert Stöwer, Lippische Landesbeschreibung von 1786 (= Lippische Geschichtsquellen 5), Detmold 1973

Hinweis

Als Einzelblätter sind folgende Faksimiles von Kupferstichen lippischer Städte und Landschaften der Reihe Lippische Geschichtsquellen erhältlich (sie sollen später in einer Sammelmappe nur an Abonnenten abgegeben werden).

Nr.	In Bildband 3	Jahr	Gr. in mm
1. Detmold, Stadt u. Schloß	Tf. 19	1663	458 x 330
2. Externsteine	Tf. 22	1663	455 x 331
3. Lemgo	Tf. 17	1663	450 x 161
4. Lippstadt	—	1663	445 x 161
5. Schwalenberg	Tf. 29	1663	277 x 116
10. Blomberg	Tf. 13	1663	223 x 165
11. Blomberg, Burg	Tf. 14	1663	149 x 110
17. Detmold	Tf. 18	1663	229 x 165
18. Horn	Tf. 24	1663	215 x 164
20. Lage	Tf. 16	1663	226 x 107
25. Salzuflen	Tf. 28	1663	221 x 165
27. Sternberg, Burg	Tf. 32	1663	228 x 160
31. Varusschlacht	Tf. 38	1672	177 x 130
32. Varusschlacht bei Detmold	Tf. 39	1672	147 x 84
33. Detmold	Tf. 41	1672	172 x 130
34. Externsteine	Tf. 43	1672	174 x 129
35. Senne	Tf. 44	1672	175 x 135
37. Meinberg	Tf. 70	1775	317 x 185

(Kupferstecher Nr. 1 — 27: van Lennep; 31 — 35: de Hooghe; 37: Beck).

Die originalgetreuen Faksimiles sind im Buchhandel für 10,— bis 12,— DM zu erwerben. Abonnenten der Lippischen Geschichtsquellen und Mitglieder, die die Faksimiles zum Vorzugspreis erhalten, wenden sich an die Schriftleitung Lippische Geschichtsquellen, Detmold, Willi-Hofmann-Str. 2, bzw. die Geschäftsstelle des Lippischen Heimatbundes. Sofern eine Zusendung erforderlich ist, müssen 5,— DM Versandspesen berechnet werden.

Ein Augustdorfer Jägeroriginal

Von Friedrich-Wilhelm Schröder

Der im 2. Weltkrieg gefallene Lehrer Karl Kelle, der vor dem Krieg Mitpächter der Augustdorfer Gemeindejagd war, berichtet in seinen mir vorliegenden Jagdaufzeichnungen von einem Augustdorfer Jägeroriginal aus den zwanziger Jahren. In seiner Jugendzeit hatte Heuna, so wurde er von den Augustdorfern genannt, gewildert und kannte die Augustdorfer Jagdgefilde wie seine Westentasche. Später hatten ihn die Jagdpächter als Jagdaufseher angestellt. Nun konnte Heuna seiner Jagdleidenschaft auf legale Weise frönen. Die Jagdpächter aber konnten sich, wie Karl Kelle schreibt, keinen besseren Jagdaufseher wünschen. Heuna wußte, wo die Rehböcke standen, er kannte die Stellen, wo die Hasen in der Heide zu finden waren und er verstand es, Jagdherren und Gäste stets an Wild zu bringen.

In einer eiskalten Winternacht des Jahres 1929 gelang es Heuna, einen kapitalen Keiler zu erlegen. Karl Kelle berichtet darüber:

Wer stellt sich bei fast dreißig Grad Kälte nächtelang auf Sauen an? Wer riskiert dies mit einer selbstkonstruierten, einläufigen, silberbronzierten und äußerst dünnwandigen Donnerbüchse? Heuna allein bringt dies fertig. Heuna steht bei grimmiger Kälte nicht eine, zwei oder drei Stunden auf Sauen an, Heuna steht die ganze Nacht. Heuna erzählt, wie er mit den nötigen „Utensilien“ und der „Silberbüchse“ wie so manches liebe Mal am vorhergehenden Abend auf den Anstand zog. Nach stundenlangen Harren sieht und hört er den Keiler auf dem verschneiten Wechsel im Mondlicht herankommen. Heuna ist schon lange fertig. Für ihn heißt es: herankommen lassen bis auf nächste Distanz, sonst kann er nicht für den Schuß garantieren und ein Schuß muß es schon tun in Ermangelung eines zweiten. Einen groben Keiler mit einem Postenschuß auf die Schwarte zu legen, will schon etwas heißen. Der Keiler hat in dem tiefen Schnee mit sich selbst genug zu tun. Er kommt

näher und näher. Jetzt ist er schon auf fünfzig Gänge heran, als er verhofft. Heuna zuckts in den Armen, doch er bleibt ruhig, denn er weiß genau, daß er auf die Entfernung dem Bassen nichts zuleide tun kann. Und wirklich tut der Keiler ihm den Gefallen und kommt noch näher. Längst hat Heuna den Püster an der Backe. Auf fünfzehn Gänge reißt er durch und mit dem Krach einer Kanone entläd sich die Einläufige. Nachdem Blitz und Donner sich verzogen haben, sieht unser Nimrod den Keiler vor sich im Schnee sitzen, das Haupt hoch erhoben. Heuna beginnt in Eile, einen Patronenwechsel vorzunehmen. Aber, o Schreck, was zuvor an der Silberbüchse nie bemerkt, war nun mit einem Male eingetreten: eine regelrechte Ladehemmung. Während Heuna sich noch bemüht, wird der Keiler wieder hoch und nimmt unseren Jägersmann an. Heuna tut das Einzige, was in solchen Situationen zu tun ist, er türmt mit Windeseile. Trotz der langen Beine Heunas aber kommt der Keiler auf. Ein rettendes Bruch läuft quer zur Fluchtrichtung. Heuna landet hakenschlagend darin, der Keiler saust an ihm vorbei. Endlich gelingt es den verklammten Fingern Heunas, die abgeschossene Patronenhülse mit einer neuen zu vertauschen. Schon steigt in Heuna wieder der Mut. Langsam pirschend nähert er sich dem im Wundbette sitzenden Schwein. Im selben Augenblick, als der Schuß kracht, ist der Keiler schon wieder auf den Läufen und nimmt den Jäger abermals an. Zum zweiten Male entrinnt Heuna mit knapper Not dem Jägertod. Der Keiler ist nun doch schon merklich matter. Es gelingt Heuna zum dritten Male, einen Schuß anzubringen. Da endlich streckt sich der Grobian und mit drohendem Blick tritt Heuna an die stolzeste Beute seines Lebens. „Dat häwe schafft“ kommts aufatmend von seinen Lippen. Liebkosend streicht seine Hand über die „Silberbüchse“. Wenn sie auch manchmal etwas störrisch ist, tat sie aber doch immer noch ihre Pflicht. Darum schwört Heuna auf sie und duldet keinen Spott. Bald ist die alte Schiebkarre vom Haus geholt und im Schweiße seiner fünfzig Jahre erweist Heuna seinem Schwein die letzte Ehre. Die Mömke muß die Lüchten halten, während Heuna auf der Deele den Keiler aufbricht. Am nächsten Abend wurde der Keiler, der aufgebrochen über drei Zentner wog, im Dörenkrug zünftig totgetrunken.

Soweit der Bericht Karl Kelles.

Wer von den heutigen Jägern, die mit hochmodernen, mehrschüssigen Gewehren auf die Saujagd ziehen, vermag die Mühsal und Strapazen noch zu ermessen, die die geschilderte Erlegung dieses Keilers mit sich brachten.

Heuna hatte bei den Gardejägern gedient und als solcher den ersten Weltkrieg mitgemacht. An Courage mangelte es ihm nicht, wie die folgende Schilderung Karl Kelles zeigt:

Vor einigen Wochen hütet ein Junge eines Kolons, der in der Nähe des Pollmannskruges wohnt, beim sogenannten Heidehaus seine Kühe. Er hört im Heidehäuschen Brechen und sonstige verdächtige Geräusche. Der Junge ist gewitzt, läuft nach Haus, berichtet und der Alte läuft zu seinem Nachbarn Heuna. Wie erwartet, rennt Heuna sogleich mit. Unterwegs greifen sich beide Männer dicke Knüppel und schicken den Jungen zurück, um Heunas Gewehr zu holen. Am Heidehaus angelangt, brüllt Heuna den darin befindlichen Einbrechern zu: Hariutkumen, euna non annern. Wenn euna wechlaupen will, den schloh wui den Brägen in. Erst wollen es die Spitzbuben mit der Flucht versuchen, doch der furchterregende Anblick des knüppelschwingenden Heunas läßt sie immer wieder erschreckt zurückfahren. Endlich kommt der Junge mit der Flinte. Da geben die Einbrecher auf. Einer nach dem andern kommt aus dem Haus heraus. Heuna übergibt dem Kolon die Flinte und fesselt die Diebe kunstgerecht. Dann werden die Einbrecher, drei an der Zahl, im Triumpfzug zum Pollmannskrug gebracht und der herbeigerufenen Polizei übergeben.



Wir stellen vor:

Die Tanz- und Trachtengruppe »Erika« Augustdorf,

jüngster Ortsverein des Lippischen Heimatbundes

Am 14. Oktober 1970 wurde auf der Herbstkirmes in Augustdorf durch Doris Büker, Liane Wieking, Bettina Säufert, Udo Strohdiek und Herrn Salten eine Tanzgruppe aus der Taufe gehoben.

Mit 4 Paaren wurden die ersten Tänze vorgeführt. Die Tanzgruppe wuchs später auf 10 Paare an. Dazu kamen noch 5 Akkordeonspieler. Als Tanzgruppe brauchten wir eine Tracht. Diese wurde in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum und dem Lippischen Heimatbund erstellt und von den Mitgliedern der Gruppe angefertigt. Es ist eine lippische Bauerntracht aus dem 18. Jahrhundert. Die Frauentracht stammt aus Wendlinghausen, die Männertracht haben wir nach Bildern und Beschreibungen angefertigt. Ein beziehungsreicher Name war bald gefunden. Wir beschlossen einstimmig, die Gruppe „Tanz- und Trachtengruppe Erika" zu nennen, nach der Heide, die hier in Augustdorf noch auf großen Flächen wächst. Am 13. August 1973 schlossen wir uns dem Lipp. Heimatbund an und gründeten den Ortsverein Augustdorf, der heute 32 Mitglieder zählt.

Die Externsteine – ein Aufbewahrungsort für Missetäter?

Von Dr. Johannes Mundhenk

In der unlängst erschienenen Broschüre über die Externsteine („Lippische Sehenswürdigkeiten" Nr. 2, 1974) ist zum ersten Male ein Kupferstich Wilhelm Stracks veröffentlicht, dem der Verfasser des Textes folgende Erläuterung beigefügt hat:

„Kolorierter Kupferstich des Bückeburger Professors der Bildenden Künste *Wilhelm Strack*, eines Verwandten der Malerfamilie Tischbein, gestochen 1802.

Das Bild ist zwar wohl komponiert, aber im einzelnen ungenau. Die Grottenöffnungen (außer der „Adlertür") waren um 1800 bis auf kleine Luken vermauert. Handschriftliche Nachrichten lassen vermuten, daß die Grotten zeitweilig zur Aufbewahrung von Gefangenen dienten. Das Original des Stiches befindet sich in der Grabbe-Sammlung der Landesbibliothek zu Detmold." (S. 28/29)

Die Bemerkung, daß die Grotten zur Aufbewahrung von Gefangenen dienten, bedarf einer Rechtfertigung.

Während der ersten Auseinandersetzungen um die sogenannte „Rune" in der Externsteiner Nebengrotte hatte Professor Alois Fuchs („Im Streit um die Externsteine", 1934, Anm. 51 auf S. 94) einiges Aufsehen durch ein Zitat aus einem bis dahin ganz unbekannten Manuskript erregt. Fuchs schreibt: „In einer Eingabe an den Stadtrichter Heistermann zu Horn, die aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stammt, wird u. a. gesagt, daß die »Steinkammern« der Externsteine zeitweise »dem Amte Horn zur Aufbewahrung der Missetäter dienstbar« waren (Stolte, Archiv des Altertumsvereins 14, Paderborn)". Er knüpft daran die Erwägung, ob nicht „ein eingesperrter Verbrecher, der vielleicht das Galgenzeichen auf dem Rücken trug oder gar den Galgen zu erwarten hatte, in seiner Einsamkeit in einer Art Galgenhumor ihn zum Zeitvertreib eingegraben hätte." Den Namen des Verfassers nannte Fuchs damals noch nicht.

Es war verdienstvoll von dem zu Anfang dieses Jahres verstorbenen Ferdinand Seitz, daß er dem Zusammenhang dieses Zitats nachgegangen war und daß er sich in den Archiven zu Detmold und Horn herauszufinden bemüht hatte, ob sich irgendwo eine Bestätigung dieser überraschenden Nachricht fände. In der dritten Auflage seiner kleinen Schrift „Rätsel um die Externsteine" (1958) berichtet er von seinen negativen Ergebnissen. Er nennt als Verfasser des Schriftstücks einen „Dr. Jur. Gehrken, Capl[so!]", bezeichnet den Satz, in dem das Zitat erscheint, als „unvermittelt und ohne ersichtlichen Zusammenhang", ja er weist Fuchs sogar eine kleine Unkorrektheit nach (er habe hinter den „Steinkammern" den Zusatz „und Felsenbegräbnisse" ausgelassen) und erklärt den Urkundenwert dieses Dokuments, das weder Datum noch Jahreszahl trage, für „problematisch" (Seitz, S. 48).

Um nun beiden gerecht zu werden, sei hier der volle Wortlaut des in der Tat recht eigentümlichen Schriftstücks veröffentlicht. Es handelt sich um einen bloßen Entwurf mit mehreren Streichungen und Korrekturen, der in dieser Form nicht abgesandt worden sein kann. Eine Reinschrift hat es vermutlich nie gegeben. Auf keinen Fall kann sie je an den im Jahre 1835 verstorbenen Horner Richter Heistermann gelangt sein. Der volle Text lautet:

„An den Herrn Rath und Stadtrichter Heistermann Wohl[geboren] zu Horn.

Rechtliche Imploration
an Seiten der Extersteine bey der Stadt Horn um
Manutenenz [Aufrechterhaltung]
ihres Namens
contra quoscumque turbare volentes [gegen alle, die ihm zu Leibe rücken wollen].

An der östlichen Abdachung des teutonischen Waldes hausten in den Bergschluchten unter unseren Felsenwänden zur Zeit der Carolinger Sachsen, die bei unseren häufigen Waldbächen von der Viehzucht und dem Ackerbau lebten. Was ihre Vorvorderen mit dem vom Rhein gekommenen Römer angefangen haben, wissen wir nicht. Bloß das Andenken vom Drusus haftete an den Gebirgsknoten, worin wir stehen, und in dem nahen Dorfe Feldrom erhielt sich die alte Sage von der Niederlage des Varus mit Adler und Cohorten und wie aus ihrem Blute deutsche Freiheit erstanden ist.

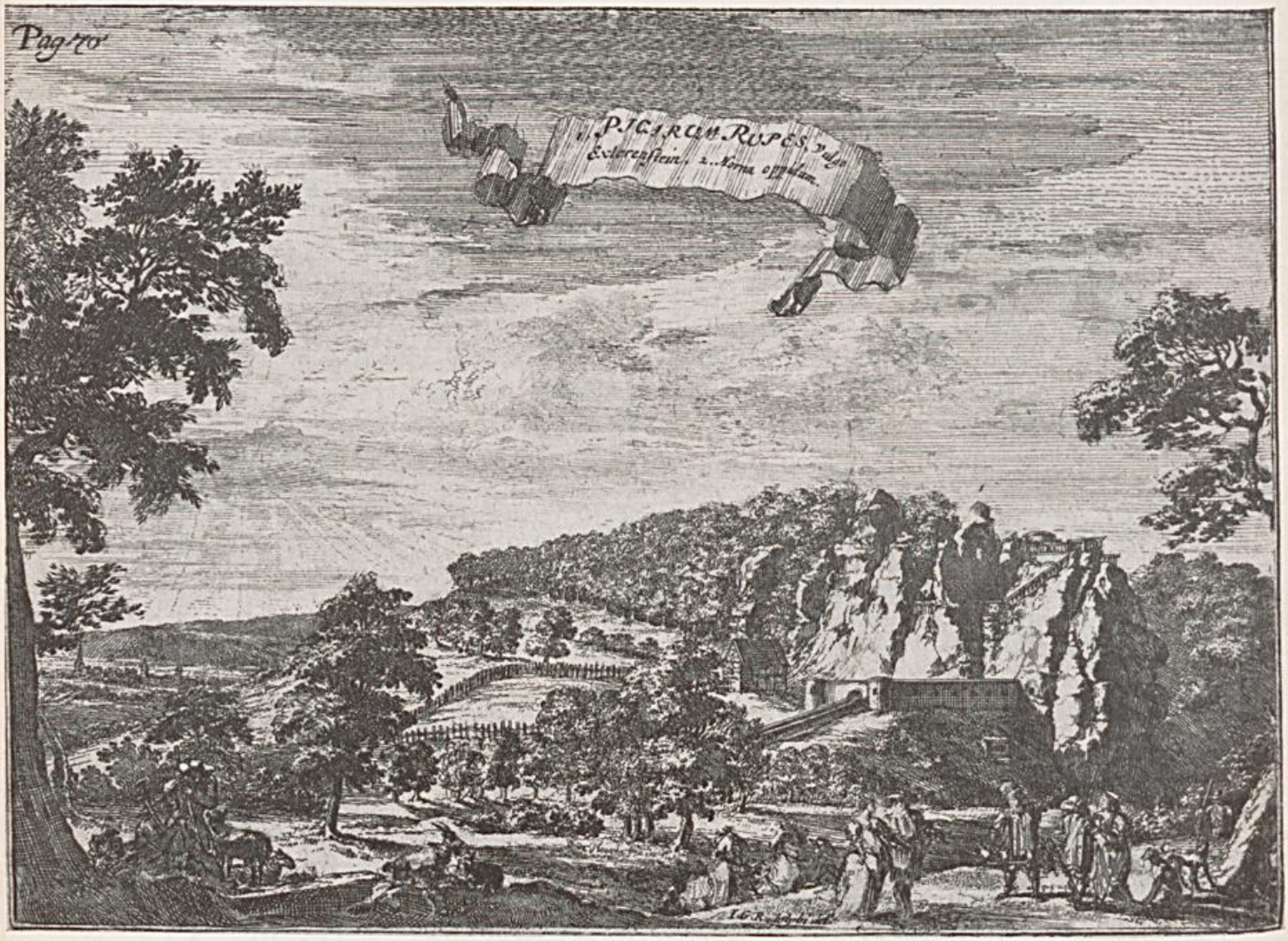
Unsere Häuptlinge teilten das alte Erbe. Der jüngste von drei Brüdern, Imico, erhielt Holthausen mit dem aigisterstein bis Hornon, wie die lateinische Urkunde des Jahres 1093 besagt; wir Eksternsteine kamen als gemeinschaftlicher Versammlungsort unter den Schutz der Benediktinerklöster Werden und Abdinghoff in Paderborn, wie früher die alte Eresburg der Abtey Corvey vom Kaiser Ludwig gegeben war. Unsere Felsenwände erhielten von den Mönchen ein colossal ausgehauenes Altarbild, welches oben den Allvater mit der Siegesfahne, in der Mitte die Kreuzabnahme und am Fuße den ersten Sündenfall darstellet. Bis zum 16. Jahrhundert stand es unter der Obhut von Klausnern, und noch jetzt tragen wir das fromme Gebilde zwar verstümmelt, aber desto mehr besprochen als Wappenschild.

In der Folge beliebte der Diözesanbischof, der gelehrte Ferdinand von Fürstenberg, 1672 auf der Landkarte von Altsachsen noch insbesondere die Abbildung der Felsen mit dem lateinischen Namen Picarum rupes [Elsternfelsen] im Kupferstiche unter die fränkisch-sächsischen Monumente aufzustellen, da der Landesherr bereits die aus dem Hochwalde aufstrebenden Glieder zu einem Jagdschloß vereinigt und die geistlichen Einkünfte der Schule zu Horn überwiesen hatte. Es wurden [diese beiden Wörter sind durchgestrichen, ohne daß das Verbum an anderer Stelle ergänzt worden wäre] unsere Steinkammern und Felsenbegräbnisse dem Amt Horn zur Aufbewahrung von Missethätern dienstbar. Die diebische Elster vermochte nicht den alten Namen aus dem Munde des Volks zu entführen, und der edle Graf zur Lippe verschmähte nachher das Geld, welches ein Italischer Fürst zum Ankaufe unserer Felsen zu zahlen willens war.

Erst in der neuesten Zeit hat die edle Fürstin Pauline sich der verlassenen angenommen und unsere Kette zur Bequemlichkeit der Reisenden mit einer Kunststraße durchbrochen . . . Nun ist in das Walhalla Westphalens auf breitem Wege die romantisch historische Schule hergefallen. Vom alten Häuptling war alle Spur verloren; die Schüler tappen in den Nebelwolken heidnischer Gottheiten und Opferstätten. Der ernste Forscher frägt vergeblich nach der Familie von Elstern, ihre Asche ist sogar aus den Särgen von Sandstein verschwunden, und nur allein ein entfernter Bach ober Alverdissen bewahrt den Namen.

Wir glauben daher, gestützt auf die notorischen Felsengründe, die wandelbare Menschen und Geschlechter nicht vorzubringen vermögen, darauf unseren gehorsamsten Antrag richten zu dürfen, uns bei der alten Volksbenennung hochoberlich zu stützen, die Jahrhunderte hindurch ungeachtet aller Anfeindung fortgedauert hat.

Zur näheren Information des Richters können wir uns noch auf die längst ver-



Die Externsteine. Kupferstich von R. de Hooghe (1672/1714)

schwundenen Grafengeschlechter unserer Gegend beziehen und kurz anführen, daß

a) Graf Hermann von Pirmont und sein Vetter Gottschalk in den Jahren 1261 und 62 ihren Castellan Tydericus de Ekstern als Zeugen urkundlich zugezogen, auch denselben Hermann, Conrad und Hildebold Edle von Pirmont, 1290 bei ihren öffentlichen Verhandlungen aufgeführt haben.

b) Desgleichen sind von den alten Grafen von Schwalenberg Adolph und Albert im Beisein des Ritters Theodorich Ekstern in den Jahren 1274 bis 90 mehrere Schenkungsurkunden ausgestellet.

c) Ob die ehemaligen Lehnsträger der Abtei Herford von Exterde von vorstehenden oder vom lateinischen ad extremum ihren Ursprung ableiten, lassen wir dahingestellet sein; gewiß bleibt es, daß das nach Osten von uns drei Stunden entfernte Gut Externbrok durch Verlassenschaft einer gleichnamigen Familie, die in ihrem Wappen sieben schräg in die Höhe laufende

Steinwürfel führte, an den Franz Otto von der Borch gekommen und der Kämmerei der nahen Stadt Nieheim danach angefallen ist, die das Gut an Kloster Hardehausen im Jahre 1742 für 14 000 verkauft und den darmaligen Besitzer Sarazin übergeben hat.

Wir bitten daher, uns bei der unvordenklichen Benennung Elstern- oder Externsteine, vor wie nach, hochoberlich zu handhaben

Dr. Jur. Gehrken Cpt.
Darüber
[Abkürzung der Ergebenheitsformel]"

So weit der Wortlaut dieses absonderlichen Konzepts. Zunächst sollte geklärt werden, um wen es sich bei dem Verfasser „Dr. Jur. Gehrken C p t. [die Unterstreichung steht im Original]" handelt. Gehrken war nicht etwa Geistlicher, wie Seitz aus dem mißverstandenen und mißverständlichen „Cpt." schließt, sondern einer der politisch, administrativ und vor allem wissenschaftlich bedeutendsten Juristen Paderborns während der napoleonischen und der nachfolgenden preußischen Zeit. Geboren 1771 zu Steinheim, wurde er nach seinem Studium Doktor der Rechte im (protestantischen) Marburg, stieg zum Preußischen Geheimen Justizrat und Kriminaldirektor in Paderborn auf und war eine Zeitlang Leiter des Paderborner (politischen) „Inquisitoriats".

Seine Hauptinteressen aber lagen auf historischem Gebiet. Er war Mitbegründer des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (1824) und nach dem Tode des Domkapitulars Ignaz Meyer, der sich durch die Veröffentlichung mehrerer Externsteiner Urkunden verdient gemacht hat, dessen Direktor. Seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen erschienen fast alle in dessen Organ, der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde", die noch jetzt unter dem Titel „Westfälische Zeitschrift" weiterlebt. Er legte eine wertvolle Privatsammlung westfälischer Urkunden und Handschriften an, die den Grundstock des Archivs des Altertumsvereins in Paderborn bildete. Gestorben ist er in Paderborn im Jahre 1845.

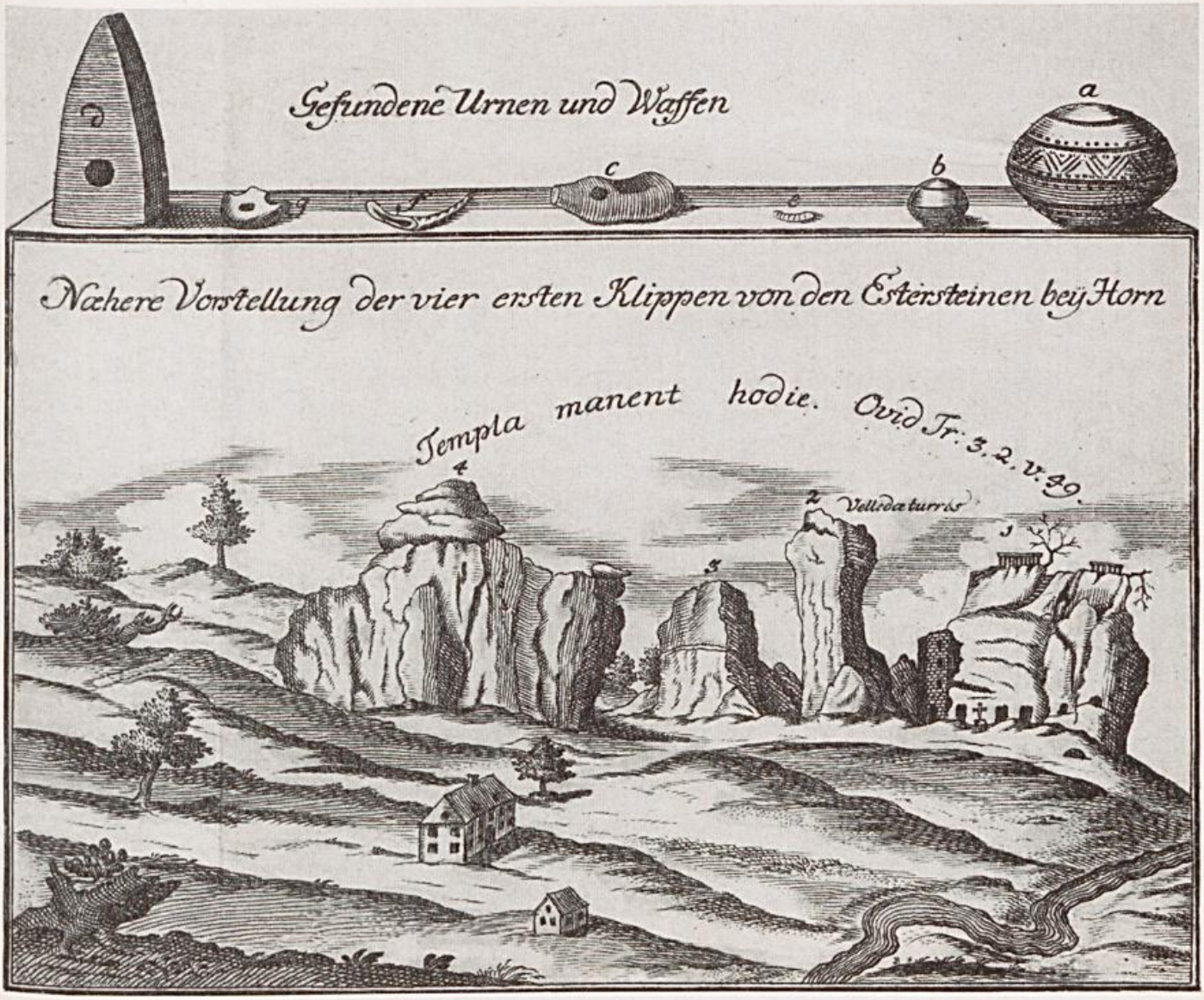
Das oben mitgeteilte Schriftstück gibt selbst bei mehrmaligem Lesen immer wieder Rätsel auf. Erst allmählich erkennt man, daß das Ganze ein versteckter Scherz, eine Art Parodie, ist, die sich wahrscheinlich gegen den ebenso gelehrten Detmolder Archivrat Chr. Gottlieb Clostermeier richtet. Es nimmt die Form eines fingierten Gesuches an den Horner Stadtrichter Heistermann (1800—1835) an, eines Gesuches, das die konsternierten Externsteine selbst gegen Leute, die sie ihres uralten Namens „Elsternsteine" berauben wollen, einbringen. In ihrem Auftrag und als ihr Wortführer unterzeichnet Gehrken, der sich hier den Titel „Cpt." beilegt, einer ungebräuchlichen Abkürzung, die vermutlich nichts anderes bedeuten soll als „Caput" = „Häuptling" (schon im Text war einmal von „unseren Häuptlingen" in der Mehrzahl, ein andermal „vom alten Häuptling" in der Einzahl die Rede). Unter dem Personalpronomen „wir" bzw. dem Possessivpronomen „unsere" sind also nicht irgendwelche Instanzen in Paderborn, sondern die sich gegen die beabsichtigte Namensänderung wehrenden Externsteine zu verstehen, die darüber entrüstet sind, daß man ihren unvordenklichen Namen nicht mehr von der „Familie der Elstern" ableiten will. Ihr Verdruß kann sich eigentlich nur gegen Clostermeier richten, der den Namen der Externsteine aus vogelkundlichen Erwägungen nicht von den Elstern, sondern von der nahe liegenden „Großen Egge" hergeleitet wissen wollte und das sogar schon im Titel seiner mit Recht gerühmten Monographie („Der Eggesterstein", 1824) zum Ausdruck brachte.

Trotz seiner parodistischen Form verrät das Schriftstück die ungewöhnliche Belesenheit und Gelehrtheit seines Verfassers.

Es enthält in gedrängtester Form fast alles, was man in der Zeit Clostermeiers zur Geschichte der Externsteine beibringen konnte. Namen und Quellen in einem fiktiven Gesuch zu nennen, hält der Verfasser freilich nicht für nötig. Nur mit Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg macht er eine Ausnahme. Dabei ist ihm nicht einmal entgangen, daß dieser auf der angeführten Karte die übliche Wortstellung „rupes picarum" mit „picarum rupes" vertauscht. Aber er zeigt sich mit allen älteren Werken vertraut, die von den Externsteinen handeln — oft nur durch lapidare Anspielungen. Er kennt die zwei Klöster, ohne Partei zu ergreifen, Diskrepanz zwischen der Abdinghofer Urkunde von 1093 und der Werdener Bernhard-Urkunde von 1125/40 und vereinigt unter dem für seinen Zweck geschickt gewählten und versöhnlichen Titel eines „gemeinschaftlichen Versammlungsortes." Aber er ist auch in den jüngst erschienenen Monographien des Pyrmonter Badearztes K. Th. Menke (1823) und des Detmolder Archivars Clostermeier (1824) zu Hause, und letzterem entnimmt er wahrscheinlich sein Wissen um die Kaufabsichten des Erzherzogs von Florenz, um das Jagdschloß des Grafen Hermann Adolph, um die Überweisung der Einkünfte des Externsteiner Lehens an die Schule zu Horn und um die Verdienste der Fürstin Pauline. Ja, er weiß sogar von „Klausnern", denen bis ins 16. Jahrhundert die Obhut über das Relief anvertraut war, obwohl die erste Urkunde, die sie erwähnt (vom Jahre 1469) erst 1837 durch Heinrich Schierenberg veröffentlicht wurde. Schließlich deutet er mit verhaltener Ironie an, daß eine „romantisch-historische Schule" über dieses „Walhalla Westfalens" hergefallen sei (wahrscheinlich spielt er hier auf König Ludwigs I 1830 errichtete „Walhalla" bei Regensburg an). Aber er selbst bewahrt die Skepsis des historisch und archivalisch geschulten Gelehrten. Nur mit Vorbehalt berührt er die mannigfachen Assoziationen, die man zwischen den Externsteinen und den Feldzügen der Römer gestiftet hatte: „Was ihre [der Sachsen] Vorvorderen mit dem vom Rhein gekommenen Römer angefangen haben, wissen wir nicht." (Setzt man die Kenntnis der Urkunde von 1469 voraus, dann wäre das Schreiben erst in den letzten acht Lebensjahren Gehrkens entworfen und — vielleicht absichtlich — an einen bereits verstorbenen Richter Heistermann adressiert). Und inmitten all dieser überraschenden Einzelkenntnisse erscheint nun auch recht unvermittelt der Satz: „Es wurden unsere Steinkammern und Felsenbegräbnisse dem Amt Horn zur Aufbewahrung von Missethätern dienstbar". Daß mit „Steinkammern und Felsenbegräbnissen" ein und dasselbe gemeint ist, kann nicht zweifelhaft sein. Sie können nur synonym verstanden werden und bezeichnen die Externsteiner Grottenkammern. Schon der Begründer des Detmolder Fürstlichen Archivs, Johann Ludwig Knoch (Clostermeiers Schwiegervater), hatte die Hauptgrotte wiederholt als „das Grab Christi" beschrieben.

Daß ein Mann wie Gehrken diesen einen Satz frei erfunden hätte, wird ihm niemand zutrauen, selbst wenn man nichts weiter von ihm gelesen hat als dies eine Schriftstück. Es hätte ihm als Kriminaldirektor und Leiter des Paderborner Inquisitoriats schlecht angestanden, wenn er hier plötzlich seiner Phantasie freien Lauf gelassen hätte. Sollte ihm ein Irrtum oder eine Verwechslung unterlaufen sein? Oder trifft auch diese abrupte Äußerung zu, obwohl die lippischen Quellen bisher nichts von einer solchen Externsteiner Periode preisgegeben haben?

Nun hatten wir schon in unserem Begleittext zu dem Kupferstich Stracks beiläufig erklärt, die Grottenöffnungen seien, von der „Adlertür" abgesehen, um 1800 bis auf kleine Luken vermauert gewesen. Bei Strack selbst erkennt man dies Phäno-



Die Externsteine. Kupferstich von F. H. Frisch (1750)

men nur am „Portal", der der „Adlertür" benachbarten Öffnung, in dem zwei Luken übereinanderstehen. Aber auf einer Gouachemalerei von Gottlieb von Blomberg vom Jahre 1796 zeigt sich derselbe Tatbestand auch an der „Petrustür" und am Fenster der „Sakristei". Und dasselbe begegnet uns auf einer (in der Detmolder Landesbibliothek erhaltenen) Bleistiftzeichnung des oben genannten Johann Ludwig Knoch. Bestätigt wird diese Beobachtung schließlich durch die älteste Grundrißzeichnung der Grotten von der Hand desselben Wilhelm Strack in seiner „Malerischen Reise durch Westphalen" von 1801, in der trotz aller Ungenauigkeit deutlich wird, daß die Grotten damals nur einen einzigen Zugang hatten (in diesem Grundriß ist übrigens auch zum erstenmal die große Bodenvertiefung in der Hauptgrotte ein-

gezeichnet, deren erster Zeuge überhaupt Strack ist). Dieser Zumauerung könnte man verschiedene Gründe zuschreiben. Es ließe sich daran denken, daß der Krugwirt die Grotten damals als Vorratskammer mißbraucht hätte (H. Ferdinand Maßmann meinte 1846 sogar, man habe damals erst das „Portal" durchgebrochen, um Fässer hineinrollen zu können). Aber eine solche Verwendung hätte man anders und leichter als durch Mauerwerk und leidlich regelmäßig angeordnete Luken bewerkstelligen können. An eine menschliche Behausung ist in jener Zeit erst recht nicht mehr zu denken.

Literarisch oder urkundlich wird der Zweck dieser seltsamen Maßnahme nirgends bezeugt. Der Meinberger Pastor Pustkuchen (1767), der Hofmarschall von Donop (1784 und 1790) und der Göttinger Philosophieprofessor Meiners (1787) erwecken in ihren Beschreibungen den Eindruck, als hätten die Grotten zu ihrer Zeit leer gestanden. Leer fand sie auf jeden Fall Strack im Jahre 1801 vor. In seiner „Malerischen Reise" entwirft er ein stimmungsvoll-schwermütiges Bild: „Kein Landstreicher und Verbrecher wagt es in diesen, ehemals durch Heiligkeit gesicherten, jetzt durch Verödung unsicher gemachten Hallen zu verweilen." Vier Jahre später berichtet ein anonymer Schreiber „X" in Kotzebues Zeitschrift „Der Freimüthige und Scherz und Ernst": „Auch sieht man in den vorderen und folgenden [Felsen] Öffnungen von Zimmern im Felsen, zu denen man nicht mehr gelangen kann." Demnach wurden sie zwischen 1802 und 1805 für Besucher verschlossen.

Nun wird aber unser Verdacht, daß Dr. Gehrken mit seiner umstrittenen Aussage Recht hatte, verstärkt durch ein umfangreiches Aktenstück im Detmolder Staatsarchiv. Es trägt den Titel: „Acta wegen Bau und Reparatur an den Amtsgefängnissen zu Horn. 1771 seq.". Diese Akte umfaßt Beschwerden wegen des Zustandes der beiden Horner Amtsgefängnisse auf der dortigen Burg, Gutachten, Kostenanschläge und Rechnungen, die sich über den langen Zeitraum von 1771 bis 1802 hinziehen.

Der erste Abschnitt währt vom 29. 4. 1771 bis in den Sommer 1773. Damals war es vor allem der Horner Amtsrat und Richter Behmer (derselbe, der die Erlaubnis erhalten hatte, sein noch jetzt stehendes ansehnliches Haus in der Mittelstraße zu Horn aus den Trümmern des einstigen Externsteiner Treppenturmes zu errichten, seine Befugnisse dabei allerdings überschritten hatte, indem er zusätzlich auch die Platten der Externsteiner Balustradentreppen entführte und dadurch den Gipfel unzugänglich machte), der in mehreren eigenhändigen Schreiben beredte Klage über „die gänzlich verfallenen zwei gemauerten Gefängnisse hinten auf hiesiger Burg" führt. Eins seiner Schreiben (vom 2. 7. 1772) trägt die Überschrift: „Amtlicher andringlicher Bericht wegen der ex causis maxime sonticis [aus sehr triftigen Gründen] verfrüheten und an Camera anfangs approbirten, nachhero aber nach geschehener Arbeit hinwiederum difficultirten Reparationskosten der im Kriege abgebrochenen Amtsgefängnisse, mit Bitte um schleunige Verordnung behufs Administrirung der Justiz." Im Text ist die Rede von „Inconvenienzen, da einestheils die Gefangenen in keinen sicheren Gewahrsam gebracht werden konnten, anderntheils der Conductor Cronemeier beschwert, daß ihm die zum Gebrauch der oeconomia habender Gesindestube solchergestalt genommen werde". „Bei den letzten Kriegstroublen (im Jahre 1760) seien die beiden Amtsgefängnisse (ein Diebes- und ein Gehorsamsgefängnis) abgebrochen worden. Wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen Detmold und Horn scheint es trotz begonnener Bauarbeiten zu keinem Abschluß gekommen zu sein. Jedenfalls ist von einer Fertigstellung der Gefängnisse keine Rede, und eine Kostenabrechnung liegt den Akten nicht bei.



Die Externsteine. Kupferstich von Wilhelm Strack aus dem Jahre 1823

Nach einer Lücke von 15 Jahren, aus denen keine Akten vorliegen (und es scheint, als wären sie verloren gegangen), werden die Verhandlungen fortgesetzt und dauern vom August 1788 bis zum Januar 1794. Diesmal erhebt besonders der Regierungsrat König als Kommisssar des Gogerichts am 23. 12. 1791 Klage über den Zustand der Horner Gefängnisse: „Die auf der Burg in einem verfallenen Mauerwerk, .. ganz isolirt und ohne Dach .., befindlichen Diebes- und Correctionsgefängnisse sind aber, weil sie zu feucht sind und keine Luft haben, gar nicht zu gebrauchen, auch nicht wieder zu repariren." Bis 1794 schleppen sich die Verhandlungen, immer wieder durch Mißverständnisse und neue Gutachten verzögert, hin, bis die erhaltenen Rechnungen den Eindruck erwecken, als müsse der Schaden endlich behoben sein.

Und doch leben die Klagen im Jahre 1805 noch einmal auf, diesmal aber aus anderen Gründen und von anderer Seite. Jetzt sind es die Detmolder Behörden, die

unzufrieden mit dem Zustand der Horner Gewahrsame sind und die darauf bestehen, daß auf der Burg endlich „menschlichere Gefängnisse“ eingerichtet werden.

Über 30 Jahre währte also die Horner Gefängniskrise, und vor allem in der ersten Phase waren überhaupt keine Räumlichkeiten zur Unterbringung der Gefangenen mehr vorhanden, so daß man Ersatzräume in Anspruch nehmen mußte (u. a. Gesindestuben).

In keinem dieser Schriftstücke werden die Externsteiner Grotten direkt erwähnt. Kein Antrag an die Kammer zu Detmold liegt vor, sie zu diesem Zweck verwenden zu dürfen. Keine Rechnung über die dazu nötigen Materialien und Arbeiten ist erhalten. Ein direkter urkundlicher Beweis für die Erklärung Gehrkens läßt sich also nicht erbringen.

Unser Verdacht fällt aber auf die Urkundenlücke zwischen 1773 und 1788. Und auch innerhalb dieser Frist sind ihm noch Grenzen gesteckt. Hofmarschall von Donop besuchte die Grotten im Jahre 1784, aber zu seiner Zeit scheinen sie bereits leer zu stehen, so daß der fragliche Zustand sich auf die Jahre 1773 bis gegen 1784 reduziert. Doch innerhalb dieser Jahre ist durchaus mit der Möglichkeit zu rechnen, daß man sich zu der Notlösung entschloß, die sonst nicht mehr verwendeten Grotten als Ersatzgefängnis einzurichten, vielleicht nur für ganz kurze Zeit, sicher nicht über Jahre hinaus.

Die Frage, ob einer der dort Inhaftierten das „Galgenzeichen“ in der „Sakristei“ angebracht hat, ist damit noch nicht entschieden. Auf keinen Fall kann es einem Gefangenen zugeschrieben werden, der selbst mit dem Galgen zu rechnen hatte. Die Blutsgerichtsbarkeit oblag dem Peinlichen Gericht in Detmold. Der Horner Galgen hatte längst seine Funktion eingestellt. Abgeurteilt wurden vor dem Horner Stadtrichter nur Fälle von leichterem Diebstahl und bäuerlichem Ungehorsam. Dementsprechend kann auch die Haft in den Externsteiner Grotten nur eine leichte gewesen sein. Aufsicht und Verpflegung der Gefangenen mag man dem Krugwirt gegen Entgelt anvertraut haben. Nicht einmal kleiner Habseligkeiten einschließlich solcher Gerätschaften, mit denen sie ein Zeichen in die Wand ritzen konnten, wird man sie entblößt haben.

Sollte aber das Zeichen wirklich damals entstanden sein, dann wäre der Verputz, der es teilweise bis 1929 bedeckte und der sich, wie ein Augenzeuge berichtet, mit einem Lappen und heißem Wasser abreiben ließ, vermutlich erst während der Restauration von 1810/11 aufgetragen worden, um das als unangemessen und ungeschichtlich empfundene Mal unsichtbar zu machen.

Nimmt man das direkte (und sicher nicht aus der Luft gegriffene) Zeugnis Gehrkens, die Tatsache der Vermauerung der Grottenöffnungen um 1800, die Unbenutzbarkeit der Horner Amtsgefängnisse und die Urkundenlücke zwischen 1773 und 1788 zusammen, so wird die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit, daß die Externsteiner Grotten vorübergehend auch die Rolle eines provisorischen Gefängnisses übernehmen mußten. Außer den nachgewiesenen Zwecken, denen sie sonst gedient haben (als Oratorium hochmittelalterlicher Inklusen, als Behausung verkommener spätmittelalterlicher Klausner, als Unterkunftsort gräflicher Holzförster vor und nach Hermann Adolf, als Standquartier von Raubgesindel, um dessentwillen das Haus der „Steinfrau“ 1610 dem Erdboden gleichgemacht wurde, weil ihre Tochter angeblich Beziehungen zu ihm unterhalten hatte), mögen sie noch andere, uns unbekannt gebliebene Zwischenfunktionen im Laufe ihrer vielhundertjährigen Geschichte ausgeübt haben, ehrbare und unehrenhafte, religiöse ebenso wie profane.

Ein Blatt der Erinnerung . . .

Schlangener Leinen für Freud und Leid

Von Walter Möller

Ziegler aus der Gemeinde am Sennerand wanderten einst zu Fuß nach Holland und Schleswig-Holstein.

Sie mußten alle hart mit anpacken, die Menschen, die da einstmals in der alten Vogtei Schlangen lebten. Und wer noch um die Jahrhundertwende an einem Winterabend eine ländliche Stube betrat, fand fast überall in der Senne und ihren Randgemeinden das Spinnrad im Gange. Nahe bei dem in jener Zeit von der Deele aus oder Küche mit Holzscheiten geheizten eisernen Ofen summte das Rad der Großmutter, daneben das der Tochter oder Enkelin. Frauen spannen, Männer haspelten. Unter der Stubendecke brannte die oft qualmende Öl- oder Tranlampe mit rötlichem Lichtschein. Gesponnene Garnstücke hingen in Reihen an der Wand . . .

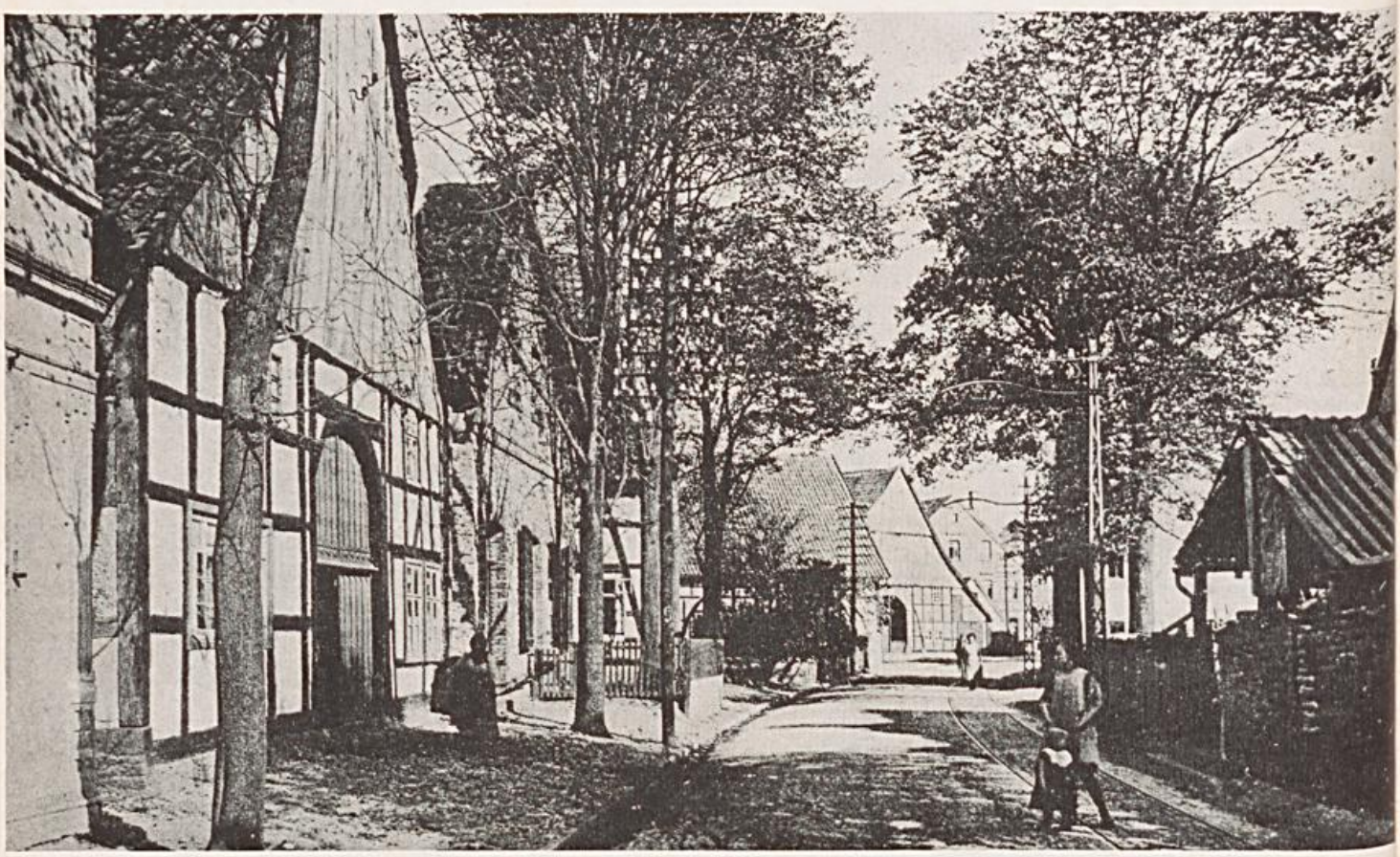
Die „Büke", ein Reinigungsbad von Aschenlauge, wartete auf die vielen langen und kurzen Garnstücke. Ein Teil davon wurde dann auf die von der Deelwand vorstehenden Holzpflöcke zur Kette für den Webstuhlbaum gespannt. In jeder Sennerandgemeinde waren mehrere dieser Webstühle in Tätigkeit. In Kohlstädt gab es z. B. derer vier. Und dabei nahm solch ein Ungetüm fast ein ganzes Zimmer ein. Doch damalige Wohnraumnot ließ wenigstens noch eine Schlafgelegenheit in der schon beengten Spinnstube mit unterbringen.

Eine hochbetagte Bekannte, die früher einmal in Schlangen lebte, wußte dem Chronisten noch mancherlei darüber zu berichten, vor allem von den Not- und Hungerjahren, die einstmals über der Senne lagen, von der die Eltern und Oma erzählten: „Da haben die Menschen hier viel Not leiden müssen."

Bitter wenig war der Verdienst. Doch war der Weg von der Saat bis zur „Legge" (= Hauptverkaufsplatz des lippischen Leinenhandels in Lemgo) weit und mühevoll. Für ein großes Stück gesponnenes Garn aus der sogeneannten Hede gab es in Schlangen



Gasthof „Zur Rose", abgebrochen 1925, gemalt von A. Th. Weber



Schlangens alte Hauptstraße

nur 20 Pf; für ein mittleres Garn „am Wocken weg“ nur 30 Pf; für das allerbeste Garn — es war besonders fein und wurde Tuch genannt, gab es 35 Pf; ausnahmsweise in seltenen Fällen auch mal 40 Pf. Dabei heißt es wörtlich: „Das gab Frau Luise L ü b b e r t s m e i e r, geb. Dicke, meinen lieben Eltern und der Oma. Sie gehörten zu den wenigen im Sennebereich, die solches meisterhaft spinnen konnten. Dieses Leinen wurde zu Brauthemden oder für ganz feine Tischwäsche gebraucht, aber auch für die Laken, so einer vom Herrn in die Ewigkeit abberufen . . .“

Für die Herstellung von allerbesten Leinen war die Arbeit derart schwer, daß sich die Spinner und Spinnerinnen ihre Finger blutig und wund spannen. Und dabei galt diese Tätigkeit nur als „Nebenarbeit“ in der Zeit, wenn abends die Kinder zu Bett waren. Bis Mitternacht wurde gesponnen und ebenso des Morgens in der Frühe, ehe die andere Tagesarbeit anfing. Dann gingen die Männer in den Teutoburger Wald zum Holzfällen und kamen erst spät abends zurück. War ein Dreschtag angesetzt, dann wurde „geuchtet“ und von 1.00 Uhr nachts bis 6.00 Uhr früh im „Klipp-Klapp“ der Dreschflegel geschwungen oder Hechsel geschnitten mit der Schneidelahe. Dafür gab es in der Nacht für die Männer ein Stück trockenes Brot und „einen“ Schnaps; für die Frauen ein Stück Brot und eine Tasse Kaffee. Ob es sich hier um eine „gute“ oder um „Blümchen“ handelte, wird nicht vermerkt. Dagegen bekam die Oma beim Flachsspinnen abends noch eine Tasse guten Kaffee, da

das Spinnrad sonst immer langsamer wurde, weil sie allmählich „einnickte“ . . .

Die Kinder sahen ihre Väter kaum, denn sie waren im Jahresablauf nahezu acht bis neun Monate als Ziegler in der Fremde. Sie gingen im Frühjahr fort, entweder ins Holsteinische ober bis nach Holland. Mit einem Felleisen auf dem Rücken wurden die weiten Wege zu Fuß gemacht, der karge Lohn zwang zur Sparsamkeit, zudem war fast in jeder Familie ein reicher Kindersegen, welcher meistens allein der mütterlichen Sorge unterstand, die außerdem noch Haus, Garten und Feld zu betreuen hatte. Dabei erinnerte sich die alte Schlängerin noch gut daran, daß Schweine und Ziegen oft von harten Gläubigern gepfändet und abgeholt wurden, während die Leute bitterlich weinten, da so die Hoffnung auf Schlachten und Wursten zunichte wurde . . .

Die winterliche Spinnstube mußte über vieles hinweghelfen. Da fiel manche Sorgenträne. Hier hatte aber auch das Volkslied seinen Platz. Lieder, die als Volksweise entstanden, erklangen aus ganzer Seele heraus, und das brachte die Gemüter und Menschen einander nahe. Welch eine Fülle von Klang und Gefühl lag in den Liebesliedern, mit denen sich die jungen Leute verständigten, ob Neigung oder Abneigung im Spiele waren. Liebe, Treue und Freundschaft wurden besonders besungen, wie hier:

„Ein Schäfermädchen saß im Grünen . . .
Mägdelein am Spinnrad wacht . . .
Es wollte ein Jüngling reisen geh'n . . .
Ich habe den Frühling geseh'n . . .“

Fast die ganze Bekleidung der Sennerandbevölkerung war damals eigene Hausmacherarbeit, vom Leinen-Strumpf bis zur Zipfelmütze, die bei winterlicher Kälte von November bis April außerdem auch nachts im Bette merkliche Dienste tat. Der weißleinene Anzug des Zieglers wechselte am Sonntag mit einem blaugefärbten aus gleichem Stoffe, bei den Frauen mit einem blaubedruckten leinenen Kleide.

Die Jahrhundertwende änderte das Bild. Maschinen kamen, die rascher und billiger arbeiteten. Sie lösten auch das Leinwandspinnen und Weben in den Senne- und Sennerandgemeinden ab.

Upn Reunertsberge

Von Wilhelm Linnemann

De Wannerweg van Iufeln no'n Bonstapel, tuiht sick düht inne Längde. Man mott oll geot upn Taihnen suin, wenn man den Weg an eunen Dage hen un trüjje wannern well.

Eck bin vandage met muinen Rae unnerwegs no'n Reunertsberge. De donne anner preußken Schnot un nich wuit van'n Bonstapel teo finnen es.

Van Iufeln her, häbbe eck den Weg öber Woißen nohmen. Rechter Hand, van'n Vuiernberge, gruißt mui de Bismarcktewern.

Den Beobach hendal fohr eck, an Kixmühlen vörbui. An beuden Suiten vanner Strote, ligget de grauten Biuernhöwe. De Pielerhoff, Pecherhoff, Riesenhoff un we seu olle heuden müget.

Groine Wiesen un wackert Ackerland sind teo seuhn. Bleoß dat Hakemieh un dat Hottjümme, hort man kium nau up den Feilern.

Wat was dat jümmer för'n scheunet Bild, — wenn de Peer den Pleog tügen, eoder vör'n Erntewagen gingen. De Peer hät iutdeunt! Vandage hort man dat Gebubber van den Treckers, up Feilern un Höwen.

De Natiuer öbber es sick gluik blieben. Et groint un bleomt, — et verwelkt un vergeuht, ümme in'n neichsten Johr wedder nügget Lieben erstohn teo loden.

Iuse Herrgott lött sick „dat Beok“ nich iut de Hand niehmen. De Natiuer es suin

Billerbeok. Glücklich de Minsken, de et verstoht doinne teo lesen.

An'n Enne van Pillenbreok, liggt linker Hand Hildebrandshoff. Achtern Howe fohr eck links af, eunen Feildweg no. Eck bin int schweit'n kumen. Un os et wedder bergup geuht, stuige eck van'n Rae un goh eun Stücke upn Wege langes. Eune Leuwerken hoer eck trällern. Boben an'n blauen Heben, es seu nau os seon lütken Punkt teo seuhn.

Wuil de Feildweg, we de meisten vandage, asphaltiert un lichte teo befohrn es, sitte eck baule wedder up muinen Rae un bin in korter Tuit upn Reunertsberge.

Eck fohr up eune Keohbiuernstie teo, de seon betken afsuits vanner Strote liggt. Dreu Stännerhiuser sind teo seuhn. Dat rechte Hius, de Luiwtucht un seon lütket Backs.

Muine Mamme, hät öhr Kinnerdage hür upn Reunertsberge verliebet. Os Junge bin eck faken hür boben wesen un häbbe Hoppa un Homma besocht. Hoppa frobbe sick jümmer düht, wenn eck öhne eunen düden Prümken metbrocht hadde. Denn schmeit heu seobutz eun Sofaküssen inne Stoben upn Feotboden. Wuil heu wußte dat eck eunen Koppstand maken konn, leut heu nich euer Riuh, bet eck met muinen Kopp up den Sofaküssen stonn un de Beune risk inne Luft heul. Denn gnuigel Hoppa un speich seon Klacken van den Prümken in'n Kollkasten.

Homma un Hoppa, sind oll lange daude. Tante un Onkel, hault niu de Stie inne Fissen. Wuil Onkel öbber auk nich mahr de Jüngste es un van suiner Rente liebet, hät heu sick lütk set't un de Länneriggen verpacht. Koigge, hät heu auk keune mahr. De beuden mößten sick in den vellen Johren, geneog up de Stie quelen un hät öhr Riuh niu verdeunt.

Eun lütke Rüe bliekt mui an, os eck upn Hoff kume. Bist diu mol stille Flocky, — hoer eck Tante reopen. Do kuscht Flocky un tuiht den Strick achter sick her inne Hütt'n.

Tante steuht unner eunen Kespernbaume. Seu probeuert de Kespern op seu oll ruip sind. Os eck fründlik gruiße un froge: No, sind de Kespern oll ruip? Do kickt seu mui scharp an un mott orst öberleggen wen seu do vör sick hät. Öbber denn gnuigelt seu un seggt: Niu hedde eck dui doch baule nich wedderkinnt.

Jo, Tante, — wui hät us lange nich seuhn. Os eck dat leste mol hür wesen bin, do was nau Kruig. De Kruig es lange vörbui un de Johre sind dohengohn. Do niköppt seu un seggt: Niu kumm orst mol in Hius. Wui wit us euerst mol ne'n Köppken Kaffe koken. Seo was dat hür upn Reunertsberge oll jümmer. Wenn Besuch kamm, worchte orst mol Kaffe koket un eunik updisket.

Os seu dat Wader in den Kaffekettel laupen lött, seggt seu: Wui hät niu auk Waderleitung in'n Hiuse! Bet vör'n paar Johre, mößten wui dat Wader jo nau met'n Joch iut de Well'n, an'n Berge denne halen.

Dat Wader in den Kettel fänget an teo koken un dobui fällt öhr in, dat seu den Kaffe jo metter Hand möllern mott. De elektrischen Kaffemühlen es kaputt. Met eunen Schriubenteuher es de Feihler schwanke wedder behoben un Tante kann öhrn Bauhnenkaffe wedder elektrisch möllern.

Up muine Froge, wo denn Onkel wöre, seggt seu: De helpt den Nober buin Heu inforhn. Eck goh mol butz vör de Niendür un wenke met'n Taskendeoke, denn weut heu Bescheud dat wui Besuch hät.

Os Tante wedder inne Stoben kümmt, diuert et auk nich mahr lange un eck hoer öhne uppe Dell kumen. Heu makt de Stobendür open un wui beude froigget us, dat wui us mol wedderseuht.

Niu werd Kaffe, Plodenkeoken, Boddern, Braut un Schlachtewerke upn Disk set't un beude seugget teo mui: No, niu schenier dui nich un packe man düht teo.

Os wui iuse Köppken Kaffe drunken, — eunen düjet'n Happen doteo gett'n hät un bui us Keerls de Zigarn dompt, giwt et vell teo vertell'n, seo datt de Tuit schwanke dohenlöppt.

Onkel geuht met mui dürt Hius un wist mui met Stolt de nüggen Waderleitung. Met ollen Vinessen, es de Hiusversorgung anlegt worn. Wenn Hoppa dat nau afliebet hedde, denn wör wal wedder eun Sofaküssen inne Stoben flogen un eck hedde wedder eunen Koppstand maken moßt.

Et was demols nich lichte, för Minsken un Vöh, dat Wader met den Joch iut de Well'n teo halen. We faken es Euner met den Holsken iutglappet, wenn in'n Winder Glattuis up den Wege no de Well'n was. Denn doske man met de Ämmers uppe Eern un moßte den Weg nau eunmol maken. De beuden hät dat olles metmaket un eck kann dat geot verstohn, wenn seu sick seo öber de nüggen Waderleitung froigget.

Os wui vör de Niendür stoht, steuht de Sunne oll suige an'n Heben un eck mott mui upn Patt maken, wenn eck nau vör'n duister wern no muiner Heume kumen well.

Jint in'n Hässelbuske, donne anner Luiwtucht, sitt eun Gällgäuschen un singet suin Obendloid.

Onkel well mui bet anne preusken Schnot, wo mui de Weg links afföhrt, nau'n betken Sellskopp giewen. Tante wenkt mui iut de Niendür nau eunmol teo un geuht denn wedder int Hius.

Wat es dat hür för'n wackern Plecken Eern! De reinsten Sommerfrische hät jui beuden hür upn Reunertsberge.

Heu gnuigelt un seggt: Jo, de Winder hät hür boben wal suine Nücken, — öbber de scheunen Sommerdage lot't us den Winder baule wedder vergett'n.

Wui stoht anner preusken Schnot un giewet us teon Afscheud de Hänne. Os eck wedder up muinen Rae sitte un mui nau eunmol ümmekuike, moine eck dat suine Augen blänkert.

Et mott wal de Froide suihn, dat wui us mol wedderseuhn hät. Eoder de friske Wuind, de niu an'n Obend öber de Höchte striepet, hät öhne de Trainen inne Augen drieben.

Niu es et mui doch nau late worn un et wörcht oll duister os eck up Hollensteun ankume. An'n Kreoge stelle eck muin Rad anne Murn un drinke mui in'n Kreoge nau'n Lütken.

Os eck wedder iut den Kreoge kume, es et intwisken duister worn. De Bismarcktewern upn Fuiernberge, es oll nich mahr teo seuhn.

Öbber et moigget mui nich, dat eck mui let't häbbe. Unner in'n Grunne, goht niu öberall de Lechter an. Wuit int Rund seuh eck diusende van Lechtern brennen. De Strotenlampen, de bunten Reklamelampen un dat Lecht dat iut den Hiusern fällt, kümmt mui vör, os eune graute, graute Parkbeleuchtung.

Lange stoh eck hür un niehme dat scheune Bild in mui up. Denn schalte eck dat Lecht an muinen Rae in un fohr den Berg hendal, muiner Heume teo.

Die bemerkenswerten Bäume und Sträucher

im Park des Rittergutes Iggenhausen

Von Harry Harms

Der Park des Rittergutes Iggenhausen in Pottenhausen bei Lage wurde etwa 1850 angelegt. Besitzerin ist Wiltrud Freifrau von Eckardstein. Von den zuerst angepflanzten Bäumen sind noch einige vorhanden, so rechts vom Haupteingang der alte echte Tulpenbaum, die Robinie, die Nordmannstanne, links vom Eingang die drei Blutbuchen, im gegenüber dem Schloß liegenden Baumgarten hinter dem Mühlen-Kanal die Douglasie und der riesengroße Perückenstrauch.

Links vom Eingang gedeiht ein etwa 25 Jahre alter Christusdorn (Gleditsia tria-



Blick aus einem Fenster des Schlosses Iggenhausen auf den Baumgarten hinter dem Mühlen-Kanal. Ganz links eine Trauer-Esche, dahinter großer Nadelbaum, die amerik. Douglasie, rechts hinten eine Mittelmeer-Platane und ganz rechts, der schmale hohe Baum, eine amerik. Sumpfzypresse.

canthos). Er wurde für den 1850 gepflanzten, aber etwa 1948 eingegangenen Christusdorn als Ersatz gepflanzt. Diese Baumart ist auch als „Amerikanische Gleditsie" bekannt. Den botanischen Namen „Gleditsia" erhielt diese amerikanische Baumart zu Ehren des 1714 in Leipzig geborenen Arztes und Botanikers Joh. Theod. Gleditsch, der später in Berlin lebte. Die deutsche Bezeichnung beruht auf einem Anachronismus. Fromme Mönche behaupteten, aus den Zweigen dieses Baumes sei die Dornenkrone Christi geflochten worden. Das ist unmöglich, da wir den Baum erst rund 270 Jahre kennen. Trotzdem wird diese amerikanische Baumart nach einem Bericht des Botanikers von Schwerin im kleinen mauerumwehrten Gärtchen zu Gethsemane (Palästina) als echter Christusdorn gehegt. An den Zweigen des Christusdorns hier in Iggenhausen kann der Naturfreund die bis zehn Zentimeter langen Dornen betrachten.

Am Rundweg durch den Park an der Nordseite wächst die Friedrichsruher Eiche (Quercus robur), ein Geschenk des Fürsten Bismarck 1895.

Weitere bemerkenswerte Gehölze im Park sind die fadenförmige Scheinzypresse aus Japan (Chamaecyparis pisifera filifera), eine Gruppe amerikanischer Riesenlebensbäume (Thuja plicata aureovariegata), ein Ginkgo-Baum (Ginkgo biloba) aus China, eine Feld-Ulme mit aufrechtem Wuchs (Ulmus carpinifolia cornuniensis), ein silberbunter amerikanischer Eschen-Ahorn (Acer neguno variegata), eine kleinere Edel-Kastanie (Castanea sativa), und zwei Trauer-Weiden am kleinen Teich.

Mit Blick vom Schloß wächst direkt am

Mühlen-Kanal im Baumgarten eine amerikanische Sumpfzypresse (Taxodium distichum). Man nennt diese Baumart auch „Kahle Zypresse", weil sie im Herbst die Nadeln abwirft. In den Urwäldern der gemäßigten Zone des Erdballs gibt es keine Holzart, die absonderlicher, vorsintflutlicher aussieht als die „Kahle Zypresse" der Amerikaner. Der Baum ist kahl, das heißt, winterkahl; er wirft seine hellgrünen Nadeln zusammen mit den Maitrieben, an denen sie spärlich eingesetzt, in zwei Reihen abgeplättet hängen, im Herbst ab. Aber in diesem Blattabwerfen eines Nadelbaumes, das ja auch allen Lärchen eigentümlich ist, liegt nicht das Absonderliche der kahlen Zypresse, sondern an oder in ihrem Standort. Sie ist eine Wasserpflanze, die mit himmelragenden, bis zu drei Meter dicken Stämmen in Sümpfen bis zu fünf Meter Tiefe steht. Trotzdem wird dieser Baum nicht, wie man glauben möchte, in seiner Heimat, die sich von der Küste des Atlantischen Ozeans entlang in einem Band von rund 150 Kilometer Breite von Philadelphia bis an die mexikanische Grenze hinzieht, von den Tornados umgeworfen. Diese Standfestigkeit erklärt sich einmal durch den breitrhombischen Wurzelanlauf und zum andern dadurch, daß die Wurzeln nach unten hin ein Pfahlgerüst bilden, auf dem die Bäume so sicher wie Wolkenkratzer auf ihren Verpfählungen stehen.

Der Malerin Else Winter zum Gedächtnis

† 17. 12. 1974

Von Emil Schulz-Sorau

Noch immer sehe ich sie an meiner Seite, wie sie malte, ganz still, ganz konzentriert. Seit 1955 war sie meine Schülerin. Ein bereits gutes zeichnerisches Können brachte sie mit, aber bald entwickelte sie eine zunehmend kraftvolle Formensprache und Farbigkeit. Ihre Lieblingsthemen waren die Landschaft, das Stilleben, Blumen und freie Komposition. Die heimische lippische Landschaft und ihre Heimatstadt Lemgo standen im Mittelpunkt ihres Schaffens. Daneben stehen Bilder aus der Lüneburger Heide, die sie besonders liebte, und Studien von ihren Reisen nach Norwegen und in die Schweiz. Immer wieder auch fühlte sie sich angezogen von dem Geheimnis edler Steine und der Transparenz der Gläser. Viele Themen erscheinen, oft immer abstrakter werdend, in zahlreichen Variationen. Zunehmend aber macht sich ein Hang zum Magischen und Mystischen bemerkbar, und manche ihrer



Die Malerin Else Winter.
Ölporträt von Emil Schulz-Sorau (1967)



Else Winter: „Lemgo. St. Nikolai"

Arbeiten zielen ins Kosmische und in die Rätsel des Universums. Die vornehmste Technik der Malerin ist das Aquarell. Im graphischen Bereich gibt es zwar viele und sorgfältige Studien, aber wenige von geschlossener Thematik.

Else Winter wurde am 2. 1. 1920 in Lemgo geboren. Ihr Vater, aus einem alten lippischen Bauerngeschlecht am Winterberg stammend, lehrte am Engelbert-Kämpfer-Gymnasium Biologie und Mathematik. Ihre Mutter entstammte der Lemgoer Familie Scheidt.

Bereits in ihren vielen Kinderzeichnungen zeigte Else Winter eine bewundernswerte Fantasie und Innigkeit, die ihr immer geblieben ist. 1938 Abitur an der Marianne-Weber-Schule. Danach Studium und Staatsexamen an der Pädagogischen Hochschule in Hamburg. Anschließend Lehrerin in Billerbeck und Lemgo. Eine schwere Krankheit warf schon damals ihre Schatten voraus. In ihrem Lehrberuf war sie von höchstem Verantwortungsbewußtsein und liebte ihre Schüler wie diese auch sie. Sie blieb unverheiratet. Menschlich war sie ein heiterer und liebenswürdiger Charakter und führte voller Bescheidenheit ein anspruchsloses Leben. Ihr Abschied von der Schule 1973, zu dem sie durch ein neues Aufflackern ihrer Krankheit bis hart in die Nähe des Todes gezwungen wurde, ist ihr unendlich schwer gefallen, — aber nun war sie frei für ihre künstlerische Arbeit, frei von dem Zwiespalt zwischen Beruf und Berufung.

Besessen von einer förmlichen Leidenschaft malte sie mit großem Fleiß und zunehmend größerer Sicherheit Bild um Bild. Hunderte von Aquarellen füllten allmählich die Schübe ihres Arbeitsschrankes, dessen Inhalt immer kostbarer wurde. Niemand vermag sich eine Vorstellung von der Intensität ihrer Arbeit zu machen — ich selber konnte sie darin nur rückhaltlos bewundern. Sie stellte die höchsten Ansprüche an sich selber, und über jede neu entstandene Arbeit veranlaßte sie Diskussionen, ihre und das Wesen der Malerei überhaupt betreffend. Fast jedes Gespräch zwischen ihr und mir drehte sich um diese Kunst mit dem Ziel, sich immer weiter zu vervollkommnen. Malen machte sie glücklich. — Wir haben oft zusammen vor der Natur gemalt, und jeder setzte seinen Ehrgeiz darein, keinen Blick auf das Blatt des anderen zu tun, ehe die Arbeit nicht abgeschlossen war. Trotzdem ähnelten sich vielfach unser beider Ergebnisse.

Wer wollte ihr einen Vorwurf daraus machen?! Schließlich war sie lange Jahre hindurch meine Schülerin, und eine zweifellos bestehende Wesensverwandtschaft kann nicht geleugnet werden.

Stets kritisch in ihrer Arbeit, war sie oft voller Hemmungen und Angst, damit

vor die Öffentlichkeit zu treten. Wie oft mußte ich ihr Selbstvertrauen stärken?!

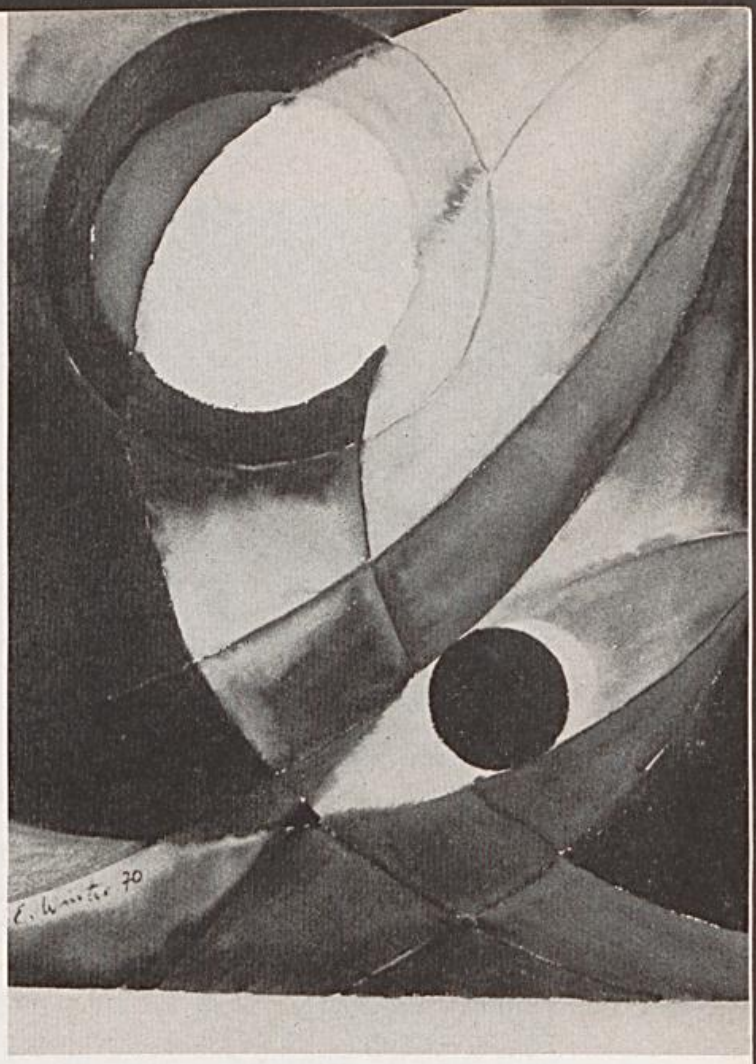
Blumen liebte sie über alle Maßen und malte sie in immer neuen Verwandlungen bis hin zur Abstraktion. Zuletzt triumphierte nur noch die Farbe. Das Hauptthema ihrer letzten Bilder waren Sonnenblumen, deren dunkler Hintergrund mit schwarzer Sonne bereits wie eine Todesahnung wirken.

Wie malte Else Winter? Außerordentlich spontan, zum mindesten vor der Natur, die sie, bevor sie begann, auf Form und Farbe hin sorgfältig studierte. Danach setzte sie die Farben mit einer traumwandlerischen Sicherheit. Ein besonderes Charakteristikum in fast allen ihren Arbeiten ist die kraftvolle Kontur, die das Wesentliche der Dinge überzeugend heraushob.

Ihre große Liebe und Verehrung galt dem norwegischen Maler Edward Munch, und was die klare Form anbetrifft, dem Franzosen Matisse.

Ich bin überzeugt, daß Else Winter zur Malerin prädestiniert war und in einem ständig kontinuierlich ablaufenden Reifeprozeß noch viele Werke aus ihrer Hand hervorgegangen wären — hätte nicht ein so früher Tod ihrem Leben ein vorzeitiges Ende gesetzt.

Trotzdem hat diese Malerin ein großes, umfangreiches Werk hinterlassen, und die Stadt Lemgo und das Land Lippe können stolz auf eine solche Tochter ihrer Stadt und ihres Landes sein. Der Ruhm ihrer Kunst wird nicht ausbleiben — dessen bin ich ganz sicher. Wenn es bisher noch an Anerkennung in der breiteren Öffentlichkeit fehlte, so aus einem Grunde, daß ihr jede Fähigkeit abging, sich selbst in den Vordergrund zu spielen. Immerhin wurde sie 1968 in die streng jurierte Dokumentation der bildenden Künstler Ostwestfalen/Lippe aufgenommen und hat sich auf Einladungen von Künstlerverbänden an Ausstellungen in Detmold, Bad Salzuflen und Herford beteiligt. In Lemgo wurde vor ein paar Jahren von der „Galerie des Lipperlandes“ (Dr. Hoppe) und 1974 im Kurbad Bevensen eine Kollektivausstellung ihrer Arbeiten veranstaltet. In vielen befreundeten Familien hängen Bilder von ihr, die teils geschenkt, teils durch Ankauf erworben wurden, und eine zunehmend stärkere Anerkennung begann sich anzubahnen. Ihr reicher Nachlaß liegt nunmehr in den Händen ihrer Schwester und ihres Schwagers Dr. Dr. med. Weise in Hannover.



Else Winter: „Kosmisch“

Ein besonderer Dank gilt der Kurverwaltung des Staatsbades Salzuflen, die vom 8. Mai bis zum 1. Juni 1975 einen Teil der Arbeiten von Else Winter in den schönen Räumen neben der Konzerthalle zeigte.

Hohe Auszeichnung für unser Vorstandsmitglied Oscar Meier



Der Vorsitzende des Stiftungsrates, Alfred Toepfer, Hamburg, gratuliert Oscar Meier

Die Verleihungsurkunde hat folgenden Wortlaut:

Die für Verdienste um den Natur- u. Landschaftsschutz u. in der Naturparkarbeit gestiftete
ALEXANDER-VON-HUMBOLDT-MEDAILLE IN SILBER
wird Herrn Kreisoberamtsrat OSCAR MEIER, Detmold, verliehen.

Kreisoberamtsrat MEIER trägt seit der Gründung des Naturparks Eggegebirge und südlicher Teutoburger Wald im Jahre 1965 als Geschäftsführer des Zweckverbandes im wesentlichen die Last der umfangreichen und oft schwierigen Arbeit. Sein vorbildlicher Einsatz gilt ebenso der Pflege der Landschaft wie dem Ausbau der Erholungseinrichtungen. Um die sachgerechte Verwendung der zur Verfügung gestellten Mittel und um die harmonische Zusammenarbeit aller Beteiligten Behörden hat er sich in besonderem Maße verdient gemacht.

Passau, am 10. Mai 1975

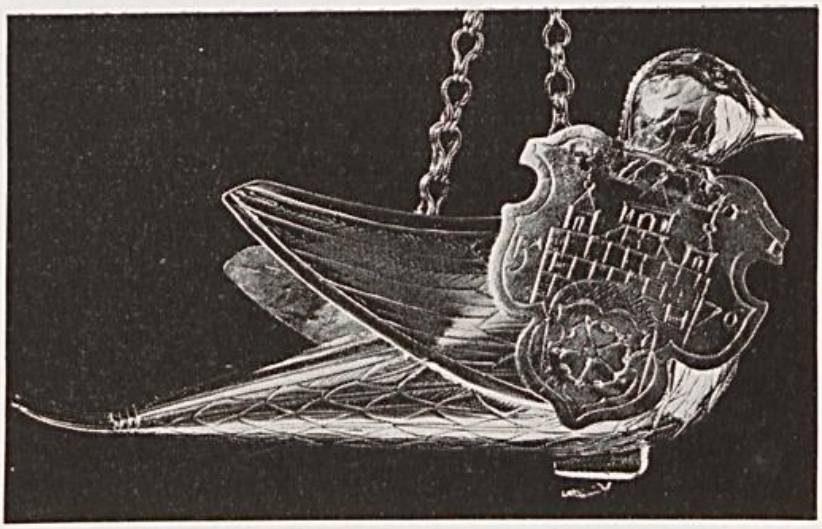
ALFRED TOEPFER
Der Vorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung F. V. S. zu Hamburg

400 Jahre „Altes Blomberger Schützenbataillon"

Von Walter Eggert

Die Blomberger Schützen feiern mit dem Schützenfest 1975 gleichzeitig das 400jährige Bestehen. Das historische Beweisstück für dieses bedeutsame Jubiläum ist der silberne Schützenvogel mit dem Stadtwappen und der Jahreszahl 1576, der nunmehr in ununterbrochener Folge seit 400 Jahren das schönste Symbol und die höchste Auszeichnung für den Schützenkönig, den Repräsentanten des auch heute noch von der Bevölkerung der ganzen Stadt gefeierten Schützenfestes ist.

Alle zwei Jahre vereinigt dieses Fest die Blomberger zu einer Gemeinschaftsbekundung, die angesichts der Zerrissenheit in der heutigen Lebenswelt eine ermutigende Bestätigung dafür ist, daß gemeinsame Lebensfreude die Menschen stärker verbindet und die Mißlichkeiten und Meinungsverschiedenheiten des Alltags



Der Blomberger silberne Schützenvogel von 1576 an der Schützenkette ist 10 cm lang, 6,7 cm hoch und trägt an einem Ring um den Hals einen Schild (3,9 × 3,6 cm), auf dem auf beiden Seiten die Jahreszahl 1576 je zur Hälfte links und rechts vom Stadtwappen eingeritzt ist. In halber Höhe der Schützenkette ist ein zweiter ovaler Schild mit dem Blomberger Stadtwappen und der Jahreszahl 1807 befestigt. Über beiden steht: „Stadt Blomberg".

besser überbrücken hilft, als alle ideologische Weltverbesserei.

Von der Gefahrenabwehr zur festlichen Gemeinschaftspflege, das ist der Wandel, der sich in den Aufgaben der Schützen von 1576 bis heute vollzog.

Bequeme Untergebene waren die Schützen auch in der Zeit des Absolutismus nicht; denn bei aller Bereitwilligkeit, die notwendige Unterordnung unter den Befehl der Vorgesetzten auf sich zu nehmen, um gemeinschaftlich ihre Freiheit und ihr Hab und Gut zu verteidigen, pochten sie umso hartnäckiger auf die Wahrung ihrer verbliebenen Rechte, wenn sie diese bedroht sahen. So „mahnten" die Blomberger Schützen im Jahre 1594 ihren Landesherrn, er möge ihnen — in einem Prozeß gegen ihren Schießmeister — „helfen, die von ihm selbst gegebenen Reglements in Ehren zu halten"!

Als im Jahre 1620 das Vogelschießen durch eine lippische Polizeiverordnung verboten wurde, änderten sich nur die Einladenden und die Bezeichnungen; sonst aber waren die nunmehr „Freyschießen" genannten Veranstaltungen mit allen Begleitfreuden ausgestattet, wie vorher die Vogelschießen. Das lag selbstverständlich auch daran, daß die „hohen Herren" selbst Vergnügen an diesen „Schießspielen" gefunden hatten. Die Blomberger wurden jedenfalls im Jahre 1716 von ihrem Landesherrn, dem Grafen und Edlen Herrn zur Lippe, zu einem Freyschießen eingeladen, das er während eines Kuraufenthalts in Bad Pyrmont veranstaltete und auf dem dann der russische Zar „den besten Schuß gehabt", also lippischer Schützenkönig wurde.

Das Blomberger Schützenfest ist in den Grundzügen seines äußeren Verlaufes trotz des Aufgabenwandels für das Schützenbataillon und trotz der sich ständig ändernden realen und ideologischen Zeitverhältnisse stets unverändert geblieben; das beweisen eindeutig die seit 1711 erhaltenen Jahresrechnungen der Schützen und die Vereinbarungen mit den Schützenfestmusikanten im Jahre 1853. Selbst der Zapfenstreich wurde bis 1872 von den „Tambouren" getrommelt und gepfiffen und seitdem von der ganzen Schützenfestkapelle geblasen.

Einige schöne und im Namen vielversprechende Ehrenämter, insbesondere das der Jungfernknechte, aber auch die Gläseker und die Bierwarder sind im Laufe der Zeit untergegangen.

Aber der Schützenkönig hat überlebt!

Im Jahre 1779 klagte ein Schütze, der den besten Schuß abgegeben hatte, vor dem Magistrat gegen die Offiziere, die ihm trotzdem die Königswürde nicht hat-

ten zuerkennen wollen, mit Erfolg und bekam nachträglich bei einer kräftigen Versöhnungsfeier im Hause des Capitains den Vogel ausgehändigt.

Diese und viele andere interessante und lustige Episoden aus der Geschichte der Blomberger Schützen, aber auch zeitkritische Betrachtungen hat der Stadtarchivar auf Wunsch des Schützenvorstandes aus den Akten des Schützenbataillons und des Stadtarchivs zusammengetragen. Das Buch:

Die Blomberger Schützen.

Eine Bestandsaufnahme zum 400jährigen Jubiläum des Alten Blomberger Schützenbataillons von 1576. — Von Walter Eggert (Blomberg 1975) ist bereits im Druck und wird rechtzeitig zum Jubiläumsschützenfest vom 3. bis 6. Juli 1975 erscheinen.

Buchbesprechung

Johannes Mundhenk, Externsteine (Lippische Sehenswürdigkeiten Heft 2, hg. von F. Bartelt, Institut für Lippische Landeskunde). Lemgo: F. L. Wagener 1974, 32 S., 21 Abb.

„Kein archäologisches Objekt in Mitteleuropa ist heißer umstritten als die Externsteine", so leitet der Vf. sein Kapitel „Zur Geschichte der Deutung der Externsteiner Anlagen" ein. Diesem Satz ist ohne Einschränkung zuzustimmen. Das bedruckte Papier zum Thema Externsteine füllt Bücherschränke, und der Streit um dieses Natur- und Kulturdenkmal lebt gerade davon, daß die historischen Quellen verhältnismäßig spärlich fließen.

Umso mehr ist zu begrüßen, daß sich der Vf. zunächst in seinem ersten Kapitel der nüchternen Beschreibung der menschlichen Arbeiten an den Externsteinen zuwendet, bevor er sich mit der Frage der Deutung beschäftigt. Der Vf. macht den Leser im Anschluß an eine kurze und allgemeinverständliche geologische Vorbemerkung von Ernst Th. Seraphim auf alle interessanten Bearbeitungsspuren an den Externsteinen aufmerksam von der profanen lateinischen Inschrift des Jahres 1600 am Felsen III bis zur bedeutenden mittelalterlichen Großplastik des Felsens I (Doppelrelief mit Kreuzabnahme und Drachenumstrickung). Es geschieht mit Sorgfalt und Sachlichkeit.

Das zweite Kapitel befaßt sich mit der Geschichte der Deutung der Externsteiner Anlagen. Schon die Kapitelüberschrift zeigt, daß der Vf. hier der Beschreibung des unmittelbar Sichtbaren im 1. Kapitel eine vorurteilsfreie historische Darstellung über die Deutungsversuche folgen lassen will. Er betrachtet die Auseinandersetzungen darüber, ob die Felsbearbeitungen wenigstens teilweise aus vorchristlicher Zeit stammen oder ausnahmslos der christlichen Zeit zuzuordnen sind, gleichsam von der Zuschauertribüne und zieht dann das Resümee, daß der Streit immerhin den Vorteil hatte, daß man sich immer wieder mit den Externsteinen kritisch befaßte. Trotz der intensiven Bemühungen muß aber leider festgestellt werden, daß der Umfang des historisch Gesicherten noch immer gering ist und daß Vieles aus der Geschichte der Externsteine weiterhin rätselhaft bleibt. Daran haben auch die umfangreichen Grabungen der Jahre 1934/1935 nichts ändern können.

Im dritten und letzten Kapitel gibt der Vf. einen Abriß der Geschichte der Externsteine, wie er ihn nach den historischen Quellen für gesichert hält. Er kommt hier nicht auf die seit Alois Fuchs (1934) in der Wissenschaft vorherrschende Deutung der Externsteine als Nachbildung der Felsenheiligtümer zurück, die er im 2. Kapitel behandelt, sondern hält sich eng an die urkundliche Überlieferung, der er entnimmt, daß die Externsteine im Hochmittelalter eine bedeutende westfälische Einsiedlerstätte gewesen sind. Er verfolgt die Geschichte der Externsteine aufgrund der überlieferten historischen Quellen vom Mittelalter bis in die jüngste Zeit und verweist alle nicht eindeutig belegbaren Schlüsse in den Bereich der Vermutungen. Auf diese Weise wird der Leser über alles Wissenswerte informiert und mit der Geschichte der Externsteine und der Deutungsversuche vertraut gemacht, und zwar unter Verzicht auf alle Polemik. Für eine Neuauflage der recht nützlichen Informationsschrift bleibt nur der Wunsch, auch darauf hinzuweisen, daß das Gebiet um die Externsteine als Naturschutzgebiet unter besonderen Schutz gestellt ist und daß die menschlichen Bearbeitungen und Kunstwerke an den Externsteinen unter Denkmalschutz stehen. Wegen der zahlreichen Besucher kann auf diese Tatsache nicht häufig genug aufmerksam gemacht werden.

H. Stöwer



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 2 63 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 5000. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

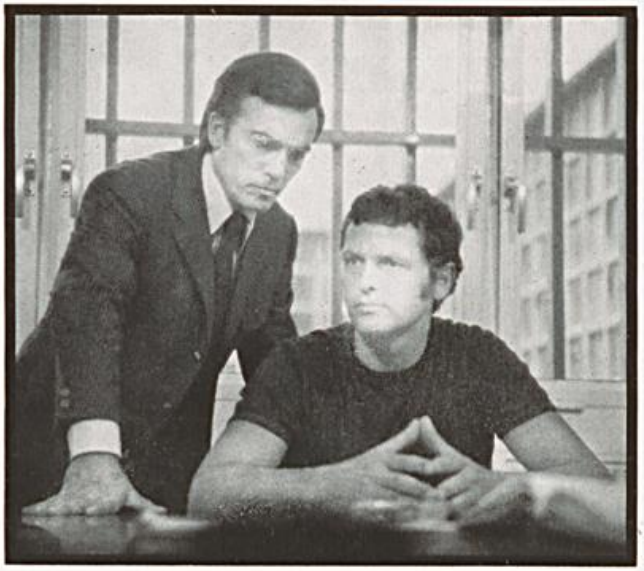
WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH

GESTERN GELESEN

aus den Akten eines Strafverteidigers







„Wirtschaftskriminalität" ist das Thema von 13 neuen Folgen dieser INTERMEZZO-Serie. 1975 wurde nicht nur als Jahr der Frau und des Denkmalschutzes deklariert, es ist auch ein Jahr besonderer Aktivitäten gegen das Anwachsen der Wirtschaftskriminalität. Denn vielfach werden Wirtschaftskriminelle auch heute noch von den Bürgern als nicht gefährliche Straftäter betrachtet, sondern als eine Art Edelgauner, die im Grunde niemandem ernstlich wehtun und oft wegen ihres Einfallsreichtums und ihrer Geschicklichkeit eher bewundert als verdammt werden. Nach vorsichtigen Schätzungen entstehen der Bundesrepublik durch Wirtschaftskriminalität jährlich Schäden im Wert zwischen 25 und 40 Milliarden Mark. Zu den Wirtschaftsdelikten, die in den Filmen behandelt werden, zählen Kreditschwindel, Industriespionage, Zolldelikte, Steuerhinterziehung, Computerverbrechen, Umweltverschmutzung u. a.

Unter der Regie von Dieter Lemmel, Hartmut Griesmayr und Klaus-Dieter Fröhlich spielen: Erik Schuman als Rechtsanwalt Dr. Fuhrmann, Susanne Beck, Claudia Butenuth, Monika Gabriel, Camilla Horn, Christiane Krüger, Gerlinde Locker, Hans-Helmut Dickow, Karl-Walter Diess, Hans Korte, Günter Mack, Alf Marholm, Jörg Pleva, Fritz Rasp, Günter Strack u. v. a.

Autoren: Claus Hubalek, Charles Lucas, Willy Purucker und Jochen Reimer.

WWF-Redaktion: Dr. Lisa Scheu

Sendung: Freitag, 18. Juli 75, 19.20 Uhr
„So'n helles Zeug wie Salz"



Heimatland Lippe

Landesbibliothek Detmold

1 D 7185 F

100 Jahre Hermannsdenkmal

Ein Rückblick



68. JAHRGANG — NR. 5 VERLAGSORT DETMOLD SEPTEMBER/OKTOBER 1975

289

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

Dr. A. Ebert: 100 Jahre danach 181

H. Holländer: Zur Begrüßung: Nur Erhellung des geistigen Hintergrundes führt zu gerechter Beurteilung des Denkmals . . 182

Dr. H. Fröhlich: Eine Mahnung an Zeit und Wandel 186

Prof. Th. Nipperdey: Hermannsdenkmal und nationale Tradition . 188

Dr. K.-A. Hellfaier: Einführung in die Ausstellung „Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals, in seiner Zeit" anläßlich der Eröffnung in der Lippischen Landesbibliothek . . 201

Dr. Fr. Hohenschwert: Germanen am Rande der antiken Welt . 206

Unser Umschlagbild zeigt das Hermannsdenkmal. Foto: W. Steiner, Detmold

Heimatland Lippe
DETMOLD
SEPT./OKT. 1975
NUMMER 5
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

100 Jahre danach

Von Dr. Arnold Ebert

Am 16. August 1875 waren auf der Grotenburg mehr als 20 000 Menschen zusammengekommen, um in Gegenwart des Kaisers der Einweihung des Lebenswerks Ernst von Bandels beizuwohnen, an dem dieser über 30 Jahre unter Einsatz seiner Kräfte und seines Vermögens gearbeitet hatte. Das Kuratorium der Hermannsdenkmal-Stiftung hat sich in den letzten zwei Jahren in vielen Sitzungen mit der Gestaltung der 100-Jahr-Feier befaßt. Es ist dabei übereinstimmend zu der Auffassung gelangt, daß die Darstellung des geschichtlichen Hintergrundes der Entstehung des Denkmals im Mittelpunkt der Feierlichkeiten stehen sollte. Auf Grund dieser Überlegungen ist es nicht zu einer Kundgebung unter freiem Himmel, sondern zu einem Festakt in der Denkmalsgaststätte mit 240 geladenen Repräsentanten der Bürgerschaft gekommen, bei welchem der Historiker Prof. Nipperdey eine Festansprache gehalten hat. Einzelne Bürger und ein Teil der Presse haben dies bemängelt und von einer Geburtstagsfeier „ohne Beteiligung der Bevölkerung" gesprochen; sie glaubten einen Widerspruch darin zu sehen, daß Bandel sein Werk dem ganzen Volk gewidmet habe, während zu dem Festakt nur ein beschränkter Personenkreis aufgefordert war. Den Kritikern ist entgegengehalten worden, daß eine Denkmalseinweihung etwas anderes sei als ein Jubiläum und daß die Verhältnisse und Anschauungen sich in 100 Jahren gewandelt hätten. Die Veranstalter wollten auch vermeiden, daß die Feier von Radikalen gestört oder daß die Grotenburg zum Tummelplatz von Schwarmgeistern und Extremisten gemacht werden könnte. Die Berufung von Kritikern auf Bandel ist in der Tat nicht überzeugend, denn der Erbauer hatte vor der Einweihung im Jahre 1875 schon die vorgesehene Feier als kindische und abscheuliche „Eintagskomödie" abgelehnt und sich vor dem „Festtrödel und Gefeiertwerden" gefürchtet.

Der Würdigung des Denkmals, seines Erbauers sowie der Persönlichkeit des Cheruskerfürsten dienten auch Ausstellungen im Landesmuseum und in der Landesbibliothek, Vorträge und zahlreiche Publikationen sowie die Kranzniederlegung am Grabe Bandels in Hannover.

Der Lippische Heimatbund will mit diesem Heft allen Interessenten einen Eindruck vom Gehalt des Festaktes am 16. August 1975 vermitteln. Berichte über die weiteren Veranstaltungen sollen diese vom Kuratorium der Hermannsdenkmal-Stiftung freundlichst geförderte Schrift ergänzen.

Das Hermannsdenkmal möge unsere lippische Heimat auch künftig zieren und uns daran erinnern, daß Einigkeit eine Tugend und Zwietracht ein Laster ist.

Zur Begrüßung:

Nur Erhellung des geistigen Hintergrundes führt zu gerechter Beurteilung des Denkmals

Von Helmut Holländer

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen des Kuratoriums der Hermannsdenkmal-Stiftung begrüße ich Sie zur Jubiläums-Festveranstaltung anläßlich des 100jährigen Bestehens des Hermannsdenkmals sehr herzlich. Ich freue mich, daß Sie trotz der Ferienzeit unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind.

Mein besonderer Gruß gilt dem Vertreter der Bundesregierung, Herrn Staatssekretär Dr. Siegfried Fröhlich. Herr Staatssekretär, ich danke Ihnen, daß Sie unsere Einladung angenommen haben und sich bereiterklärt haben, in der Festveranstaltung ein Grußwort zu sprechen und am heutigen Nachmittag die Ausstellung „Germanen am Rande der antiken Welt" im Lippischen Landesmuseum zu eröffnen.

Ich begrüße die Bundestags- und Landtagsabgeordneten unseres westfälischen Raumes.

Ich heiße willkommen Herrn Regierungsvizepräsidenten Winter sowie den Direktor des Landschaftsverbandes, Herrn Hoffmann.

Eine besondere Freude ist es für mich, den Oberbürgermeister der Geburtsstadt des Erbauers des Hermannsdenkmals, Herrn Dr. Zumach aus Ansbach, begrüßen zu dürfen. Herr Oberbürgermeister, der Weg vom Süden nach Norden ist erfahrungsgemäß schwieriger als in umgekehrter Richtung. Das Hermannsdenkmal bildet insoweit offenbar eine Ausnahme. Wir freuen uns, daß Sie als Vertreter der Stadt, deren Ehrenbürger der Erbauer dieses Denkmals ist, zu uns gekommen sind.

Gestatten Sie mir, daß ich im übrigen die Landräte, Oberkreisdirektoren, Bürgermeister und Stadtdirektoren unseres ostwestfälischen Raumes, die Abgeordneten unserer Kommunalparlamente, die Vertreter der Behörden und Gerichte, sowie der Verbände, insbesondere aber auch die Mitglieder und ehemaligen Mitglieder unseres Kuratoriums ohne Nennung von Namen sehr herzlich willkommen heiße.

Meine Damen und Herren, wir haben zu dieser Veranstaltung die Enkel und Urenkel des Erbauers des Denkmals, Ernst von Bandel, eingeladen. Es ist für mich eine große Freude, daß die Einladung von so vielen Mitgliedern der Familie Bandel, obwohl sie teilweise sehr weit entfernt wohnen und auch nicht mehr die Jüngsten sind, angenommen worden ist. Ganz besonders begrüße ich die einzige noch lebende Enkelin, Frau Ilse von Blittersdorf, die es sich trotz ihres gesegneten Alters von 95 Jahren nicht hat nehmen lassen, die strapaziöse Reise in das Lipperland auf sich zu nehmen. Wir freuen uns auch, daß drei Urenkel aus der DDR zu uns gekommen sind.

Schließlich gilt mein ganz besonderer Willkommensgruß dem Festredner unserer Veranstaltung, Herrn Professor Dr. Thomas Nipperdey. Herr Professor, wir danken Ihnen, daß Sie sich bereiterklärt haben, zu uns über das Thema „Hermannsdenkmal und nationale Tradition" zu sprechen und für diesen Festvortrag sogar Ihren Urlaub unterbrochen haben. Sie haben sich als Wissenschaftler sowohl mit dem Hermannsmythos, mit der Erstellung der Nationaldenkmäler im 19. Jahrhundert, als auch mit der Entstehung des Nationalstaates in Deutschland befaßt; Probleme, die für die Erstellung und Be-

wertung des Denkmals von entscheidender Bedeutung sind.

Heute vor genau 100 Jahren, am 16. 8. 1875, wurde das Hermannsdenkmal in einem imposanten Festakt in Anwesenheit des Kaisers seiner Bestimmung übergeben. Nahezu 40 Jahre waren vergangen, seitdem Ernst von Bandel bei Wanderungen durch den Teutoburger Wald im Jahre 1836 den Entschluß gefaßt hatte, auf der Grotenburg eine Armin-Säule zu errichten. Zunächst ging es rasch voran. Schon im Jahre 1837 wurde in Detmold ein Verein für das Hermannsdenkmal gegründet. Fünf hohe Beamte mit Herrn Kanzleirat Petri an der Spitze hatten sich, nachdem sie des Wohlwollens des Herrscherhauses sicher waren, zur Gründung des Vereins entschlossen. Schnell entstanden in ganz Deutschland weitere Hermanns-Vereine. Die Bevölkerung wurde zu Spenden für das Hermannsdenkmal aufgerufen, welches, wie man sich ausdrückte, Eigentum des gesamten Volkes sein sollte. Die Spenden flossen reichlich und bereits im Jahre 1841 konnte mit einem patriotischen Akt die Schließung des Grundstücksgewölbes gefeiert werden. Anschließend gingen die Spenden rapide zurück. Obwohl Bandel sein gesamtes Privatvermögen opferte, ging es kaum voran. Hinzu kam, daß sich Bandel mit dem Detmolder Hermanns-Verein überwarf und sich nach Hannover zurückzog. Nahezu 30 Jahre stand die Denkmals-Ruine auf der Grotenburg, ohne daß etwas geschah. Erst nach der Reichsgründung 1870/71 ging es weiter. Der Reichstag und der Kaiser stellten große Summen zur Vollendung des Denkmals zur Verfügung. In den letzten Jahren vor der Fertigstellung wohnte Bandel in der heute nach ihm benannten Hütte und leitete selbst die Arbeiten. Am 16. August 1875 konnte dann endlich das Denkmal feierlich eingeweiht werden.

Hundert Jahre wechselvolle Geschichte sind seitdem vergangen. Der Denkmals-Verein hatte sich 1855 erstmalig eine



Verbandsvorsteher H. Holländer begrüßt die Gäste der Jubiläums-Festveranstaltung

Satzung gegeben. In dieser Satzung war erstmalig von der Bestätigung einer Stiftung sowie von der Übernahme des Kuratoriums der Stiftung durch die Regierung die Rede. Eine Änderung des Rechtsstatus des Vereins war damit jedoch nicht verbunden. Sechs Jahre nach der Einweihung des Denkmals löste sich der Verein auf. Die Regierung übernahm die Bearbeitung der Angelegenheiten des Hermannsdenkmals. 1894 bittet die Lippische Regierung das Reich, das Denkmal in seine Obhut zu nehmen. Dieses lehnt im Jahre 1895 trotz wiederholten Antrages ab.

1927 kommt es zu Differenzen zwischen dem Landespräsidium unter Leitung von Landespräsident Heinrich Drake und der Abteilung des Innern, die das Denkmal verwaltet. Es geht insbesondere um die Frage, ob von der Pacht, die für die Wirtschaftsgebäude erzielt wird, Abführungen vorzunehmen sind. Damit in Zusammen-



Mitglieder der Familie Bandel

hang steht die grundsätzliche Frage des Rechtsstatus. Die Abteilung des Innern vertritt nunmehr unter Berufung auf den Passus in der Satzung aus dem Jahre 1855 die Auffassung, daß es sich bei dem Hermannsdenkmal um ein Stiftungsvermögen handele und dieses Vermögen durch ein Kuratorium zu verwalten sei. Diese Auffassung wird schließlich vom Landespräsidium im Grundsatz akzeptiert. Drei Beamte werden zu Kuratoriumsmitgliedern ernannt. Im Jahre 1942 wird dann eine völlig neue Satzung erlassen und veröffentlicht, in der der Charakter als Stiftung des privaten Rechts klar geregelt und abgesichert wird. Die Stiftung untersteht der Aufsicht der Landesregierung. Der Grundbesitz auf der Grotenburg wird erstmalig vermessen und ordnungsgemäß auf die Stiftung übertragen.

Die Satzung wird nach dem Kriege wiederholt geändert. Im Grundsatz bleibt jedoch der Charakter der Stiftung als einer solchen des Privatrechts unverändert. 1948 übernimmt der Landesverband Lippe die Aufsicht über die Stiftung und benennt nunmehr die Mitglieder des Kuratoriums.

Seitdem ist viel geschehen. Aus den Einnahmen der Stiftung wurden zunächst die großen Kriegsschäden am Denkmal beseitigt. Anschließend ging das Kuratorium daran, den Gaststättenbereich zu sanieren. Die gesamten Umbaumaßnahmen konnten im vergangenen Jahr abgeschlossen werden. Die Grünanlagen und das Wanderwegenetz wurden ausgebaut. Wer einige Jahre nicht am Hermannsdenkmal war, wird sicherlich überrascht sein, wie vieles sich vorteilhaft verändert hat. Nur mit unseren Überlegungen zur Errichtung einer Seilbahn sind wir noch nicht richtig vorangekommen.

Die Stiftung hat jedoch nicht nur diese Maßnahmen finanziert, sondern in erheblichem Umfang darüber hinaus Mittel für sportliche, kulturelle und soziale Zwecke zur Verfügung gestellt. Ich möchte nur daran erinnern, daß eine Reihe Hallenbäder im lippischen Bereich mit einem Zuschuß von 100 000 DM gefördert worden sind.

Das Hermannsdenkmal hat in seiner 100jährigen Geschichte viele Feiern und

Jubiläen erlebt. Von den Feiern unzähliger Vereine, Bünde sowie gesellschaftlicher und politischer Organisationen soll hier nicht die Rede sein. Sie haben dem Kuratorium viel Sorgen bereitet, zumal das Hermannsdenkmal immer wieder benutzt wurde, um häufig extreme politische und ideologische Auffassungen begründen und besser verbreiten zu können. Ich möchte hier nur einige Worte zu den Jubiläen sagen. Dem 25 jährigen Jubiläum folgte im Jahre 1909 die großangelegte 1900-Jahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde. Im Jahre 1925 wurde über drei Wochen die 50-Jahrfeier begangen. Großangelegte Festlichkeiten der Sänger- und Turnerbünde bildeten den Rahmen. Die vielen vaterländischen Verbände gaben sich ein Stelldichein. Große Freilichtaufführungen der Hermanns-Schlacht von Kleist bildeten einen Höhepunkt. Bei der 75-Jahrfeier im Jahre 1950 sah es dann anders aus. Damals fand ein umfangreiches sportliches und folkloristisches Programm statt. Einen Höhepunkt der Feiern bildete eine Friedensveranstaltung des ostwestfälischen Friedensringes, auf der Landtagspräsident Gockeln und Landespräsident Drake sprachen. Es wurde aufgerufen zur Versöhnung zwischen den Völkern und insbesondere zur Freundschaft mit unseren französischen Nachbarn.

Das Kuratorium hat in den letzten beiden Jahren in zahlreichen Sitzungen darüber beraten, wie das 100 jährige Bestehen des Hermannsdenkmals gefeiert werden sollte. Es ist einmütig zu der Auffassung gelangt, den geistigen Hintergrund der Entstehung dieses Denkmals in den Mittelpunkt der Feierlichkeiten zu stellen, um zu einer kritischen aber gerechten Beurteilung dieses Denkmals zu kommen. Dem dienen die Publikationen und die Ausstellungen. Dem dient aber auch unsere heutige Festveranstaltung.



Kranzniederlegung am Grabe des Erbauers des Hermannsdenkmals in Hannover

Eine Mahnung an Zeit und Wandel

Von Dr. H. Fröhlich



Staatssekretär Dr. H. Fröhlich

Hundert Jahre Hermannsdenkmal — unter welchem Blickwinkel kann man, so habe ich mich gefragt, speziell auch als Vertreter der Bundesregierung, sich heute zu diesem Jubiläum äußern? Soll man die Vorausschau der Erbauer loben, die dafür gesorgt haben, daß der 100. Geburtstag dieses Monuments in ein Jahr fällt, das vom Europarat zum Denkmalschutzjahr ausgerufen worden ist? Eine Betrachtung in der Wochenzeitung „Die Zeit" sieht das freilich anders, wenn sie zu diesem Thema meint: „Beim Wort Denkmal denkt ein Münchner an die Bavaria, ein Hamburger an den Bismarck und ein Mensch dazwischen an Hermann den Cherusker", um gleich hinzuzufügen, daß dieses Jahr nicht in Sorge um derlei nationale Monumente ausgerufen worden sei. Am Ende hieß es dann: „Dieses Jahr bietet eine Chance, Leute, die das Wort Denkmal hören, an anderes als an Hermann den Cherusker denken zu lassen."

Eine solche Distanzierung möchte ich nicht vornehmen, obschon ich einräume, daß das Denkmalschutzjahr auf ein anderes Feld der Wahrung des kulturellen Erbes zielt. Näher liegt es, die Betrachtung dieses Tages unter den Gesichtspunkt zu stellen, daß wir im Hermannsdenkmal ein Stück nationaler Geschichte, eine imposante Verkörperung einer konkreten zeitgeschichtlichen Situation vor uns sehen. Ich glaube, daß der Zeitgeist, der in diesem Monument verkörpert ist, sich mit unserem heutigen nationalen Selbstverständnis nicht mehr deckt, ebenso wie die künstlerische Form in ihrem Pathos nicht mehr mit unserer heutigen Neigung zu unterkühlter Sachlichkeit. Ich meine aber, wir sollten mit der gleichen Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit wie andere Völker die auf uns überkommenen Denkmäler aus ihrer Zeit heraus verstehen und nicht zum Gegenstand schulmeisternder Vergangenheitsbewältigung machen; eine solche Betrachtungsweise müssen wir auch von denen erhoffen, die in 100 Jahren über die Monumente befinden werden, die in unserer Gegenwart entstanden sind. Das gibt uns zugleich die Chance, Denkmäler als Meilensteine geschichtlicher Prozesse zu einer segensreichen Selbstbesinnung über den eigenen Standort zu nutzen.

Schon in der nicht unbeträchtlichen Bauzeit hat die Idee des Denkmals einen Wandel durchgemacht. Wollte Bandel, der Schöpfer, zu Anfang ein Mahnmal errichten, das symbolhaft eine nicht vorhandene deutsche Einigkeit beschwören sollte, so fiel seine Vollendung in die Zeit, da die deutsche Einheit, wenn auch unter kleindeutschen Vorzeichen, gerade im Kampf errungen war. Die Anwesenheit des ersten deutschen Kaisers jener Zeit bei der Einweihung manifestierte diesen Vorgang.

Glanz und Größe, die in diesem Denkmal zum Ausdruck kommen, sind bald zerronnen. Wir verloren nicht nur Macht und Herrlichkeit, sondern gerieten auch in Schuld und Verstrickung. Nahezu jedes Jahrzehnt sah die deutsche Geschichte in anderem Licht; vergegenwärtigen wir uns beispielsweise nur die Zahlen 1905 — 1915 — 1925 — 1935 — 1945 — 1955. Welch einem Wandel stehen wir gegenüber vom Baubeginn bis zur heutigen Feier des hundertjährigen Bestehens!

Die deutsche Einheit, ersehnt, gewonnen, verspielt, ist heute abermals unsere nationale Schicksalsfrage. So könnte das Denkmal gewissermaßen seine ursprünglich gedachte Funktion wieder aufnehmen. Aber sein Pathos ist uns fremd, die in den Himmel gereckte Schwertspitze weist uns heute nicht mehr den Weg. Wir haben erkannt, daß nur der Weg der Verständigung, nicht der Gewalt, zur Lösung unserer nationalen Fragen gangbar ist. In Rom und Paris sitzen unsere Bundesgenossen; unsere Parole heißt nicht mehr „wider Rom", wie wir in dem Artikel der Gartenlaube von 1875 lesen können. So ist uns das Denkmal fremd und vertraut zugleich: fremd, weil wir seine triumphierende Gebärde verlernt haben, vertraut, weil es unlöslicher Bestandteil unserer Geschichte ist und uns zeigt, daß jede Generation ihren eigenen geschichtlichen Weg zur deutschen Einheit gehen muß.

So wird es in seinem nächsten Jahrhundert jeden Betrachter zu nachdenklicher Einkehr und innerer Besinnung aufrufen. Und dies ist, wortwörtlich genommen, die bleibende Funktion eines Denkmals, das zugleich ein Aufbegehren gegen die Vergänglichkeit und eine Mahnung an Zeit und Wandel ist.



Dr. G. Engelbert überreicht dem Vorsitzenden der Hermannsdenkmal-Stiftung, H. Holländer, das erste Exemplar der Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe: „Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875—1975"

Hermannsdenkmal und nationale Tradition

Von Prof. Thomas Nipperdey

Vor 200 Jahren hat ein berühmter Amerikaner, Thomas Jefferson, einer der radikal aufgeklärten, entschieden demokratischen Gründungsväter der Vereinigten Staaten, auf den sich die Demokraten noch heute gerne berufen, für die neue Republik ein Siegel entworfen: auf der einen Seite sieht man das Volk Israel bei Tag von einer Wolke, bei Nacht von einer Feuersäule geleitet durch die Wüste dem verheißenden Lande entgegenziehen, auf der anderen Seite sieht man die beiden legendären Anführer der ersten Angelsachsen in England, Hengist und Horsa hießen sie, deren Nachkommen zu sein, wie Jefferson sagt, wir die Ehre beanspruchen und deren politische Grundsätze und Regierungsweisen wir übernehmen. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich an diesem Tag mit einem anderen, a u c h nicht unbedeutenden Jubiläum beginne, denn wir können diese Idee eines Siegels mit der Idee des Hermannsdenkmals, von dem wir heute reden, durchaus vergleichen. In beiden Fällen ging es um die Gründung eines Staates, der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reiches, und es ging darum, in einer anschaulichen Erinnerung eine Figur, einen Helden, wie man damals sagte, der Vor- und Frühzeit als Symbol eines politischen Wollens, der Begründung einer republikanischen Verfassung in einem neuen Staat und der Einigung und Befreiung zu beschwören. Trotzdem kann man natürlich meinen, dieser Vergleich sei doch etwas weit hergeholt und fernliegend. Ich fange mit diesem Umweg an, weil er uns bei den Problemen weiterhilft, die eine Besinnung auf die Geschichte dieses Denkmals und unsere nationale Tradition heute stellt. Denn darüber können wir uns nicht täuschen — der Herr Staatssekretär hat es eben schon gesagt — mit dem hundertjährigen Jubiläum dieses Denkmals tun wir uns schwer, das Selbstverständliche verliert auch für diejenigen, die der Landschaft und ihrem Denkmal verhaftet sind, seine Selbstverständlichkeit, wenn wir anfangen, es in Worte zu fassen. Wir leben nicht mehr wie unsere Urgroßväter in einer Zeit, in der Denkmäler, also sichtbare Zeichen der Erinnerung und Mahnung, etwas bedeuten. Wir, wir Deutsche zumal, leben auch nicht mehr wie die Amerikaner seit 1776, die Franzosen seit 1789 und die Sowjetrussen seit 1917 in einer ungebrochenen nationalen Tradition. Für uns ist die deutsche Einheitsbewegung und die Reichsgründung nicht mehr fortwirkende Wirklichkeit, und die Erinnerung daran ist nicht mehr in dieser Weise lebendig, wie es in Ländern mit ungebrochener Kontinuität der Fall ist. Und schließlich, unser Verhältnis zur Geschichte überhaupt ist ausgefranst sozusagen, zur Geschichte der Urgroßväter schon und erst recht zu einem Germanenfürsten vor fast 2000 Jahren und seiner Schlacht; das ist uns keine geschichtliche Wirklichkeit mehr, kein wie verschlissen immer gemeinsam beim Bier gesungenes Lied. Die Geschichten, von denen heute zu reden ist, sind uns fremd geworden oder wir leiden sogar an ihnen.

Nun, auf solche an Kalendertagen stattfindende Erinnerung reagieren manche mit Ironie. Sie spotten dann über die Wallfahrtsstätten der Nation, über das beliebte Ausflugsziel auf dem Berge oder über die Wagnersche Heldenpose der Figur oder, um etwas gar vielleicht zu diesem Lande ganz Böses zu zitieren, wie Cocteau gesagt hat, über die Keksdose, die der Unterbau darstellt, oder man spricht überhaupt von dem schlechten 19. Jahrhundert. Und andere reagieren mit der wütenden Erbitterung der Nachgeborenen, die noch immer



Prof. Th. Nipperdey

die Urgroßväter schlachten zu müssen meinen, ihre Sünden entlarven und so fort. Man spricht dann vom Chauvinismus und Machtwahn, von der irrationalen Flucht in graue Urzeiten und dunkle Wälder, vom Antidemokratischen und — o Schreck — vom Bürgerlichen. Und von all dem können wir, wenn wir uns genügend einäugig anstellen, mancherlei finden in der Geschichte des Denkmals. Man muß in diesem unermüdlichen und manchmal erbarmungslosen Prozeß gegen die eigene Vergangenheit spüren, daß darin eine geheime Trauer über unsere Entwicklung steckt, ein bohrender Ernst im Fragen nach Ursprung und von Unheil und Schuld. Und wir alle werden nicht aufhören, auch mit diesen Erbitterten zu reden.

Aber dennoch, auch das hat der Herr Staatssekretär vorhin schon gesagt, der Spott und die Wut sind wohlfeil nach hundert Jahren. Niemand weiß, wie unsere Nachfahren nach anderen hundert Jahren über uns reden werden. Zu unserer Geschichte gehört natürlich die Vorgeschichte des Nationalsozialismus, gehört die tragische und schuldhafte Geschichte eines überbordenden Nationalismus, der auch in diesem Denkmal Ausdruck gefunden hat, obwohl man vermerken darf, daß Hitler das Denkmal entschieden abgelehnt und nicht wirklich in Dienst genommen hat. Aber das soll uns nicht beruhigen. Wir können diese Linie unserer Vergangenheit nicht verdrängen, nicht vergessen, nicht verharmlosen und was mehr ist, wir wollen das nicht. Aber die Geschichte ist mehr als eine Vorgeschichte für eine spätere Wirklichkeit. Die Geschichte ist keine Pappelallee, die auf ein Ziel zuläuft. Die Vergangenheit und die Urgroßväter haben ein eigenes Recht, das wir nicht mit dem Blick auf später unterdrücken können. Wir Historiker bringen auch dieses eigene Recht der Vergangenheit, unserer Vergangenheit, zur Geltung, nicht, um uns Anlaß zum Jubeln zu geben oder um uns zu trösten, wohl aber, um das Verdrängen und das verkrampfte Hadern mit der Vergangenheit abzubauen und uns wieder in ein natürliches Verhältnis zu unserer Geschichte zu bringen.

Das Denkmal hat — das wissen Sie alle — eine lange und umwegige Geschichte, die mit der deutschen Nationalbewegung eng verflochten ist. Sie hier im Lande kennen diese Geschichte; Herr Holländer hat sie vorhin noch einmal ganz kurz angesprochen. Ich will das nicht wiederholen, ich will vielleicht zwei Ergänzungen dazu geben.

Der Arminius, wie es lange noch auch im 19. Jahrhundert heißt statt Hermann, ist lange schon eine Figur der Literatur gewesen und ist dann seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit dem Dichter Klopstock vor allem, immer wieder behandelt, zu einem nationalen Symbol für die Gründung der deutschen Nation geworden. Mehr als 200 Schauspiele und Opern zwischen 1750 und 1850 bis hin zu Kleist und Grabbe zeugen davon, und schon bei Beginn dieser literarischen Bewegung, 1768 zum erstenmal, wird der Plan eines Denk-

mals erwähnt. Und solche Pläne gibt es dann in den folgenden Jahrzehnten mehr, zumal in der Stimmung der Freiheitskriege von 1813. Aus dieser Stimmung ist dann auch Ernst von Bandel, 1819 zuerst, als Zwanzigjähriger auf die Idee eines solchen Denkmals gekommen. Von der wirklichen Baugeschichte haben wir gehört. Vielleicht ein Zusatz noch: In der letzten Bauphase seit Ende der Sechziger Jahre sind es nicht nur die Zuschüsse des Reiches und auch des Kaiserhauses gewesen, sondern es haben noch einmal große Sammlungen, und zwar bei den Schülern, stattgefunden. Bandel schrieb an den Primus in jeder Schule und veranlaßte ihn also, Geld zu sammeln. Und bei dem großen Einweihungsfest sind dann Turner, Sänger, Schützen und Studenten, vor allem die damaligen Träger des organisierten Volkes, der organisierten Gesellschaft, besonders hervorgetreten. Das Denkmal ist in dieser Baugeschichte von einem Mahnmal zur Einigkeit zu einem Siegesmal für die errungene Einheit geworden. Die Inschriften, die man heute kaum noch lesen kann, feiern die Ereignisse der Freiheitskriege und des Krieges von 1870/71, und die Tat des Hermann wird mit der Reichsgründung parallelisiert.

Nun, ich frage zunächst, warum ist eigentlich gerade der Hermann, ein frühgeschichtlicher Germanenfürst lange bevor es nach unserem Wissen Deutsche gab und von dem wir nicht allzuviel wissen, warum ist der zu einer Symbolfigur des entstehenden deutschen Nationalbewußtseins geworden? Ist das so ein hinterwäldlerisch unaufgeklärtes, an Fürsten und Kriegern, grauen Wälder und vorzivilisatorischer Kraft fixiertes Denken, typisch deutsch und Station auf dem Wege zum Unheil? Das Denkmal ist, ich habe es gesagt, nur der Gipfelpunkt einer breiten Bewegung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, die Hermann als Gründungshelden der Nation feierte. Und hier schlägt nun meine Anfangsgeschichte von Jeffersons Siegel ein, denn die Wendung zur Frühgeschichte ist seit dem 18. Jahrhundert eine allgemeine Erscheinung aller europäischen und atlantischen Nationalbewegungen, auch in ihren revolutionären Zügen. Ich könnte viele Beispiele von Skandinavien, England und Irland bis nach Süd- und zumal Osteuropa nennen. Ich erwähne etwa nur den keltischen Vercingetorix, der manchen von seinen Kindern durch die Asterix-Reihen wieder bekanntgeworden sein mag, der im Frankreich des 19. Jahrhunderts noch seine großen Denkmäler bekommen hat. Und 1870 schreiben tschechische Schüler an den Detmolder Verein und wünschen dem — wie es heißt — „edlen deutsch-patriotischen Unternehmen" des Denkmals Glück, wie jedem Denkmal „der Freiheit und Individualität". Aber sie wollen ihre eigene Sache betreiben und wählen einen ihrer Helden, nämlich einen frühslawischen König Samo aus dem 7. Jahrhundert. Politische Ziele und zumal revolutionäre Ziele, wie es ja doch die Einigung einer Nation gegen territoriale Dynastien gewesen ist, solche Ziele durch den Rückgriff auf ursprüngliche Zustände und Taten zu begründen, sich zu den Zeiten der Frühe, der Gründung zu wenden, in denen die Dinge, so meinte man, noch rein und unverfälscht waren und in denen für lange Zeit die Entscheidungen vorgeprägt wurden, das ist also nichts hinterwäldlerisch Deutsches, sondern seit Montesquieu und Rousseau ganz allgemein aufgeklärt oder romantisch, ein europäisches Phänomen. Der Demokrat Jefferson und der Nationalist Bandel unterscheiden sich darin gar nicht. Und es ist charakteristisch für eine Zeit, die nicht mehr in der Sicherheit von ungebrochenen Traditionen lebte, sondern im Umbruch von Revolutionen und sich doch nicht allein aus der Gegenwart und der Zukunft rechtfertigen wollte, sondern aus einer weit zurückreichenden Geschichte, und in einer Zeit zugleich, die abstrakte Ideen wie die der Nation noch in konkreten Symbolen, und das hieß normalerweise in Personen, anschaulich und greifbar zu

machen suchte. Im Teutoburger Wald gab es damals noch mündliche Überlieferungen der Geschichte. Bandel erzählt von einem Hirten, der ihm vom Räuber Varus berichtet habe. Natürlich war es außerdem für eine Nation wie die deutsche, eine Nation ohne Nationalstaat und mit partikularen Territorien und konfessionellen Sonderentwicklungen, notwendig, auf Figuren zurückzugreifen, auf die sich alle berufen konnten, die also von Parteiungen und Zerklüftungen der jüngeren Geschichte unberührt waren. Selbst Barbarossa war damals wegen seiner Italienzüge und seines Verhältnisses zum Papst noch keineswegs jenseits des Streites. Und, das wird heute besonders vergessen: die frühgeschichtlichen Figuren, von denen wir, wie gesagt, ja nur wenig wissen, waren weniger individuell als spätere Figuren, als Fürsten und Kriegshelden, und diese halbe Anonymität machte sie eher geeignet, als Volkshelden zu figurieren, die frühdemokratische Begeisterung aufzunehmen und damit eben zu Symbolfiguren für den nationalen Geist oder zu einem Stück nationalen Mythos zu werden. Der Hermann ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewiß ein solcher Volksheld.

Die Zeit Napoleons und der Freiheitskriege, als sich das Streben nach äußerer Befreiung mit dem nach innerer Freiheit, Franzosen- und Tyrannenhaß wunderlich mischten, ist die Zeit, in der sich das entstehende deutsche Nationalgefühl zu einem politischen Bewußtsein umformte. Die deutschen Nationaldenkmäler, die Walhalla und die Befreiungshalle in Bayern, das Leipziger Denkmal oder das Berliner Kreuzbergdenkmal, die von Nationaldemokraten wie Ernst Moritz Arndt und Joseph Görres bis zum bayerischen Kronprinzen und späteren König Ludwig und dem preußischen Baumeister Schinkel entworfen sind, sie alle gehen auf diese Zeit zurück, und so eben auch das Hermannsdenkmal. In diesen Plänen wird immer neben die Leipziger Befreiungsschlacht, die als eine epochale Volks- und Freiheitstat gegen die Unterdrückung verstanden wurde und noch die Kinder und Knaben von 1813, wie Bandel, lebenslang geprägt hat, die Hermannsschlacht sozusagen als urbildliche Parallele gesetzt. Die Walhalla des bayerischen Königs zum Beispiel zeigt in den Giebelfriesen auf der einen Seite die Gründung des Deutschen Bundes von 1815 und auf der anderen Seite eben die Hermannsschlacht.

Ich sage das, um damit auszudrücken, daß die Wendung zum Hermann in dieser Zeit nichts Unwirkliches bedeutete, nicht eine Flucht aus der Zeit in den grauen Nebel der Vorzeit, weg von konkreten Ereignissen, sondern sie entsprach dem damaligen Wirklichkeitsbewußtsein. Man sieht das auch noch an etwas anderem, und das ist für unser heutiges Verständnis wichtig. Es sind nicht nur romantische Geschichtsfreunde, germanisierende oder germanenbegeisterte Teutomanen gewesen, nicht nur kulturnationale Monarchen und nicht nur die breite Gruppe der Liberalen, die den Cherusker als nationalen Helden gefeiert haben, sondern auch und gerade die national-demokratischen Linken. Einer der Revolutionäre der Burschenschaft, Karl Follen, republikanisch-demokratisch und christlich-germanisch zugleich, er mußte dann emigrieren nach Amerika, hat 1818 sein später berühmtes „großes Lied“ gedichtet, und darin heißt es: „Der alte Hermann regt sich wild — der Freiheitsgott im Eichengrab — und hoch vom Himmel winket mild — der uns der Seelen Freiheit gab. — Am Bundesbanner wonnevoll — Kreuz, Schwert und Eiche glühn — auf Teutoburger Rütli soll — ein Eden uns erblühn.“ — Sicherlich eine für uns nicht leicht zugängliche Rhetorik, um nicht zu sagen schwer erträglich, die doch Ausdruck einer frühen demokratisch-nationalrevolutionären Begeisterung gewesen ist. Und ohne solche altdeutsch-christlichen Beimischungen hat der radikale Demokrat Ferdinand Freiligrath, den jeder in Detmold



Arbeitshütten am Hermannsdenkmal.

Bleistiftzeichnung von Ludwig Menke. 1850.

kennt, das Thema 1842 ähnlich aufgenommen. Und die Vereine, von denen die Rede war, die die Groschen für das Denkmal gesammelt haben, waren nicht konservativ, sondern eben liberal. Sie waren „Freunde der Freiheit", wie sie sich nannten. Hermann war nicht ein Held der Revolution, das wollen wir keineswegs behaupten, aber er war durchaus auch nicht der Held der Reaktion.

Auch die Wendung zum Germanischen im späten 18. Jahrhundert, die uns nach dem Nationalsozialismus fremd geworden ist, gehört zunächst zur Bildung eines neuen staatsbürgerlichen Patriotismus, sie war politisch mit einem neuen bürgerlichen, gegen Hof und Adel und gegen die ständischen Schranken der alten Gesellschaft gerichteten Selbstbewußtsein verflochten. Schon der berühmte Montesquieu hatte die freiheitlichen Verfassungsideen bis in die Wälder Germaniens zurückgeführt, und die deutschen Frühliberalen sind ihm darin gefolgt. Der Bezug auf die Germanen hatte eine freiheitsbegründende Bedeutung, und diese freien Germanen sind dann auch von der Wissenschaft durchaus ins allgemeine volkstümliche Denken eingedrungen. Doch nun endlich ein Wort dazu, was denn nun als Tat und Leistung dieses Hermann angesehen wurde. Er gilt als der „Befreier Deutschlands" und als „Retter und Gründer der Nation" zu einem Zeitpunkt, als sie zuerst eigenständig in die Weltgeschichte eintrat, und als Retter und Gründer der Nation ist er der Träger und Repräsentant der deutschen Nationalität. Gerettet hat er nach Meinung der alten Denkmalsbauer durch seinen Sieg über die Römer die Existenz der deutschen Sprache, der deutschen Sitten, des deutschen Rechtes, also der deutschen Eigenart, und die Freiheit von der Tyrannei der Römer, dem — wie es damals hieß — „Herrschaftsanspruch des Romanismus", der die Völker nivellierte. Hier stoßen wir nun auf einen wichtigen Punkt. Auch in der Festrede von 1841 heißt es: „Auch die übrigen Völker der Erde wurden frei durch den Teutoburger Sieg, der das Weltreich und seine Tyrannei stürzte. Volk und Völker leben seitdem im freien friedlichen Verkehr miteinander, alle sich wechselseitig dem Ziele entgegentragend, das den Menschen gestellt ist." Hier hat Hermann nicht nur eine nationalgeschichtliche, sondern eine weltgeschichtliche Bedeutung, weil er die freie nationale Entwicklung jeder Nation, die

Gemeinschaft eigen- und gleichberechtigter Nationen begründet. Das war nach der Überzeugung der Zeitgenossen, etwa des Demokraten Gervinus, das, was man das germanische Prinzip nannte, die Abneigung gegen alle Zentralisation, alle imperiale Universalität von Rom bis zu Napoleon, das Eintreten für die individuelle Eigenständigkeit und die Vielfalt der Völker. Wir können das die Internationalität der Nationen, der Nationalen oder, sei es drum, der Nationalisten nennen, wie sie schon 1832 auf dem Hambacher Fest zutage getreten ist oder wie sie der italienische Revolutionär Mazzini und das „Junge Europa" in dieser Zeit vertreten haben, der idealistische Glaube, daß das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker, die Bewahrung des Eigenen und die Achtung vor dem Fremden verbunden werden könne, daß ohne imperiale Weltbeherrschung und ohne Uniformierung die politischen Probleme im Zusammenleben der Völker gelöst werden können. In dieser Weise ist der Hermann für jene Generation nicht nur der Gründer der deutschen Nationalität, sondern eine Symbolfigur für die internationale Idee der Nation überhaupt. Und von daher kommt es zu der merkwürdigen Tatsache, daß sich auch Ausländer, Griechen, Italiener, Belgier zum Beispiel, an der Denkmalsbewegung beteiligt haben. Die Nationalbewegung, so meinte man, gefährdete nicht die internationale Ordnung, sondern sie war das neue und moderne Prinzip der internationalen Legitimität, und das gilt ebenso noch für die Generation der Reichsgründung. Das ist eine Hoffnung, die wir noch heute in den Ländern der dritten Welt mit gleicher Intensität wiederfinden, und wenn wir jenen optimistischen frühen Glauben von den Segnungen des nationalen Prinzips nicht mehr teilen können, so mag uns dieser Blick auf die Dritte Welt doch verständlich machen, warum mit solcher Intensität die Urgroßväter daran glauben konnten. Wir brauchen natürlich nicht hier zu erwägen, ob der Hermann denn wirklich und tatsächlich diese Bedeutung gehabt hat, das ist eine ganz andere Frage. Worauf es mir ankommt, ist, nur zu sehen, in welche weite Perspektive man den nationalen Mythos stellen muß und wie wir ihn erst dann verstehen können, wenn wir jene Perspektive realisieren.



Bandel-Hütte. Bandels Wohnung am Denkmal.

Nach der Natur gezeichnet von Ludwig Menke.

Nun zweitens: Nicht minder fremd wie der Hermann uns ein Mythos, ist uns heute der Denkmalsbau des 19. Jahrhunderts, und das nicht nur, weil dabei keine künstlerischen Meisterleistungen herausgekommen sind. Die Idee, die Erinnerung, das Gedächtnis anschaulich zu bewahren, einen politischen Sinn durch Monumente zu bilden, also Denkmäler als Fälle der politischen Erziehung oder Symbole neu zu setzen, ja selbst die Idee, politische Feste zu feiern, dafür ist uns der Sinn vergangen. Uns Deutschen wohl zuerst nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, der das alles überstrapaziert hat. Wir bauen bekanntlich keine Ebert- und keine Stresemann-, keine Adenauer- und keine Schumacher-Denkmäler und keines zur Verabschiedung des Grundgesetzes. Daß Politisches anschaulich repräsentiert und gemeinsam begangen werde, das ist nicht mehr der Stil unserer rationalen, aber vom Verschleiß der Worte bedrohten, unser individualisierten und interessengeleiteten, unserer skeptisch pragmatischen Demokratie. Es gibt für uns eigentlich nicht mehr einen politischen Glauben, der Verheißungen bietet, Emotionen mobilisiert und darum zu Symbolen neigt. Das ist nicht, oder jedenfalls noch nicht wieder unser Stil. Und auch die systemüberwindenden utopiebesessenen neuen Gläubigen der jungen Generation tun sich schwer mit historischen Symbolen, obwohl pseudorevolutionäre Taufen, wie Rosa Luxemburg-, Karl Liebknecht- oder Che Guevara-Häuser einen seltsamen Zug zu einer solchen erinnernden Identifikation bezeugen.

Das Denkmal ist bekanntlich kein amtlich errichteter Bau und kein fürstliches Bauwerk, es ist kein Staats-, sondern ein Volksdenkmal, ein Denkmal von dem deutschen Volk für das deutsche Volk, und der Tag der Eröffnung war der Tag der Übergabe des Denkmals an das deutsche Volk. Es ist eine Aneignung der ehemals herrschaftlichen Setzung von Symbolen und der herrschaftlich geübten Repräsentation durch eine spontane Bewegung des Volkes der Gesellschaft, wie wir heute sagen würden. Das Denkmal ist getragen von solchen Bewegungen, von Initiativen von Vereinen, und auch diese Vereine wiederum sind der Organisationstypus der entstehenden neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft, die nicht mehr obrigkeitlich verfaßt ist, in denen nicht mehr alles von oben angeordnet wird oder die Kompetenz, etwas zu tun, von oben eingeräumt wird. Das ist der Sinn der großen Vereinsbewegung im 19. Jahrhundert, und wir müssen auch hier über das manchmal Biedere und Spießige, wie wir sagen, solcher Vereine diesen weltverwandelnden Zug sehen. Ich würde sagen, daß die superklugen Urenkel, die im Namen eines angeblichen Fortschritts das Denkmal verachten, doch auf dem Boden gerade der denkmalsengagierten und vereinsbegeisterten Urgroßväter stehen. Und der demokratische Akzent an diesem Denkmal, das Volksdenkmal, ist vor allem in den 1840er Jahren durchaus unüberhörbar gewesen, wenn man auch natürlich, wie es der Situation entsprach und auch der Position der Mehrheit der Bürgerlich-Liberalen, mit den Monarchen kooperierte. Wir müssen dazu sehen, daß durch solche Vereine, und das gilt gerade hier für die umliegenden Landschaften, durch die Vermittlung der Gebildeten eine breitere Volksbewegung und ein breiteres Volksbewußtsein für Politik überhaupt angesprochen und motiviert worden ist. Wir können das mit gutem Grund als eine Vorstufe oder als eine Durchgangsstufe zu einer späteren Demokratie ansehen, ohne nun in den Denkmalsvätern lauter Patentdemokraten sehen zu wollen. Aber ehe eine breite Masse oder die Menge der Bürger, der Staatsbürger, politische Bürger wurden, mußte wohl eine solche Gefühls-, Gesinnungs- und Bewußtseinsbildung vorausgehen. Die Politisierung oder die Verbreitung des politischen Sinnes, allgemeine Teilnahme an der Politik, auf der die Demokratie beruht, ist nach allem, was wir an ver-

gleichbarem Erfahrungsmaterial aus der ganzen Welt kennen, schwer vorstellbar ohne die ungeheuer mobilisierende und appellierende Kraft der Nationalbewegungen. Die Demokratie, die mitbestimmende Demokratie und die gesellschaftliche Integration der modernen Welt ruhen auf diesem Strom, in dem die Gruppen, die ein deutsches Volk einmal bildeten, zur Nation wurden und werden wollten.

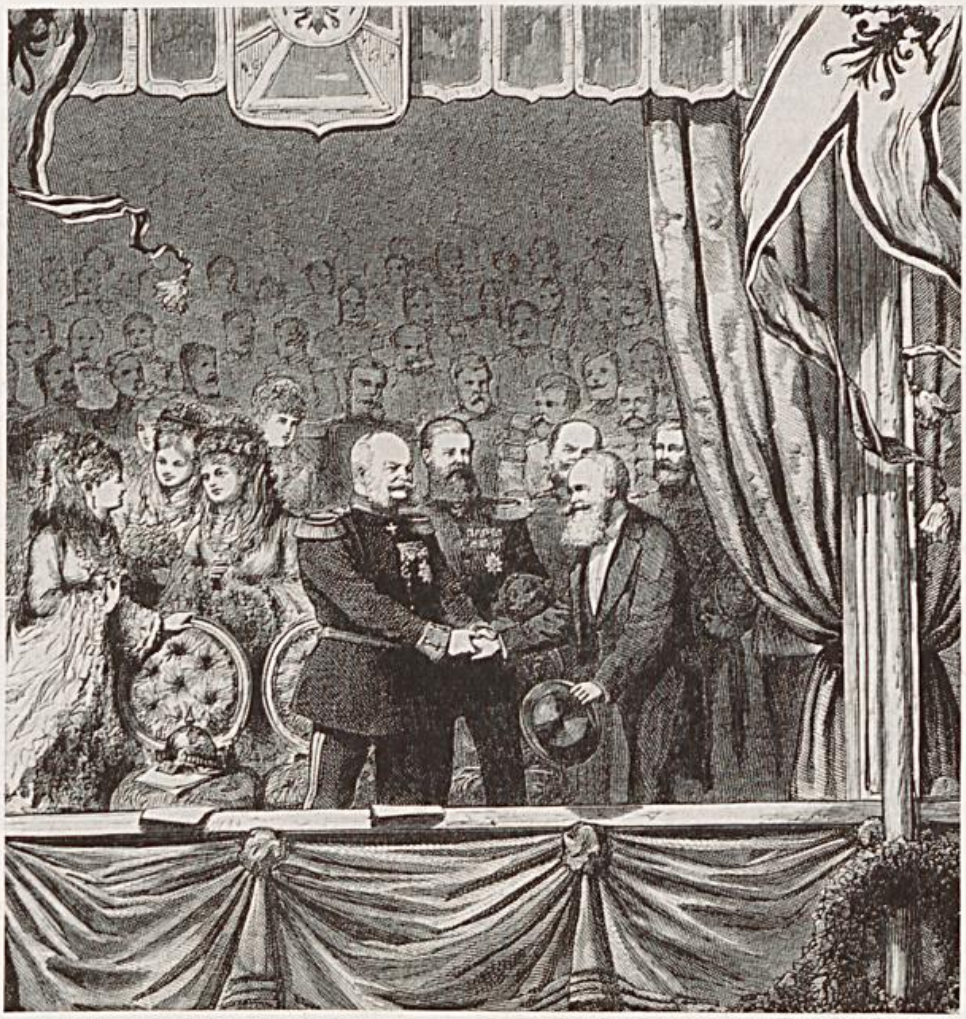
Wenn man so die Denkmalsbewegung als eine Etappe im Prozeß der Politisierung der Massen auf dem Wege zur Demokratie begreifen kann, dann muß man noch ein besonderes Element hervorheben, nämlich das Element des politischen Glaubens, das in der Denkmalsgeschichte erkennbar ist. Wenn wir heute mit leichtem Spott hören von den Wallfahrtsstätten der Nation, so wird damit doch etwas Richtiges bezeichnet, nämlich die quasi sakrale Sphäre, die die Denkmäler und ihre Feste umgab. Im Grundstein liegen „Weihgeschenke", vom „Tempel" ist die Rede, von „heiligen Gefühlen" und „hoher Begeisterung", und die Stärke und Herrlichkeit ist natürlich eine religiöse Erinnerung. Seit der französischen Revolution nun ist das Politische, das bis dahin Sache der kleinen Zahl von Herrschaftsträgern gewesen ist, in einen neuen Rang gedrückt, es gehört jetzt zum Bereich der sinngebenden und sinnerfüllenden Wirklichkeiten und zu einer Sphäre innerweltlich höchster Werte. Politik kann zum vorletzten und manchmal auch zum letzten werden. Sie wird ein rational und emotional Motivierendes, sie wird ein Glaube. Und es sind nicht, wie man heute manchmal denkt, die konservativen, sondern es sind die emanzipatorisch-freiheitlichen Bewegungen vor allem gewesen, in denen sich diese Dimension eines beflügelnden Glaubens entwickelt hat, und zu ihnen gehörte die im Ursprung revolutionäre Nationalbewegung. Der Nationalismus hat den Glauben an die Nation als einen der innerweltlich höchsten Werte hervorgebracht, einen Glauben, der Leben und Tod, den Einzelnen und die Gründung wie Erhaltung der soziale Gruppe bestimmte. In diesem Glauben hat der Enthusiasmus der nationalen Denkmäler und Feste seinen Ort. Solcher Glaube ist, wir wissen es alle, nicht mehr der unsere, er ist ins Lebensgefährliche umgeschlagen. Aber wir stehen doch auf dem Boden dieses Glaubens — der nationale Glaube ist nur eine besondere Ausdrucksform des allgemeinen politischen Glaubens überhaupt —, wir stehen auf seinem Boden, denn die Mitbestimmung der Bürger, die Demokratie und die liberale und soziale Sicherung der Freiheitsrechte, ist nur über einen solchen Glauben zu begründen möglich gewesen. Der Skepsis der Spätgeborenen steht es nicht an, jenen Glauben der Urgroßväter zu verachten.

Es würde heute zu weit führen, wenn ich auf das Denkmal als ein Werk der bildenden Kunst eingehen würde. Ich will mich mit drei kleinen Hinweisen hier begnügen. Das Denkmal in der Landschaft, auf dem Berg, ist eine romantische Idee, wie sie in der Zeit üblich war. Und wenn Kritiker von gestern darin etwas Antiurbanes, Antizivilisatorisches zu wittern meinen, so mag man heute, da sich im Zeichen der Umweltprobleme unser Urteil über das Verhältnis von Land und Stadt schon wieder wandelt, solche Kritik für eine von gestern halten. Der Unterbau des Denkmals, eine Mischform aus gotischen und romanischen Elementen, soll eine symbolische Bedeutung haben, er sollte das Deutsche, das Nationale, und das hieß auch das Volkstümliche, ausdrücken. Er war gerichtet gegen einen Bau wie Klenzes Walhalla, nämlich einen griechischen Tempel, in der niederbayerischen Bauernlandschaft, einen Tempel, der sich doch im wesentlichen an die Gebildeten adressierte, weil nur sie den Sinn dieses Bauwerkes verstehen konnten. Das hat Bandel empört, und dagegen wollte er nun einen deutschen Bau errichten, der national und volkstümlich zugleich sein konnte. Wenn man das bedenkt, kann man die forcierte und uns etwas peinlich patrio-

tische Suche nach einem spezifisch deutschen Stil, den es doch nicht gab, immerhin verstehen. Schließlich, die Monumentalität des Denkmals, der Figur und des Unterbaues ist eine selbstverständliche Konvention der politischen Architektur seit der französischen Revolution, seitdem die radikalen Revolutionäre überhaupt politische Bauten in die Welt gebracht haben. Das ist kein hybrider Teutonismus oder ein schlechter Geschmack des 19. Jahrhunderts, sondern es ist die von den Revolutionären geschaffene und von allen anderen aufgenommene Formidee des politisch wirkenden Baues.

Es bleibt als letztes die Frage, was es mit der nationalen Bewegung auf sich hat und was für Elemente dieser Bewegung im Denkmal symbolisiert sind. Die nationalen Bewegungen sind selbstverständlich, mit dem verschlissenen Modewort von heute gesagt, emanzipatorische Bewegungen der Völker gewesen, Bewegungen der Völker, die sich nach innen und außen selbst bestimmen wollten, die zum Subjekt ihrer Geschichte werden sollten. Nur eine Gesellschaft, die sich integrierte und mit sich selbst identifizierte, und das hieß eben, Nation wurde, konnte handlungsfähig werden und konnte deshalb auch Demokratie werden. Sich von einer heutigen vielleicht postnationalen Klugheit über die Legitimität der Nationalbewegungen erheben zu wollen, ist nichts als wirklichkeitsfremde Besserwisserei. Auch heute hat ja das nationale Prinzip offenbar noch eine Funktion; wir können das an den Entwicklungsländern beobachten oder daran, wie die Kommunisten sich den Begriff der Nation aneignen. Aber mehr noch, es gehört auch zu der Überzeugung unserer westlichen Welt, daß — und das ist eine gut gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis — Menschen und Gruppen eine Identität mit sich selbst brauchen. Es ist ja heute geradezu ein Modewort geworden, von Identität verlieren, Identität suchen, Identität finden und so fort, zu sprechen, und Nation sein ist eine solche Form der Identität. Ein Mindestmaß von nationaler Identität, die in eine gemeinsame Geschichte zurückreicht oder sich auf ein gemeinsames Erbe bezieht — das Wort Erbe ist etwa in Amerika ein ganz großes politisches Wort noch heute für alle Einwanderungsgruppen — diese Identität und das damit verbundene Mindestmaß von nationaler Integration scheint auch für die in freiheitlichen Formen lebende politische Gesellschaft unserer westlichen Welt und zumal für das Zusammenleben der Generationen notwendig zu sein. Ich glaube, daß manches von den Krisen der letzten Jahre bei uns sicher auf einen Verlust an selbstverständlicher nationaler Identität, wie ihn die großen Demokratien des Westens gehabt haben, zurückgeht; ein Verlust, der leicht begreiflich ist beim Gange unserer Geschichte, der aber für uns doch ein besonderes Problem darstellt. Wenn man solches bedenkt, ohne deshalb die Exzesse und die Barbarei des Nationalismus unkritisch zu unterschlagen, wird man der Bewegung des 19. Jahrhunderts gerecht werden.

Wir können an der Geschichte unseres Denkmals unterschiedliche Momente des Nationalbewußtseins ablesen, ihre Verschiebung und auch ihre Problematik. In den 1840er Jahren dominierte noch die Rettung und Begründung der deutschen Eigenart, also der Sprache, Sitte, des Rechtes und die Eintracht — wie es heißt — der deutschen Stämme, zu der das Denkmal mahnen sollte, während 1875, nach der Reichsgründung, dann staatlich politische Begriffe, also nicht mehr ein moralischer Begriff wie Eintracht, sondern ein staatlicher Begriff Einheit oder Einigung im Mittelpunkt steht, das ist der Weg von der Volksnation und der Kulturnation zur Staatsnation. Eine Erbschaft der Entstehungszeit des deutschen Nationalbewußtseins und überhaupt des europäischen, nämlich der Zeit Napoleons, ist die Doppelung von Freiheit nach außen und Freiheit nach innen. Die Freiheit von fremden



„Der Kaiser und der Künstler" am 16. August 1875 bei der Einweihungsfeier des Hermannsdenkmals.

Nach der Natur aufgenommen von Knut Ekwall

Mächten, also die Befreiung, war schon bald mit der mehr oder minder festen Vorstellung einer Einheit gekoppelt. Die Einigung schien die Voraussetzung dieser Freiheit nach außen zu sein, das war die Erfahrung der letzten dreihundert Jahre deutscher Geschichte, und unter diesem Doppelaspekt, nämlich der Befreier, der der Einiger ist, erst bekommt die Geschichte vom Hermann ihre symbolische und vorbildhafte Bedeutung, und erst dann kann man sagen, daß das Denkmal dazu da ist, daß die Menschen von 1840 dem Hermann nacheifern sollten. Die bürgerliche Bewegung des 19. Jahrhunderts verfolgte ein Doppelziel, nämlich einen nationalen Staat zu gründen und eine freiheitliche Verfassung zu schaffen. Daß diese beiden Ziele angesichts der Realität, als man sie verwirklichen wollte, in Konflikt gerieten, das hat die außerordentliche und zuletzt tragisch unlösbare Belastung unserer Geschichte dargestellt. Man sagt heute nun oft, unsere Urgroßväter hätten spätestens 1871 die Freiheit zugunsten der Einheit aufgegeben oder sogar verraten. Das ist so schlicht nicht richtig. Beide Momente, Freiheit und Einheit, waren auch für diese Generation noch eng miteinander verflochten, nur daß man damals in der Einheit die Voraussetzung der Freiheit und den Weg zur Freiheit gesehen hat. Und auch wir hundert Jahre Klügeren müssen dieser Generation doch mindestens die Legitimi-

tät eines solchen Glaubens, einer solchen Annahme zugestehen. Und ähnliches gilt für die vermeintliche Alternative einer Einigung von oben oder einer Einigung von unten aus dem Versuch von 1848 und dem Faktum von 1871: die breite Mitte der nationalen Bewegung hat sich auf der Linie zwischen beiden, auf der Linie der Kooperation bewegt und Kompromisse geschlossen und das für eine wirklichkeitsgerechte Politik gehalten. Wir mögen den Kompromiß dieser bürgerlichen Bewegung mit den preußisch militärischen und obrigkeitsstaatlichen Tendenzen im nachhinein mißbilligen, aber im Rahmen des zeitgenössisch Möglichen wird man ihm die Legitimität nicht bestreiten können.

Noch etwas anderes ist auffallend. Das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation, die nicht zu den glücklichen Besitzenden gehörte, ist mit einem Element von Schutz und Trutz, einem Wogegen und dann auch mit einem starken Element von Macht verflochten. Diese Elemente des Wogegen und der Macht sind im Denkmal nicht zu übersehen und bei den Festen nicht zu überhören, die Abgrenzung gegen den Feind, die Römer, die napoleonische Despotie und das Frankreich des dritten Napoleon, das Deutschland, so deutete man den Krieg von 1870, bedroht hatte. Und zumal Ernst von Bandel, der von Kindheitserfahrungen aus der französischen Besatzung während der napoleonischen Zeit tief und traumatisch geprägt war, hat diese Stimmung immer stark und kräftig akzentuiert. Und in der ersten Bauphase gibt es um 1840, als die Franzosen die Rheingrenze bedrohen, eine gereizte Stimmung, aus der das berühmte Lied der Wacht am Rhein entstanden ist. Das war schon damals eine Begleitmusik des Denkmals. Bandel sah die Idee des Denkmals in, ich zitiere, „der Wiederaufpflanzung unseres alten deutschen Schwertes, das immer am deutschen Himmel in herrlichem Glanze leuchtete und sich als Haltepunkt unseres Seins bewährte, wenn es, von echt deutscher Faust erhoben, unsere Stämme in Treueinigkeit um sich scharte, unseren Feinden Schrecken und Verderben bringend, uns selbst ein Wegweiser zur Erkenntnis unserer Macht und Herrlichkeit". Uns irritiert das, es ist nicht mehr unser Pathos. Aber wir müssen auch hier gerecht sein. Das Schwert war für Bandel, wir wissen das von einer Göttinger Plastik, Symbol der strafenden Gerechtigkeit. Das Schwert diente, wie es an ähnlicher Stelle heißt, der Verteidigung unseres Seins. Und wenn man das Symbol Schwert auf dem Hintergrund des 19. Jahrhunderts sieht, an dem der Kampf mit Waffen noch nicht moralisch so suspekt war wie heute, und wenn man es etwa mit zeitgenössischer Revolutionslyrik und -rhetorik vergleicht, dann sieht man, daß das eine allgemeine zeitübliche Wertvorstellung war. Hermann ist auch für Bandel der Schirmherr in Gefahr, und im zitierten Zusammenhang heißt es ausdrücklich für die Zeit nach seinem Sieg über die Römer: „Er blieb aber in Deutschlands Grenzen in Ruhe ordnend". Insofern steht doch das Defensive vor allem Aggressiven, und in den Äußerungen von 1875, also von heute vor hundert Jahren, ist bei vielem Siegespatriotismus und an gewissem superpatriotischen Bramarbasieren von einer aggressiv gemeinten Feier der Macht eigentlich nichts zu finden. Selbst die Figur, die uns heute vielleicht martialisch anmuten könnte, ist einem antiken Typus, dem Herkules Farnese über ein Beispiel in Kassel nachgebildet und darum als solche gerade nicht Ausdruck eines spezifisch deutschen Nationalismus.

Diese triumphierenden Töne, in denen die Nation ihr Selbstgefühl finden, steigern und bestätigen wollte, dieser patriotische Überschwang, der uns empfindlich macht, sie sind — das weiß der Kenner — den Nationalismen der Zeit gemeinsam gewesen. Und wenn man gar die Denkmäler von Siegen über Zeiten und Systeme hinweg — sagen wir also von den Vereinigten

Staaten bis in die Sowjetunion hinein — studiert, so haben wir Nachgeborenen keinen Anlaß, uns über diese Urgroßväter, die einen Sieg gefeiert haben, zu erheben. Man kann sagen, solche Rhetorik war auch eine Art von Überkompensation für ein lang entbehrtes Gefühl der nationalen Identität, war Hoffnung und Überschwang eines lange verwundeten und zu kurz gekommenen Selbstbewußtseins.

Die Reichsgründung ist für uns nicht mehr eine unüberholbare politische Heilstatsache in der Geschichte unserer Nation, und es sind allenfalls Sekten, die solcher merkwürdigen Meinung anhängen. Aber die Reichsgründung ist auch nicht, wie nun manche hinwiederum heute meinen, eine kapitale Tatsache des Unheils, die mittel- und unmittelbar zu Hitler und dem Untergang geführt habe. Es ist — ich sagte es schon mehrfach — anachronistisch, den Nationalismus der Zeit zu entlarven oder zu verdammen oder ihm seine Legitimation abzusprechen. Wir mühen uns, ihn zu verstehen. Nun heißt natürlich, was ich zum Verständnis gegen besserwisserische Kritik gesagt habe, nicht, daß das eine Apologie wäre. Das Denkmal ist natürlich nicht das Symbol einer europäisch gerichteten, friedlichen, stramm demokratisch progressiven Nationalbewegung gewesen. So einfach ist es nicht mit großen Bewegungen und nicht mit Symbolen. Wir können das Krisen- und Fieberhafte am spät gekommenen deutschen Nationalismus, die Bruch- und Gefahrenstellen, die sich in der Geschichte des Denkmals spiegeln, das gefährliche Auseinandertreten der anfangs verbundenen liberalen und nationalen Elemente, die Ablösung des Nationalen von einer übernationalen Solidarität der Nationen und das Vordringen eines puren Machtgefühls nicht übersehen. Wir können auch, das muß heute gesagt werden, nicht übersehen, daß an dem Festtag vor hundert Jahren das Denkmal nur die liberal protestantische, die bürgerliche und bäuerliche Trägerschicht des neuen Reiches repräsentierte, also nur einen Teil der Nation, daß damals die Katholiken und die Arbeiterschaft ausgeschlossen blieben, ja von einem Teil des nationalen Establishments bekämpft wurden. Und so sehr dergleichen zu allen Nationalismen gehört, für die unglücklich späte, zerspaltene und von vormodernen Herrschaftsgruppen überformte Nationalbewegung in Deutschland war das alles problematischer und tragischer als anderswo. Aber wir dürfen diese Gefahren und Krisen auch nicht als die Wirklichkeit von damals nehmen. Das Denkmal und die Hermannsfeste stehen zuerst einmal, und das bleibt die Hauptsache, in einer sozusagen ganz normalen Geschichte der Nation und der nationalen Bewegung zur Einheit, das zeigt jeder Vergleich mit anderen, ähnlichen Phänomenen. Und heute, wo wir Bundesdeutsche jenseits der Schwelle eines möglichen Rückfalls in vergangene Nationalismen leben, heute können wir distanzierter und besonnener und darum auch gerechter vom Wollen und Tun der Urgroßväter Kenntnis nehmen, als zum Beispiel vor fünfundzwanzig Jahren.

Eine letzte Schlußbemerkung: Wenn wir als Einzelne gefragt werden, wer wir sind, dann antworten wir mit einer Geschichte, mit unserer Geschichte; wir erzählen nämlich unseren Lebenslauf. Das gibt uns ein Stück Identität und die Möglichkeit zur Identifizierung, und beides, wir wissen es, braucht der Mensch. Mit uns als Gesellschaft ist es nicht anders. Und es gibt ein elementares Bedürfnis nach Vergegenwärtigung des Vergangenen, nach Erinnerung ans vergangene Leben, an verschüttete Wirklichkeit unserer Stadt, unserer Landschaft, unserer Urgroßväter und -mütter. Die sicherlich manchmal fragwürdige gegenwärtige Nostalgiewelle ist doch von daher gesehen eine gesunde Reaktion auf Verdrängungen der Vergangenheit, auf Einstellungen, die nur der Gegenwart oder nur einer als Fortschritt aufgefaßten Zukunft verschworen sind und die zur Leere und zum Verlust an Sinn geführt haben.

Ein Jubiläum ist daher ein Anlaß, auf unsere Geschichte und unsere sich wandelnde Identität zurückzusehen. Wir wollen sie, das ist sicher, nicht verklären, wir wollen sie nicht vergessen, wir können uns auch nicht kritisch über sie hinwegsetzen. Der frühhistorische Held Hermann und die Denkmalsbauer und -feierer des 19. Jahrhunderts sind für uns Vergangenheit, nicht wiederholbar, sie sind nicht mehr solche, die Tradition stiften. Ich halte auch nichts davon, aus der Geschichte dieses Denkmals Lehren herzuleiten: moralische Appelle an Einigkeit und Recht und Freiheit, moralische Aufforderungen zur Kritik am Nationalismus oder zum Festhalten an einer deutschen Nation in zwei Staaten oder zum Mühen um Europa. Diese Aufforderungen sind völlig sinnvoll, berechtigt und richtig, aber solche Lehren gibt die Geschichte nicht her. Wir wissen, wozu die Geschichte immer und immer wieder benutzt worden ist. Natürlich ist die Frage, was uns das Denkmal heute noch soll, berechtigt. Aber sie ist, so glaube ich, falsch gestellt. Das Denkmal ist einfach da, es ist seit hundert, seit hundertdreißig Jahren ein Stück der Landschaft, ein Stück dessen, was altmodisch Heimat genannt wird, ein Stück auch der gesamtdeutschen Geschichte, und wir können uns das nicht aussuchen. Aber wir können klären und erklären, was es mit diesem Stück Vergangenheit auf sich hat, wie es uns alle in die Kontinuität einer, unserer Geschichte mit ihrer Legitimität und ihrem Unheil hineinstellt. Wir können unseren unmittelbaren Bezug zum Vergangenen aufklären und gegen die Verkürzung des Lebens aufs bloße Heute bewahren, und wir können eine Gerechtigkeit üben, die wir in Distanz und Fremdheit und doch in einer nicht zu verdrängenden Nähe den vergangenen Generationen schulden.



Wegen ungünstiger Witterung mußte die Bundeswehrkapelle im Saal konzertieren

Einführung in die Ausstellung

„Ernst von Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals, in seiner Zeit"

anläßlich der Eröffnung in der Lippischen Landesbibliothek

gesprochen von Dr. K.-A. Hellfaier

Ernst von Bandel, geboren am 17. Mai 1800 zu Ansbach in Bayern, gestorben am 25. September 1876 in Neudegg bei Donauwörth, beigesetzt auf dem Friedhof in Hannover, ist der Schöpfer des Hermannsdenkmals, an dem er bis 1875 unter größten persönlichen Opfern ein Menschenalter hindurch gearbeitet hat.

Bandel gehört ganz dem 19. Jahrhundert an, das voller politischer und wirtschaftlicher Kontraste ist. An seinem Anfang steht die Errichtung des Rheinbundes unter dem Protektorat Napoleons, dem sich allmählich die meisten deutschen Fürsten anschließen, ein Umstand, den Kaiser Franz II. zum Anlaß nahm, die römisch-deutsche Kaiserwürde niederzulegen. Das bedeutete das Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert Metternichs und Bismarcks, das für Metternich 1848 endet und für Bismarck 1848 beginnt; die revolutionäre Bewegung dieses Jahres erschütterte Frankreich, ergriff Deutschland, Österreich, Ungarn und Italien, führte aber nirgends zu einer dauernden sozialen Umwälzung, auch nicht zur Bildung neuer Nationalstaaten, veränderte aber das Gesicht Europas in vielen Beziehungen. Das Revolutionsjahr machte in Mitteleuropa Nationalitätenprobleme akut, löste sie aber nicht.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71 brachte Deutschland die langersehnte Einigung in der Gestalt des Bismarckreiches, wodurch die europäischen Machtverhältnisse von Grund auf verändert wurden. Der deutsche Nationalstaat aber entsprach in seiner „kleindeutschen" Formung dem Verlangen und den von Bismarck gekonnt genutzten Möglichkeiten der Zeit.

Bandel erlebte und durchlebte dieses Jahrhundert. Er ist, wie Christian Dietrich Grabbe, ein Kind des Napoleonischen Zeitalters. Das waren Jahre einer wilden leidenschaftlichen Bewegtheit, erfüllt von großartigen Begebenheiten. Kriege wurden begonnen und Friedenstraktate abgeschlossen, Schlachten geschlagen, gewonnen oder verloren, Armeen aus der Erde gestampft, um auf den Gefilden Europas oder in den Wüsten Afrikas und Asiens zu verbluten oder durch Hunger und Kälte oder Seuchen zugrunde zu gehen, Reiche wurden gegründet und wieder ausgelöscht, Herrscher ein- und abgesetzt. Napoleons Lebenselement war der Krieg. (Alfred Bergmann in den „Quellen des Grabbeschen Napoleon". Detmold 1969, S. 7)

Die Freiheitskriege brachten die Befreiung von Napoleon und die Freiheit der deutschen Fürsten, aber ansonsten änderte sich kaum etwas im deutschen Vaterlande — im Gegenteil. Die Burschenschafter und Turner, die Träger des deutschen Einheits- und Freiheitsgedankens wurden verfolgt und als Hochverräter in die Gefängnisse geworfen, unter ihnen Albert Clemen aus Lemgo. Fritz Reuter hat in seiner „Festungstid" ein erschütterndes Bild dieser Zeit mit einer bemerkenswerten Leidenschaftslosigkeit gezeichnet.

Nach dem Willen und den Vorstellungen Bandels, dessen geistige Haltung durch die Freiheitskriege entscheidend geprägt wurde, sollte das Hermannsdenkmal die Deutschen

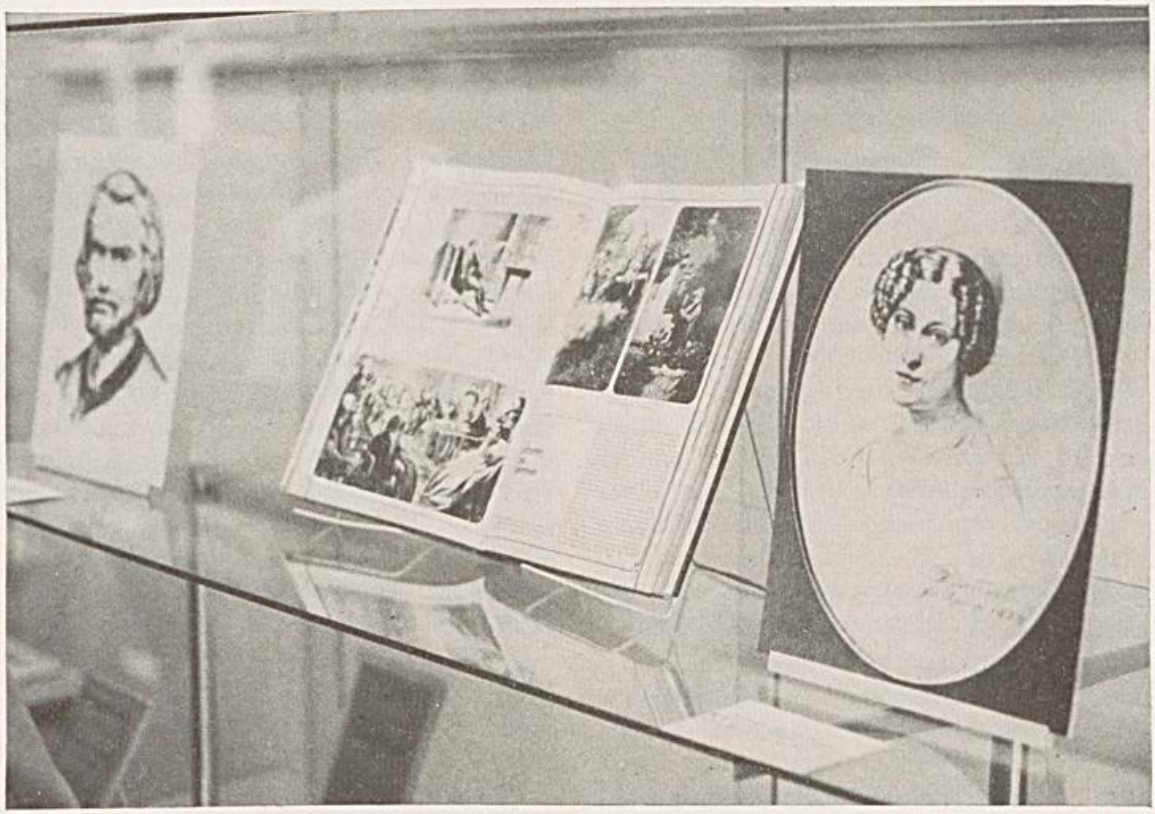


Dr. K.-A. Hellfaier erläutert die Ausstellung

zur Einigung aufrufen. Es sollte ein Mal sein zur Erstarkung brüderlicher Einigkeit. „Möge meiner Hände Werk nie mehr zu einem Mahnzeichen herabsinken", schreibt er am 11. August 1875, fünf Tage vor der Einweihung des Denkmals an seinen Freund Hermann Uhde, einen Journalisten und Literaturhistoriker, der Bandels „Lebenserinnerungen" bearbeiten und herausgeben sollte.

Ereignisse haben ihre eigenen Maßstäbe; ein Mensch aber wird nach dem gemessen, was er unternimmt und nicht nur nach dem, was er erreicht. Bandels Freund Wilhelm Tegeler, Detmolder Maler und fürstlicher Kammerregistrator — beide Männer hatten sich in jungen Jahren auf der Akademie in München kennengelernt — war wohl der erste, den Bandel in sein Vorhaben eingeweiht hatte. Tegeler gehörte aber zu denen, die Bandel von einem solchen Werk abgeraten hatten. Doch von dem einmal gefaßten Entschluß, dem Cheruskerfürsten ein Denkmal zu bauen, war Bandel nicht abzubringen, nachdem ihm seine Frau Vollmacht erteilt hatte, sein und ihr Vermögen, Familienwohlfahrt und alles aufs Spiel zu setzen, nur um sein Lebensideal, den „Armin", das Hermannsdenkmal, Wirklichkeit werden zu lassen. Was dann folgte, ist eine Leistung, die nach menschlichem Ermessen für alle Zeiten ohne Beispiel bleiben wird: Bandel setzte sein ganzes 120 000 Mark betragendes Privatvermögen ein. „Für alle Modelle und architektonischen Entwürfe und für die eine Fülle von Zeit beanspruchende Leitung des Baues nahm er keine Bezahlung. Nur nach langem Drängen war er zu bewegen, ein seinem ersten Gehilfen entsprechendes Tagegeld für sich in Rechnung zu bringen." Eigenschaften, die ihn unserer Zeit unsympathisch machen.

Bandel bezeichnet sein Denkmalsprojekt





als „Arminsäule", nur selten spricht er vom Hermannsdenkmal; diese Bezeichnung haben erst der Detmolder Hermannsdenkmalverein und die vielen anderen Hermannsdenkmalvereine publik gemacht.

Das Hermannsdenkmal soll jedenfalls an den Cheruskerfürsten Arminius erinnern, der im Jahre 9 n. Chr. in der Schlacht im Teutoburger Walde drei römische Elitelegionen unter Varus, dem römischen Statthalter und Oberbefehlshaber in Germanien, vernichtet hat. In der modernen Kriegsgeschichtsschreibung wird diese Schlacht zu den 20 entscheidenden Schlachten der Weltgeschichte gezählt und in ihren Auswirkungen und Folgen mit der Schlacht von Stalingrad 1942/43 gleichgesetzt.

Arminius vereinigt in seiner Gestalt alles, was zu einer Symbolfigur gehört: Jugendliches Alter, von Freund und Feind anerkannte Leistungen, tragisches persönliches Schicksal und früher gewaltsamer Tod. So wurde er denn verständlicherweise zum Objekt naiver Bewunderung wie zweckbestimmter Interpretationen, die nicht Gegenstand dieser Ausstellung sind.

Die Kritik am Denkmal ist so alt wie das Denkmal selbst. Im „Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst" ist schon am 3. September 1875, also drei Wochen nach der festlichen Einweihungsfeier, zu lesen: „An der Figur des Nationalhelden, wie sie der Künstler geschaffen hat, wird die Kritik freilich nicht ohne Anstände vorübergehen können. Der Kopf hat meines Erachtens einen zu stark herausgekehrten Barbarentypus. Etwas mehr Idealität hätte dem Deutschthum, nach welchem der Künstler strebte, keinen Eintrag gethan. Der Gewandung fehlt es an wirksamer Fülle, sie liegt zu naß und dürftig am Körper, und die Kürze des Unterkleides erinnert in unbehaglicher Weise an das auf Jahrmärkten in Schaubuden übliche Kunstreiterkostüm. Warum Bandel, da er einmal zur römischen Tracht seine Zuflucht genommen, dieselbe nicht zu ihrem vollen Rechte kommen ließ, ist unerfindlich. Auch die Stellung der Figur ist nicht ganz geschickt, hat vielmehr etwas Gezwungenes. Der Held lehnt mit dem linken Arme auf einem mächtigen Schild, so daß das linke Bein naturgemäß das Standbein hätte sein müssen; dagegen ist in Wirklichkeit der rechte Fuß zurückgeschoben, der linke aber vorgesetzt, indem er auf die feindlichen Trophäen, Ruthenbündel und Adler, tritt. Diese zweifelhafte Haltung gibt der Figur etwas Tänzelndes und beeinträchtigt den Eindruck der stolzen Würde, die zu erreichen in des Künstlers Absicht lag. Unter solchen Umständen war es kein Unglück, daß das Standbild den Anstandsgesetzen entgegen der Festversammlung den Rücken zuwandte, insofern es sich ihr damit entschieden von der besten Seite präsentierte. So wurde wieder einmal aus der Not eine Tugend; denn der gegen die offene Landschaft zu nach drei Seiten steil abfallende Kegel der Grotenburg, auf dessen Spitze das Monument steht, bietet nur auf der sanft geneigten Ebene im Rücken des Denkmals den nötigen Raum für eine nach Tausenden zählenden Menschenmenge."

50 Jahre später, 1925, wird das Hermannsdenkmal als das romantischste aller Denkmäler bezeichnet. Man dürfe es nicht, wie es zumeist geschieht, unterschätzen; denn es sei nicht nur das romantischste, sondern zugleich das beste der Kolossaldenkmäler seiner Zeit. Vollkommen einheitlich im Aufbau, im Zusammenhang von Unterbau und Figur sehr einfach und klar in dem Motiv des erhobenen Schwertes, bedeute es einen Weckruf und ein Gelübde. Die summarische und grobschlächtige Behandlung der Plastik und die naive Gotik des Unterbaues sollte man nicht bekritteln sondern anerkennen, denn für diesen Zweck und diesen Standort auf der Höhe des Waldgebirges sei sie eben recht. Problematisch sei nicht die Arbeit, sondern die Vorfrage, ob überhaupt solche Kolossaldenkmäler erwünscht seien.

25 Jahre später, 1950, heißt es, man müsse diesem Werk gegenüber auch Ein-

schränkungen machen und es aus der Sicht des 20. Jahrhunderts mit anderen Wertakzenten einordnen, als es der Meister und seine Zeit taten.

Ich verstehe von Kunst nicht viel und habe daher zu diesen Zitaten Zuflucht genommen, mit denen nichts bewiesen werden sollte, und wie sie selbst bemerkt haben, auch nichts bewiesen werden konnte. Doch darf ich dies grundsätzlich sagen: Kritik an anderen hat noch keinem die eigene Leistung erspart und weiter: Ereignisse von gestern können nicht mit den Maßstäben von heute gemessen werden, eine simple Aussage, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

Ereignisse haben ihre eigenen Maßstäbe, ein Mensch wird aber an dem gemessen, was er unternimmt und nicht nur nach dem, was er erreicht. Was Bandel mit seinem Denkmal erreichen wollte und was es für ihn bedeutete, wissen wir. Die Gegenwart ist zu kurz, um sagen zu können, was es für sie bedeutet; denn das Heute ist morgen schon Vergangenheit. Eine Antwort auf die Frage, was es in Zukunft bedeuten wird, würde heißen, göttliche Allwissenheit beanspruchen zu wollen und käme einer Gotteslästerung gleich. Bleibt also als Orientierungshilfe doch die in unserer Zeit so sehr geschmähte Vergangenheit übrig; die lehrt aber wiederum nicht, was wir tun, wohl aber, was wir lassen sollen. Niemand hat aber bis zur Stunde die Frage beantworten können, was ein geschichtlicher Fehler ist. Es ist weder die Zeit noch die Stunde, diese und ähnliche Gedanken weiter zu denken, obwohl ein Denkmal einen Anstoß eben gerade zum Denken geben soll.

Lassen sie mich aus gutem Grund hier abbrechen und mit dem schließen, was der Zimmermeister Fritz Gehring aus Jerxen, der Bandel die Bandel-Hütte gezimmert hat, in seinen Erlebnissen mit Ernst von Bandel in den Jahren 1870 bis 1875 beim Gerüstbau zum Hermannsdenkmal über Bandel und sein Hermannsdenkmal schreibt:

> „Viele seiner Gegner haben ihn immer für einen Probiermenschen und Überspannten gehalten und auch Schwierigkeiten in den Weg gelegt, aber er hat sich nicht ducken und unterkriegen lassen, und wenn er nicht der Mann gewesen wäre, der er war, stände das Denkmal wahrscheinlich heute noch nicht. Und was wäre Detmold ohne Bandels Werk!“



Alte Kutschen am Landestheater vor der Abfahrt zur Grotenburg

Germanen am Rande der antiken Welt

Von Dr. Friedrich Hohenschwert

Das Lippische Landesmuseum beteiligt sich mit dieser Sonderausstellung der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung am Rahmenprogramm zum 100jährigen Jubiläum des Hermannsdenkmals. Ziel der Ausstellung ist es, an ausgewählten Beispielen zu zeigen, wie und in welchem Umfang die Quellen und Ergebnisse prähistorischer Forschung zur Erhellung des historischen Hintergrundes und der kulturellen Verhältnisse der Zeit um Chr. Geburt beitragen. Vor allem den interessierten Laien unter der großen Zahl der Museumsbesucher soll ein Bild von der Arbeitsweise des Ausgräbers gegeben werden und dem, was man aus Bodenfunden und Befunden für die Kenntnis kultureller, wirtschaftlicher und politischer Entwicklungen oder auch strategischer Situationen und militärischer Operationen jener Zeit zu lesen vermag.

Der Sohn des cheruskischen Edlen Segimer, der den römischen Beinamen Arminius bekam, wurde im römischen Dienst Offizier im Range eines Ritters. Durch den von ihm organisierten Aufstand wurde er zur Symbolfigur für den germanischen Widerstand gegen die römischen Eroberungspläne. Die antiken schriftlichen Quellen und Nachrichten haben bisher nicht ausgereicht, um über die Örtlichkeit der Varusschlacht, ihre historische Bedeutung und über die Persönlichkeit des Arminius zu einem einheitlichen Urteil zu gelangen. Die verschiedenen Zeitströmungen und der jeweilige Standort des Betrachters führten zu sehr unterschiedlichen Wertungen.

Es ist nicht beabsichtigt, mit der Ausstellung archäologischer Bodenfunde und Befunde in diesen Streit einzugreifen. Sie sind für die Beantwortung solch spezieller Fragen des Historikers kaum auswertbar. Ihr Wert für die Erforschung wirtschaftlicher, verkehrs- und siedlungsgeographischer und kultureller Verhältnisse und Beziehungen in jenen noch schriftlosen oder an Schriftquellen armen Gebieten der Zeit um Chr. Geburt ist jedoch unbestreitbar. Vor diesem Hintergrund wird das Gewicht der politischen und militärischen Vorgänge während der römischen Eroberungsfeldzüge im freien Germanien in den Jahrzehnten um Chr. Geburt und ihre Auswirkungen auf die weitere kulturelle und politische Entwicklung im westlichen Europa deutlich.

Zur Darstellung des umfangreichen Themas wurden aus Köln, Haltern, Hannover, Mainz und Münster Leihgaben zur Verfügung gestellt.

Die Gesamtkonzeption der Ausstellung entstand in enger kollegialer Zusammenarbeit mit Herrn Dr. J. Bracker, Oberkustos am Römisch Germanischen Museum Köln, Herrn Dr. S. von Schnurbein, Wissenschaftlicher Referent am Landesmuseum Münster.

Die Ausstellung zeigt einheimische und römische Bodenfunde und Denkmäler im wesentlichen vom 4. Jahrhundert vor bis zum 4. Jahrhundert nach Chr. Geburt. Nach der Art der Ausstellungsobjekte und ihrer Gegenüberstellung in der zeitlichen und räumlichen Gliederung ergeben sich fünf Abteilungen.

Im Treppenhaus deuten Großfotos von wichtigen Bodenfunden keltischer und römischer Herkunft aus dem benachbarten Westfalen und Niedersachsen bis hinauf nach Jütland die Häufigkeit solcher Importe, weiträumige, wechselnde Einflüsse und Kulturbeziehungen an. Einen besonderen Platz nimmt eine Auswahl aus den insgesamt 68 Teilen des Hildesheimer Schatzfundes von 1868 ein. Es handelt sich um Teile von silbernem Tafelgeschirr, des-



Dr. F. Hohenschwert führt durch die Ausstellung im Lippischen Landesmuseum

sen feinere Stücke teilweise vergoldet sind. Der Schatz wurde verschiedentlich mit der Niederlage des Varus in Verbindung gebracht und als Tafelgeschirr des Feldherrn bezeichnet. Da sich darunter aber auch Stücke befinden, die eindeutig nicht vor der Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chr. hergestellt worden sind, ist ein direkter Zusammenhang nicht zu konstruieren. Auf welche Weise der Fund zusammengetragen wurde und weshalb er vergraben wurde, ist nicht schlüssig zu erklären. Es könnte sich sowohl um ein Händlerdepot, wie auch um den Hausschatz eines Germanenfürsten handeln. Dabei ist nicht auszuschließen, daß tatsächlich einige Stücke aus der Beute der Varusschlacht stammen. Eine Bildfolge von der Marcussäule und eines Triumphbogens des Marc Aurel sowie ein Relief von der Prinzipia der Zweilegionenfestung Mainz zeigt die Darstellung der Germanen in der römischen und provinzialrömischen Kunst. Durch Kampf- und Hinrichtungsszenen, Gefangene oder Bittsteller vor dem römischen Kaiser und guterhaltene Grab- und Moorfunde im Norden bekommen wir ein Bild vom Aussehen, der Tracht und Ausrüstung der Germanen. Es unterscheidet sich wesentlich von dem jener abenteuerlichen Gestalten, die unsere Vorväter in ihren Festzügen auftreten ließen.

Die zweite Abteilung beginnt mit einem Reliefmodell, historischen Plänen und älteren Grabungsfotos von der Grotenburg. Sie fand zum Beginn der Burgenforschung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts das stärkste Interesse, weil in ihren Resten eine Burg des Arminius gesehen wurde, eine große Volksburg, die namengebend war für den Teutoburgiensis saltus, in dem nach Tacitus (Annalen I 60) die Legionen des Varus vernichtet wurden. Die Wahl der beherrschenden Bergkuppe als Stand-

ort des Arminiusdenkmals führte leider zur weitgehenden Zerstörung der prähistorischen Anlage, deren gewaltige Mauern zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch bestanden, obwohl sie schon seit Jahrhunten den Bewohnern der umliegenden Gemeinden als Steinbruch dienten. Untersuchungen an den Resten des großen Hünenringes lieferten bisher keine Beweise für eine Besiedlung, wohl aber konnten Reste von Holzkonstruktion und der genaue Verlauf der Wehrlinien festgestellt werden. Die C 14-Messung läßt eine Datierung in das 3. Jahrhundert vor Chr. zu. Der Fund einer römischen Pilumspitze reicht als Beweis für eine Benutzung der Befestigung in der Zeit um Chr. Geburt nicht aus.

Die Ringwälle gehören zu den bedeutendsten Bodendenkmälern des lippischen Landes. Sie wurden bisher immer in direktem Zusammenhang mit den großen militärisch-politischen Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Römern, Sachsen und Franken gesehen. Verbreitungskarte, Reliefmodelle und Übersichtsfotos lassen die typische Lage im Gelände und die Anpassung der Formen an das Relief und seine Ausnutzung für die Verteidigung erkennen; Pläne, Profilzeichnungen und Fundtafeln, auf denen die Flächen und Profilbefunde und Funde dargestellt sind, Grabungsfotos, Fotos und Modelle mit Rekonstruktionen der Befestigungslinien und eine geordnete Auswahl der verschiedenen Bodenfunde machen die Arbeitsweise des Archäologen verständlich. Jüngste Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß die bedeutendsten Anlagen mehrere Bauperioden aufweisen und bereits in der Latènezeit angelegt wurden. Für einige Wallburgen kann eine feste Besiedlung für eine kürzere oder gar längere Nutzungszeit angenommen werden.

Die Besiedlung des Tönsberges bei Oerlinghausen erfolgte bereits auf künstlich angelegten Terrassen am Südhang im 4. vorchristlichen Jahrhundert. Ein Wallschnittmodell im Maßstab 1 : 1 mit Originallackprofilen der Brandschichten und Pfostengruben verdeutlicht den Aufbau der Wallschüttung in drei verschiedenen Bauphasen. Die Anlage wurde mehrfach zerstört und mit unterschiedlichen Wehrlinien gesichert und verstärkt. Die früheste Befestigungsphase zeigt eine reine Holzwehrlinie mit Erdrampe und außen vorgelagertem Graben am Steilhang. Die zweite Bauphase bestand aus einem Stein-Erd-Wall mit einer Brustwehr. Die Siedlungsspuren auf dem Tönsberg sind so zahlreich, daß mit einer Dauerbesiedlung gerechnet werden kann. Sie bestehen aus Brandresten der Holzkonstruktionen, Feuerstellen, Keramik mit Spinnwirteln, Mahlsteinfragmenten und einzelnen Eisengeräten. Erhalten sind diese Reste mit den Pfostenspuren von Häusern nur an jenen Stellen, wo die Kulturgeschichte am Hang nicht verwitterte, sondern durch jüngere Überbauung geschützt wurde. Es kann angenommen werden, daß die Tönsbergbefestigung zu Beginn der römischen Feldzüge noch benutzt wurde.

Die Ringwallanlage Piepenkopf wurde 1934 entdeckt. Die Befestigung war am flacheren Südhang durch eine Stein-Holz-Erde-Mauer geschützt. Die mit Frontmauern, gestützt durch starke Pfosten in Mauerschlitzen, Erdhinterfüllung und rückwärtige Flechtwand errichtete Wehrlinie ist nach außen hin durch eine zusätzliche Blockpackung vor den Pfosten gestützt. Ein muldenförmiger Graben ist im Abstand von ca. 2 m vorgelagert. Die Sperrlinie zum weiteren Berghang nach Osten hin war verstärkt durch eine zweite Linie in einfacher Palisadenbauweise mit Erdrampe. Reste dieser Linie ziehen weiter nach Osten in Richtung auf die Amelungsburg. Es besteht die Möglichkeit, daß diese Kuppe als Warte in das gesamte Befestigungssystem einbezogen war. Spuren einer Befestigung am steilen Nordhang konnten bisher nicht festgestellt werden. In den wenigen Schnitten, die bisher gemacht wer-

konnten, wurde immer nur eine Bauperiode festgestellt. Im Inneren wurden überall starke Brandschichten gefunden, die auf eine gewaltsame Zerstörung der Anlage schließen lassen. Die Keramik vom Piepenkopf entspricht im wesentlichen der der früheren Besiedlungsphase des Tönsberges. Die C 14-Messung ergab eine Datierung in das 3. Jahrhundert vor Chr. Für die Spätlatènezeit gibt es kein Datum und keine typischen Funde.

Die Herlingsburg galt bisher als sächsische Volksburg aus der Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen. Sie ist aber mit Sicherheit als Ringwallanlage in der Zeit vor Chr. angelegt worden. Ein C 14-Datum und die Keramik weisen auf eine Benutzung der Anlage in der Zeit um Chr. Geburt hin. Wahrscheinlich ist die Befestigung als strategisch wichtiger Punkt in der Zeit der Sachsenkriege erneut hergerichtet worden. In der Wallschüttung sind die Reste der eisenzeitlichen Kulturschicht zusammengetragen. Die Keramik der Herlingsburg unterscheidet sich von der des Piepenkopfes und der des Tönsberges dadurch, daß vorwiegend sorgfältig geglättete Gefäßscherben vorliegen und einzelne Stücke bereits Flächenverzierungen aufweisen, wie sie hier für die römische Kaiserzeit typisch sind.

Beim Vergleich des Materials aus den drei Wallburgen gewinnt man den Eindruck, daß der Tönsberg über einen sehr langen Zeitraum besiedelt war. Er hat sowohl sehr grobe Ware der frühen Latènezeit als auch sehr feine und typische Ware der Spätlatènezeit. Der Piepenkopf scheint nur kürzere Zeit in einer Bauperiode besiedelt gewesen zu sein, die Herlingsburg nach dem bisherigen Material nur im späten Abschnitt der vorchristlichen Eisenzeit. Mit der stark zerbrochenen Keramik allein läßt sich nur schwer datieren, zumal einzelne Formen und grobe, rauhe Ware sicher viele Jahrhunderte angefertigt wurde. In den Burgen tritt im wesentlichen die gleiche Keramik auf, wie sie in den Urnenfriedhöfen der älteren Eisenzeit zu finden und in einer Vitrine ausgestellt ist. Die Keramik läßt sich gliedern in drei Gruppen nach Machart und Verwendungszweck:

1. Grobe und rauhe dickwandige Scherben von Vorratsgefäßen.
2. Mittlere Ware, geglättet, härter gebrannt, vereinzelt mit Kammstrichverzierungen, zum Teil mit beschlickter Oberfläche, vor allem Reste von steilwandigen Schalen, Näpfen und Töpfen.
3. Sorgfältig gearbeitete und feingeglättete Ware, vorwiegend von kleinen Bechern, Pokalformen und Schälchen.

Den germanischen Funden, Siedlungsresten und Burgen der vorrömischen Eisenzeit sind in der dritten Abteilung Bodenfunde als Zeugnisse des römischen Vormarsches und Karten und Tafeln zur Erläuterung des Militärwesens und der militärischen Operation gegenübergestellt. Der Wert des berühmten Caeliussteines liegt weniger in seiner künstlerischen Ausführung begründet als vielmehr in seiner ikonographischen und vor allem historischen Aussage; er ist das einzige ausdrückliche Zeugnis dafür, daß die 18. Legion zu den dreien gehörte, die im Teutoburger Walde vernichtet wurden. Er wurde schon vor 1630 zwischen Xanten und Birten am Fuße des Fürstenberges gefunden und kurz nach 9 nach Chr. angefertigt. Seine Inschrift lautet in der Übersetzung (Lesung nach H. v. Petrikowits): „Dem Marcus Caelius, Sohn des Titus von der Tribus Lemonia aus Bononia (Bologna)/Centurio ersten Ranges der 18. Legion, 53½ Jahre alt. Er fiel im Kriege des Varus. Die Gebeine (des Centurio selbst oder seiner Freigelassenen?) dürfen (in diesem Grab) beigesetzt werden. Der Bruder Publius, Sohn des Titus von der Tribus Lemonia hat (das Grabmal) herstellen lassen." Als Gegenstück ist der Abguß des Grabsteines eines römischen Legionärs aus Mainz-Wei-



Wallschnittmodell vom Tönsberg im Maßstab 1 : 1 mit Originallackprofilen von den Kulturschichten, Brandresten und Pfostengruben; Rekonstruktionsmodelle der Wehrlinien vom Tönsberg und Piepenkopf im Maßstab 1 : 10; Reliefkarten aller lippischen Wallburgen; Funde von Feuerstellen, Keramik, Spinnwirtel und Mahlsteine; Grabungsfotos und Grabungspläne von den lippischen ältereisenzeitlichen Befestigungen vor Chr. Geburt

senau aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts nach Chr. aufgestellt.

Eine Zeittafel, Karten zu den Feldzügen ins freie Germanien von 9 vor Chr. bis 16 nach Chr. (nach G. Jakob-Friesen) und dem gesamten römischen Vormarsch und Rückzug bis zum Zusammenbruch der römischen Reichsgrenze und den Tafeln zur Geschichte und Gliederung der Legionen (nach O. Doppelfeld) erleichtern dem Besucher die Orientierung und ermöglichen eine umfangreiche Information.

Zu den römischen Militärlagern an der Lippe gab Dr. S. von Schnurbein zur Eröffnung der Ausstellung eine Einführung, die im folgenden in Auszügen wiedergegeben wird: „Bisher sind vier Lagerplätze entlang der Lippe bekannt, die eindeutig mit den Feldzügen Roms gegen Germanien zwischen 12 vor Chr. und 16 nach Chr. in Verbindung stehen.

1. Dorsten-Holsterhausen, Kr. Recklinghausen, ein kurzzeitig belegtes Marschlager, rd. 50 ha groß.
2. Haltern, Kr. Recklinghausen. Verschiedene Lagerplätze. Darunter ein kurzzeitig belegtes „Feldlager", 36 ha groß; das sogenannte Hauptlager, ca. 18 ha

groß, bestand mindestens ein Jahrzehnt und wurde 9 nach Chr. verlassen. Ferner ungeklärte Lagerreste im Lippetal.

3. Bergkamen-Oberaden, Kr. Unna. Großes Lager, ca. 54 ha. Es bestand nach Ausweis der Münzen und Keramik vom Feldzugsbeginn bis ca. 9/8 vor Chr. Möglicherweise gleichzeitig belegt war das kleine Lager bei Beckinghausen, 2,5 km nordwestlich Oberaden auf dem Hochufer über der Lippe gelegen; Innenraum ca. 1,6 ha groß.
4. Anreppen, Kr. Büren. Das am weitesten vom Rhein entfernte Lager wurde erst 1967 entdeckt. Nach den bisher vorliegenden Ergebnissen war es wohl 750 : 350 m groß und bestand offenbar längere Zeit.

Da die römischen Truppen auf den Märschen jeden Abend ein wenigstens leicht befestigtes Lager angelegt haben, müssen sich hin bis zur Elbe in ganz Nordwestdeutschland noch Dutzende römischer Lager befunden haben. Nur wenige werden allerdings ähnlich Haltern, Oberaden und Anreppen als Standlager ausgebaut gewesen sein.

Von Haltern und Beckinghausen wissen wir, daß die römische Truppe bereits begonnen hat, in größerem Umfang Keramik zu produzieren, ein deutliches Zeichen dafür, daß man auf römischer Seite die Provinz Germanien bereits für völlig „befriedet" hielt und diese Lager über das rein Militärische hinaus noch anderen Zwecken gedient haben werden, die mehr im zivilen Bereich lagen.

Diese Interpretation wird auch durch das Fundmaterial von Haltern unterstützt. Neben militärischen Funden und solchen, die stets im Troß des Heeres mitgeführt wurden, wie Werkzeuge, Keramik, sind im Lager z. B. auch Reste von sechs Töpfereien gefunden worden, in denen neben Töpfen und Krügen auch Öllampen in Serie hergestellt worden sind. Diese Töpfereien scheinen für einen weit über das engere Lager hinausgehenden Markt ausgelegt zu sein. Darüber hinaus wurde in diesen Töpfereien auch noch der Versuch unternommen, feinere Keramik herzustellen, vor allem Terra Sigillata und verschiedene figürliche Keramik. Solche Versuche setzen Ruhe voraus und das Gefühl, auf sicherem Boden zu wohnen.

Die zahlreichen Wohnbauten im Lagerzentrum und die anspruchsvollen Töpfereierzeugnisse lassen erkennen, daß aus römischer Sicht das rechtsrheinische Germanien bereits fester Bestandteil des Reiches war. Es könnte sein, daß Haltern bereits als Mittelpunkt der aufzubauenden Provinzverwaltung und der wirtschaftlichen Erschließung des rechtsrheinischen Gebietes gedacht war. Aus dem Füllhorn mediterraner Lebensweise und Kultur waren bereits alle Dinge des täglichen Genusses hierher gekommen, wie die Bronzekellen und Siebe zeigen, die beim Weinausschank verwendet wurden. Es bleibt eine wichtige Aufgabe zu klären, ob solche Indizien sich auch in dem am Oberlauf der Lippe gelegenen Lager Anreppen finden. Es wäre denkbar, daß der Grad der Romanisierung mit zunehmender Entfernung vom Rhein abnahm.

Mit dem Jahre 9 nach Chr. wurde diese sich abzeichnende Entwicklung abrupt abgebrochen. Der erneute Eroberungsversuch des Germanikus zwischen 14 und 16 nach Chr. brachte keine Wende zugunsten Roms, die Grenze blieb am Mittel- und Niederrhein.

Nach Ausweis der archäologischen Funde in Nordwestdeutschland war damit auch für etwa 150 Jahre der unmittelbare Kontakt zwischen Germanen und Römern unterbrochen. Erst ab der Mitte des 2. Jahrhunderts mehren sich vor allem im Gebiet von Weser und Elbe römische Kulturgüter, die teils als Handelsgut, teils als Kriegsbeute hier her kamen. Ein guter Teil ist auch als Söldnerlohn der in römischen Einheiten freiwillig dienenden Germanen ins Land gekommen. Hand in Hand mit dieser Öffnung und dem intensiven kultu-

rellen Austausch wuchs der Druck der Germanen gegen die römischen Reichsgrenzen, bis diese dann im 4. Jahrhundert allmählich zerbrachen."

Die Karten der Ausstellung zu den militärischen Operationen, die große Karte der Nordgrenzen des Römischen Reiches mit den Grenzbefestigungen von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer von Augustus bis um 400 nach Chr. und ein Reliefabguß der Trajanssäule lassen das Ausmaß jener politischen und militärischen Ereignisse und Veränderungen und der damit einhergehenden kulturellen Konfrontation zum Abschluß noch einmal deutlich werden.

Die Spuren der römischen Militärlager im Boden entlang der Lippe werden durch Grabungspläne, Lackprofile, Grabungsfotos und eine repräsentative Auswahl der oben schon besprochenen Bodenfunde auf Schaupaletten und in Vitrinen dargestellt. Nur auf einzelne Funde und Beobachtungen, die schlagartig die Situation und Vorgänge erhellen, sei besonders hingewiesen.

Unter der Schautafel „die Kaiser und ihre Legionen" liegt ein Bleibarren aus dem Lager Haltern mit eingemeißelter Inschrift: CCIII L. XIX = 203 (Pfund) L(egio) XIX.

Die 19. Legion gehörte zum Heer des Varus und ist eine der drei Legionen, die, wie die Schautafel zeigt, im Jahre 9 nach Chr. zugrunde gingen und nie wieder aufgefüllt wurden. Der Barren ist von dieser Legion hergestellt worden.

Ein Ausgrabungsfoto von Anreppen zeigt eine Siedlungsgrube mit germanischer Keramik der späten Latènezeit. Sie wird von dem römischen Lagergraben angeschnitten. Das läßt den Schluß zu, daß das römische Militärlager in einer Dorfflur angelegt wurde, wobei die einheimische Bevölkerung ihre Felder einbüßte oder auch zumindest einen Teil ihrer Häuser verlor. Oft aber blieben Siedlungen der Germanen vor den Mauern und Gräben der Lager bestehen oder entstanden neu.

Unter einem Reliefabguß aus Aquileia mit der Darstellung einer römischen Schmiede wird eine Auswahl römischer Werkzeuge aus Haltern gezeigt: Dechsel, Pionieräxte, Beil, Tüllenmeißel, Nageleisen, Hackschaufel, 2 Zelthäringe, Hämmer. Davor ist ein Beispiel der leider nur selten erhaltenen Handwerksarbeit in Holz zu sehen, eine sorgfältig verzimmerte Fassung eines Sickerschachtes oder einer Wasserstelle des Lagers Oberaden. Diese Objektgruppe läßt deutlich werden, daß Geräte für Erdarbeiten und zur Holzverarbeitung und zum Schmieden wie verschiedene Arbeitstechniken und -verfahren seit zwei Jahrtausenden fast unverändert fortbestanden.

Das Lagermodell von Haltern unter dem Grabungsplan macht wiederum deutlich, wie der Archäologe aus den Spuren im Boden in Verbindung mit schriftlichen Berichten und bildlichen Darstellungen die Bauten eines Lagers zu rekonstruieren und ihre Funktion zu deuten vermag. In allen Lagern ist mit gewissen geländebedingten Abweichungen ein klares vom organisatorischen, funktionalen und repräsentativen Gesichtspunkt im wesentlichen bestimmtes Schema erkennbar.

In der Geschichte des Römischen Reiches und seiner Ausdehnung in den Gebieten nördlich der Alpen stellen die Vorstöße der Römer gegen Nordwestdeutschland, insbesondere die militärischen Operationen der augusteischen Zeit in den Jahren von 12 vor Chr. bis 16 nach Chr., zumindest für das Gebiet des Weserberglandes bis zur Elbe, im Grunde nur eine Episode dar. Sie bewirkten aber den Abbruch verschiedener Entwicklungen, z. B. auf dem Gebiete des Burgenbaues und befestigter Siedlungen, die sich für diese Landschaft im Randbereich der spätlatènezeitlich-keltischen Oppidakultur anbahnten.

In der Einbruchzone, die an der Entwicklung und Blütezeit der römischen Rheinprovinzen nur sehr geringen Anteil hatte, blieben in den nächsten Jahrhunderten nach der kriegerischen Auseinanderset-



Lackprofil eines römischen Spitzgrabens aus Haltern; Grabungsfotos vom Lager Anreppen bei Paderborn und Funde aus dem Militärlager Haltern. Durchblick auf den hinteren Raum mit Funden der Jahrhunderte nach Chr. Geburt

zung durch friedlichen Warenaustausch im wesentlichen römische Einflüsse wirksam, wobei die Anregungen im handwerklich-kunstgewerblichen und wirtschaftlichen Bereich eine durchaus eigenständige Ausprägung erfuhren.

Das heimische Fundgut der römischen Kaiserzeit in der vierten Abteilung im hinteren Saal ist bewußt dem Material der fünften Abteilung, den provinzialrömischen Funden aus Köln gegenübergestellt. Hinzu treten noch die Beispiele bedeutender Importfunde, Münzen, Opferfunde und Grabbeigaben. Das heimische Fundgut stammt vorwiegend aus Siedlungen. Durch die bei den Cheruskern übliche Leichenverbrennung in Verbindung mit einem Rückgang der Beigabensitte sind nur in den seltensten Fällen Grabbeigaben in gutem Erhaltenszustand überliefert. Die im Laufe des 1. Jahrhunderts beginnenden und im 2. bis 3. Jahrhundert verstärkt auftretenden römischen Importfunde sind hier im wesentlichen in Form von Keramikfragmenten vertreten, für die Vergleichsstücke in den Vitrinen der fünften Abteilung, aus Köln, zu finden sind. Aus dem benachbarten Niedersachsen werden aus Gräbern der gehobenen Schicht einige Beispiele der im 3. Jahrhundert besonders häufig als Grabgefäße auftretenden Hemmoorer Eimer gezeigt. Eine besonders wichtige römische Kleinbronze liegt als Bodenfund aus einer alten Wegespur in der kaiserzeitlichen Siedlung Wüsten-Hühnerbrink an der alten Vlothoer Straße vor. Es ist ein kleiner bronzener Balkenkopf oder Wagenbeschlag in Gestalt eines geflügelten Amorknaben,

mit dem Hasenholz auf dem Rücken und der Laterne in seiner Linken als Wanderer dargestellt. Ob man in dieser römischen Kleinbronze ein typisches Importstück zu sehen hat oder ob es vielleicht von einem römischen Wagen, der diesen Weg benutzte, verlorenging, muß hier offen bleiben. Alle diese Fragmente und Kleinfunde weisen auf die Kontakte mit dem römischen Rheinlande hin. In einigen Fällen ist Keramik durch den heimischen Töpfer nach dem Vorbild römischer Importe offensichtlich in diesen Siedlungen angefertigt worden. Der Versuch, den Charakter der Drehscheibenware zu imitieren, ist deutlich erkennbar. Diese Kopien sind ohne Drehscheibe sehr dünnwandig und elegant gearbeitet und stehen in ihrer Wirkung ihren serienmäßig gefertigten Vorbildern in keiner Weise nach. Das reiche Material der Siedlung Hündersen verdankt das Lippische Landesmuseum in erheblichem Umfange der verständnisvollen Hilfe des Gutsbesitzers Dr. Rhodovi, der vor der Abbaukante einer Sandgrube in der Kriegs- und Notzeit der 40er Jahre die Inhalte der Abfallgruben rettete und dem Museum übergab.

Weiteres Material stammt aus den Abfallgruben einer in der offenen Feldflur im Bereich der alten Vlothoer Straße bei Wüsten gelegenen Siedlung. Die Ausstellung der Funde mit Beispielen für das Ergänzen der keramischen Form aus zahlreichen Scherben sowie die zeichnerische Darstellung und Rekonstruktion der vielfältigen Formen der Siedlungskeramik, die S. Weidenberg, Bad Salzuflen, während eines Museumspraktikums als Schülerin anfertigte, macht wiederum die Auswertung des Scherbenmaterials einer Siedlung durch den Archäologen deutlich. Nicht nur die Vielfalt der keramischen Gebrauchsformen und ihre Variationsbreite in einer Siedlung, der Ideenreichtum bei der Ornamentierung und die Funktionen der verschiedenen Formen werden erkennbar. Viele der neuen kaiserzeitlichen Formen sind in Anlehnung an römische Vorbilder wie Pokale und Fußschalen entstanden.

Auch andere handwerkliche und wirtschaftliche Tätigkeiten der Dorfbewohner für die Eigenversorgung sind aus den oft unscheinbaren fragmentarischen Funden erkennbar. Mahlsteinbruchstücke von rundlaufenden Mühlen, z. T. aus Basaltlava gefertigt, geben einen Hinweis darauf, daß bestimmte besonders geeignete Werkstoffe weiterhin, wie schon in der Latènezeit z. B. aus Mayen in der Eifel beschafft wurden. Wetzsteine, Webgewichte und Spinnwirtel sind regelmäßig in den Abfallgruben der Siedlungsflächen zu finden.

Zu den Funden aus Köln in der fünften Abteilung, Erzeugnisse der Handwerker und Künstler für die gehobenen Ansprüche der römischen Stadtkultur, in einer kleinen Auswahl aus dem reichen Marktangebot, sagt J. Bracker: „Unter den zahllosen zivilisatorischen Errungenschaften, welche die Römer mit in das Rheinland brachten, hat wohl ihre Keramik die größte Verbreitung gefunden. Namentlich das arretinische Sigilatta-Geschirr, dessen Produzenten wir oftmals nach eingeprägten Töpferstempeln (sigillum) kennen. Sigillaten kamen aber auch aus Südfrankreich und schließlich aus Rheinzabern in erstklassigen Qualitäten. Neue Fertigungsmethoden wurden bekannt, nicht nur des Brennens, sondern beispielsweise auch der seriellen Herstellung von Stapelware.

Gegenüber solcher Konkurrenz waren die ohne Töpferscheibe von Hand gemachten Gefäße einheimischer Manufakturen nach einiger Zeit nicht mehr abzusetzen. Zwar nahmen anfangs die Soldaten von Haltern — wohl des Preises wegen — mit den germanischen „Kochtöpfen“ vorlieb. Man versuchte sogar, deren Qualität noch durch Herstellung auf der Töpferscheibe zu verbessern. Doch erschien gleichzeitig ein neuer „Renner“ auf dem Markt, der sogar den römischen Erzeugnissen einen gewissen Marktanteil abnahm: die sog. „belgische Ware“, Töpferscheibenware, glän-

zend schwarz oder rot. Neben spezifisch einheimischen Formen findet man unter der „belgischen Ware“ auch Kopien oder Variationen des Sigillata-Geschirrs.

In Köln wurde vornehmlich der dort vorhandene weiße Pfeifenton verarbeitet, hingegen stellen die glänzend schwarzen Gefäße mit bunter Barbotine-Bemalung und manchen Trinksprüchen darauf Leistungen von Trierer Töpfereien des 3. und 4. Jahrhunderts nach Chr. dar. Römisches Geschirr des 1. - 4. Jahrhunderts nach Chr. war, sobald es auf dem Markt erschien, auch im freien Germanien rechts des Rheins gefragt. Er findet sich in Einzelstücken neben den lokalen Keramikprodukten als Beigabe in den Gräbern der Germanen.“

Die germanischen Stämme dieser Zeit hatten kein eigenes Münzwesen. Die römischen Münzen waren bei ihnen durchaus geschätzt. Sie kamen als Erinnerungsstücke, als Kriegssold oder auch durch römische Händler ins Land. So besitzen sie für unser Land als Bodenfunde aus Siedlungen, alten Gebirgspässen und Wegespuren, als kleine Schatzfunde oder an Opferplätzen einen erheblichen Wert als Geschichtsquelle. Sie ermöglichen die Datierung anderen Bodenfunde und Spuren. Ihre Kartierung gibt uns Hinweise auf Verkehrs- und Siedlungsverhältnisse der Jahrhunderte um und nach Chr. Geburt.

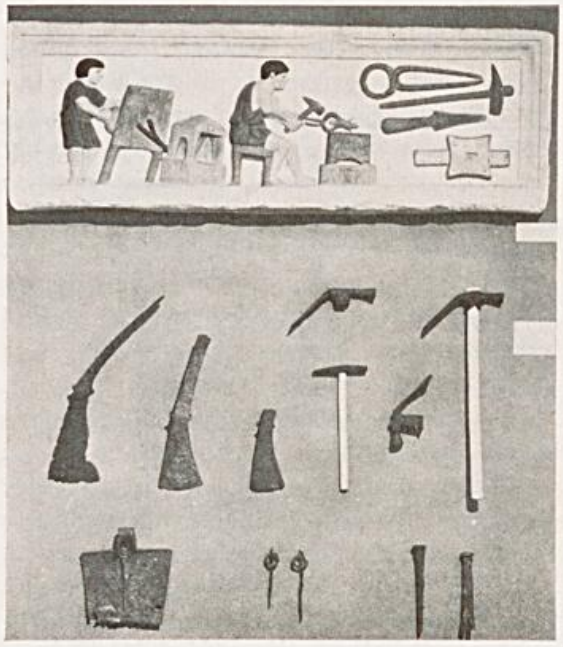
Auf den Sinn und die Aussage der Gegenüberstellung einheimischer und römischer Funde der Kaiserzeit, aus Rheinland und Westfalen und ihre Beschreibung geht Dr. J. Bracker in seinem anläßlich der Eröffnung der Sonderausstellung „Germanen am Rande der antiken Welt“ am 16. August 1975 gehaltenen Einführungsvortrag näher ein. Seine grundsätzlichen Ausführungen zur Arbeitsweise und den Ergebnissen der Archäologie, zur Zielsetzung musealer Darstellungen, zur Ausstellungsthematik und Gesamtkonzeption mit dem Versuch, das Bild der Menschen jener Zeit und ihrer Situation mit Leben zu erfüllen, mögen das bisher Gesagte vertiefen.

Theodor Mommsen hat einmal gesagt: „Archäologie ist die Wissenschaft von dem, was zu wissen sich lohnt.“ Die Ursache für solche Verdrossenheit lag für den Historiker Mommsen zum Teil sicherlich in der unbestreitbaren Tatsache begründet, daß der anonyme Charakter der meisten Bodenurkunden in aller Regel schnell überfragt ist. Das eigentlich Faszinierende an den archäologischen Zeugnissen liegt vielmehr in dem Bekunden eines Handelns, das soeben erst abgeschlossen scheint und doch weit in der Vergangenheit zurückliegt: die in einem Erdprofil noch sichtbare Ackerfurche, ein ausgehobener Graben, die Anbringung einer altsteinzeitlichen Höhlenmalerei. Die Funde und Befunde sind so unterschiedlicher Art und von so mannigfaltiger Bedeutung, wie es Lebensumstände, Beweggründe oder auch Zufälle gab, die die noch sichtbaren Eingriffe in den Boden auslösten oder Gegenstände zu Bodenfunden werden ließen.

Da ist beispielsweise die zu Bröseln verbrauchte Keramik, wie man sie typischerweise in Siedlungen findet, und gegenüber die oftmals wohl erhaltenen, weil der ewigen Ruhe des Grabes anvertrauten Urnen und Beigaben, da sind die rein zufällig auf der Straße verlorenen Münzen, und wieder auf der anderen Seite sieht man einen zu Gefahrenzeiten vergrabenen Münzschatz, den der Besitzer späterhin auszugraben niemals mehr die Gelegenheit erhielt. Die Variabilität der Kombination von Fundsituation und Fundgegenstand zu erkennen und auszuwerten, gehört zum Tagesgeschäft der Wissenschaft.

Aus den punktuellen Informationen, die durch archäologische Methoden dem Boden zu entnehmen waren, sind mittlerweile kulturgeschichtliche Zusammenhänge wie in einem Grundraster erarbeitet worden. Und weil dieser Raster steht und fällt mit den Funden und Befunden unterschiedlicher Aussagekraft, liegt dem der Öffentlichkeit gegenüberstehenden Museumsmann an der Darstellung der weit gefächerten

Quellenaussage. Es gilt, den Zeugniswert von Bodenurkunden gerade dort begreifbar zu machen, wo die Forschung noch am Anfang seiner regulären Arbeit steht... ... Nach einer ersten Durchmusterung des regionalen Materials war bereits klar, daß darunter nichts eigentlich optisch Attraktives zu finden war. Ein Meer von einzelnen Scherben, von denen jede einzelne aber neben entsprechender Unscheinbarkeit auch den Wert einer Reliquie für die Wissenschaft besitzt, weil sie die Fundzusammenhänge datiert, die Wirksamkeit kultureller Einflüsse von außen klarlegt oder ausschließt und Aufschlüsse über Fertigungsmethoden an die Hand gibt. Mit Hilfe dieses Materials hat Herr Hohenschwert beispielsweise durch die wissenschaftliche Zusammenfassung seiner Ergebnisse im Rahmen einer Dissertation die zeitliche Periodisierung der von ihm erforschten Burgen Tönsberg, Piepenkopf und Herlingsburg gesichert. Wie sollte man nun darauf verzichten, so nützliche Urkunden aufzutischen? Zumal, wenn man den



Römisches Arbeitsgerät aus dem Militärlager Haltern unter dem Relief einer römischen Schmiede von Aquileia

modernen Museumsbesucher richtig einschätzt und weiß, daß dieser nicht nur die Ergebnisse zu sehen wünscht, sondern auch die Zeugnisse, auf die man sich beruft.

Der repräsentative Querschnitt des ausgebreiteten Fundmaterials aus den Latèneburgen und den kaiserzeitlichen Siedlungen enthält einfache Aussagen zur Zeitgeschichte der Vergangenheit. Es teilt mit, daß die Festungen vom 4. Jahrhundert vor Chr. — einer Zeit, da Rom längst existierte, man aber hier noch nicht alle Tage darüber nachdachte — bis in die Jahre der Römerkriege existierten. Und es besagt weiterhin, daß man vom frühen 1. Jahrhundert nach Chr. bis ins 4. Jahrhundert nach Chr. in Siedlungen weitergelebt hat. Zeigte man dieses Material für sich allein, würden Eigenwertigkeit und Eigenständigkeit des Regionalen überhaupt gar nicht sichtbar. Der Museumsmann vermag aber, diese herauszustellen, indem er zeitgenössische Phänomene nebeneinanderrückt, die den Menschen seinerzeit ebenso bewußt waren. Gestatten Sie mir, daß ich diese Gedanken zur Begründung des Ausstellungsthemas „Germanen am Rande der antiken Welt“ exemplifiziere:

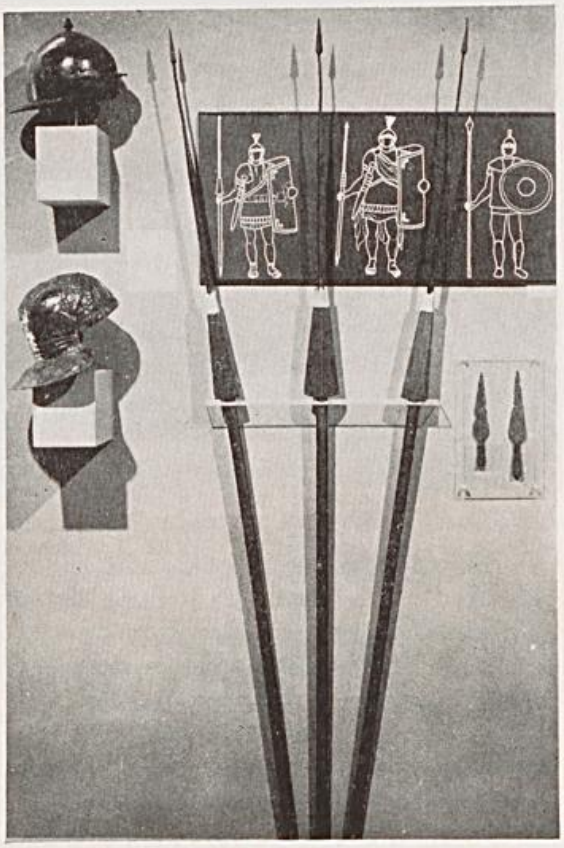
Um das Jahr 30 vor Chr. fand noch im Bereich des heutigen Neuwied die feierliche Beisetzung eines Fürsten der Ubier statt. Der Begräbnisplatz seiner Familie lag auf der Kante eines Geländesporns, von dem aus man die Ländereien des Fürsten im Tale überblicken konnte. In seinem Wagen liegend, wurde der Ubier auf einen Scheiterhaufen gefahren und den Flammen übergeben. Am noch offenen Grabe hielt die Familie gemeinsam mit dem Toten, dem man in kostbarem Geschirr Essen und Trinken vorgesetzt hatte, üppigen Leichenschmaus. Alle diese Einzelheiten sind durch die archäologische Freilegung und die sorgsame Untersuchung der Einzelfunde durch Herrn Joachim vom Landesmuseum Bonn vor wenigen Jahren erst eruiert worden.

Der Fürst war offenkundig der Einladung des Agrippa nicht gefolgt, sich an

dem großen Treck der Ubier über den Rhein hinweg nach Westen zu beteiligen, wiewohl ihm die Annehmlichkeiten eines Lebens unter der Römerherrschaft unmittelbar vor Augen standen. Dort in der Kölner Bucht war den Ubiern Siedlungsland zugesagt worden. Weil sie nun mit den Römern befreundet und deren Vertragspartner geworden waren, stand vor dieser Aktion immerhin fest, daß die Verteilung der Landlose selbstverständlich der sozialen Durchordnung des Ubierstammes gerecht würde. Ihre Fürsten, die principes waren den römischen Bürgern mit all ihren Privilegien gleichzustellen. Sie sollten nach altrömischem Ritterrecht Land erhalten und mit in eine noch zu schaffende Ubiermetropole einziehen.

Die Römer verstanden es vorzüglich, durch das Angebot von Privilegien sich immer wieder den Adel der Barbarenstämme zu verpflichten. Und von den Cheruskern waren es gleich drei uns näher bekannte Fürstenpersönlichkeiten, die sich zum Teil ganz in die neue Welt hinüberziehen ließen. Da ist zunächst Segestes zu nennen, der Gegenspieler des Arminius, dem der Kaiser Augustus das römische Bürgerrecht und zugleich einen römischen Namen verliehen hatte. Fortan hieß er vermutlich C. Iulius Segestes. Dieser begab sich späterhin mit seiner Familie, den Verwandten und der von ihm abhängigen Gefolgschaft unter die Schutzgewalt der Römer, wohl in die nächst erreichbare Stadt. Wahrscheinlich hat er in der Folgezeit ein Haus im oppidum Ubiorum bewohnt und trug täglich die Toga, das römische Bürgergewand. Wir kennen die kleinen, recht komfortabel mit Wandmalereien und Mosaiken ausgestatteten Häuser des Oppidums durch Ausgrabungen westlich des Kölner Domes und westlich von Marien im Kapitol mittlerweile ziemlich genau.

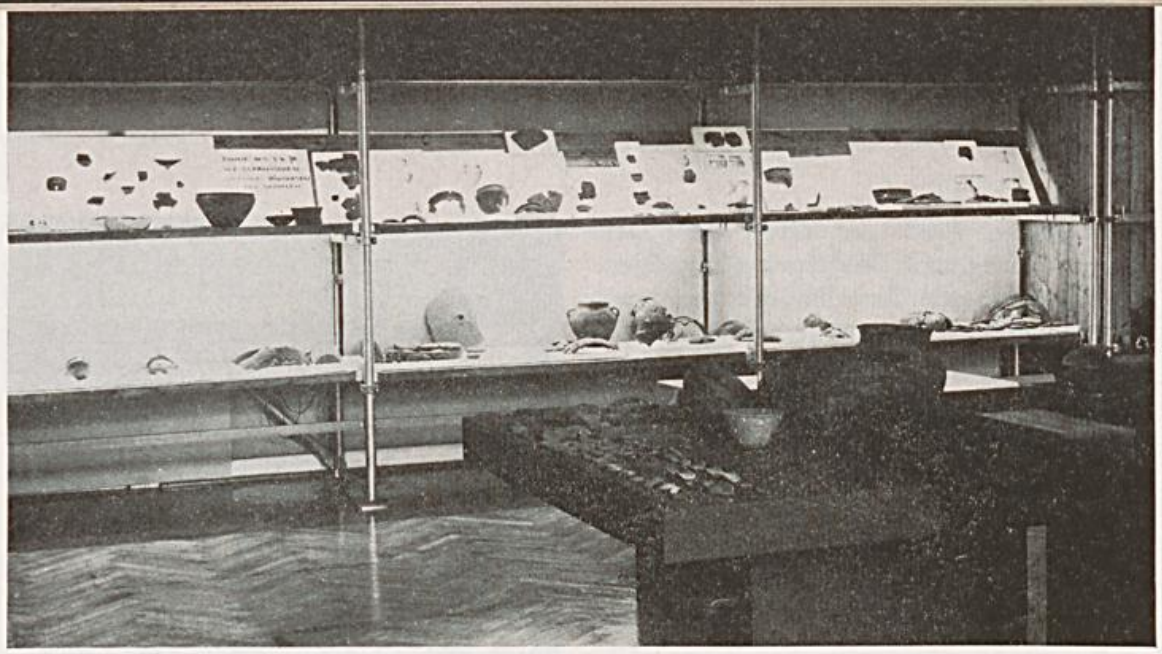
So auch Arminius und dessen Bruder Flavus, der Blonde, die uns nur unter diesen Beinamen bekannt geworden sind.



Darstellung römischer Bewaffnung, Helme, Pila und Lanzenspitzen aus dem Militärlager Haltern

Wie die Annalen des Tacitus uns lehren, hatten sie beide als sog. ductores popularium, als Führer von Hilfsvölkern, Posten in dem Römerheer übernommen. Auch Arminius erhielt das römische Bürgerrecht, durfte mithin die Toga tragen, jenes eigentümlich gefaltete Gewand, das nur den römischen Bürgern zukam. Auf Grund seiner adligen Herkunft gelang es ihm ferner schneller als manchem Bürger, den Rang eines Ritters zu erreichen. Es wird berichtet, daß er sich eifrig in der lateinischen Sprache zu vervollkommnen trachtete. In jeder Hinsicht adaptierte er römisches Wissen und römische Kultur.

Kaum wäre jemand geeigneter gewesen, als die römischen Bürger aus Köln, Arminius und Segestes, den Cheruskern aus unmittelbarer Anschauung über die Errun-



Siedlungsfunde aus Hündersen bei Bad Salzuflen und Wüsten aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geburt mit einzelnen römischen Importstücken.

genschaften römischer Zivilisation zu berichten. Die vermittelnde Stellung des in römischen Diensten stehenden germanischen Adels brachte auf der anderen Seite den Römern wichtige Kenntnisse über die landschaftlichen Gegebenheiten, die urgeschichtlichen Verkehrswege bis zur Elbe hin und die dort lebenden Stämme ein.

Als Arminius 7 nach Chr. Urlaub nahm, um an das Totenbett seines Vaters Sigimer in die Heimat zurückzukehren, war er im Grunde nur einer von vielen, die tagtäglich in größerer Zahl von römischer Dichtkunst und Musik, von Malerei und Plastik zu erzählen gewußt hätten. Aus dem denkbaren Ambiente der germanischen Fürsten in Köln sind in der Ausstellung beispielhaft zusammengefügt das Altersporträt des Kaisers Augustus, daneben die beiden zusammen gefundenen Gefäße, der schwarze Kochtopf, ein Erzeugnis der Ubier, das Doppelhenkelgefäß aus dem weißen Kölner Pfeifenton: ein typischer Römer. Formen und Gesichter, die den Menschen im Lager oder in der Ubierstadt tagtäglich begegneten.

Die ungeheure Wucht der kulturellen Konfrontation kann von uns Heutigen nicht annähernd nachempfunden werden. Die überhaupt erste Holzbrücke, die Caesar 54 vor Chr. bei Neuwied hatte über den Rhein bauen lassen, war als eine konkurrenzlose Attraktion der römischen Technik gewiß noch lange in aller Erinnerung geblieben. Dies wohl weniger, weil die Römerfreunde das Bauwerk bewunderten, als vielmehr, weil es zu nichts anderem gedient hatte, denn die Sueben bis an die Elbe in Furcht und Schrecken zu versetzen.

Mit ähnlicher Angst mag die Kunde von der völligen Verwandlung der linksrheinischen Landschaft aufgenommen worden sein, die damit begann, daß Agrippa das Land mit dem Zollstock einfing, ein rechtwinkliges Straßenraster einzog und die Felder als Eigentum durch unverrückbare Grenzsteine aufteilte. Die neue Art der Feldbestellung, die ersten römischen Bauernhöfe mit Häusern in Fachwerktechnik, all dies gehörte zu einer ungewohnten und unverständlichen Welt. Die Ausstellung versucht, durch Gegenüberstellung der einheimischen und der römischen Keramik allein die rechtsrheinisch nie überbrückten Kontraste sichtbar zu machen.

Vor diesem Hintergrund versteht man um so besser, warum die den Batavern im Aufstand gegen Rom verbündeten Tenkterer 69/70 nach Chr. von den Kölnern verlangten, sie sollten nicht nur die römische Stadtmauer wieder einreißen, die Zölle fallen lassen und den zuvor bestehenden Rheinübergang wieder öffnen.



Reichtum und Vielfalt römischer Handwerks- und Kunsterzeugnisse und Büste des Kaisers Augustus aus dem römischen Köln des 1. bis 4. Jahrhunderts. Davor Nachbildungen germanischer Gefäße und eines Hemmoorer Eimers als römischer Import nach Germanien

Vielmehr noch sollten sie sich aller zivilisatorischer Errungenschaften der Römer wieder begeben, mit denen die Römer bei ihren Feinden mehr auszurichten wüßten als mit ihren Waffen.

Sieht man einmal von den spektakulären militärischen Erfolgen des Cheruskers Arminius oder des Bataverführers Civilis ab, so haben sie dennoch bei den nicht vermocht, die Welt der Römer vergessen zu machen. Späterhin strömten wieder die römischen Kulturgüter unaufhaltsam in die Germania libera ein, eine Erscheinung, der der Hamburger Gelehrte Jürgen Eggers 1951 sein Werk „Der römische Import im freien Germanien" gewidmet hat. In so manchem rechtsrheinischen Fürstengrab findet sich neben einheimischer Gefäßkeramik als besonders wertvoll gemeinte Grabbeigabe ein römisches Glas, eine Kleinbronze, eine Silberschale. Und war man besonders reich, so erwarb man einen sog. Hemmoorer Eimer, der dann oftmals mit reliefierten Tierfriesen verziert war. Eimer dieser Art wurden spätestens ab Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. irgendwo in Aachen und Köln produziert und in großer Zahl merkwürdigerweise hauptsächlich in Nordwestdeutschland abgesetzt, wo sie im 3. Jahrhundert nach Chr. als Aschenurnen dienten. Drei dieser Eimer hat das Landesmuseum Hannover der Ausstellung zur Verfügung gestellt. Den die ganze Kaiserzeit über nie versiegenden römischen Einfluß zeigen die Weihegaben, die man neben der Heilquelle in Bad Pyrmont niedergelegt hat. Sie wurden durch Zufall 1864, elf Jahre vor Einweihung des Hermannsdenkmals, entdeckt. Im einzelnen handelt es sich um provinzialrömische und germanische Fibeln, an die 230 Stück, die mit der Spät-Latènezeit einsetzten, dann bis ins 3. Jahrhundert durchgehen. Daneben drei Münzen des Domitian, des Trajan und des Caracalla. Das schönste Stück stellt zweifellos eine emaillierte Schöpfkelle dar, die eine römische Form mit gallischen Dekorationsprinzipien verbindet. Was die Weihungen angeht, so sind da kaum Unterschiede festzustellen zu den gallo-römischen Quellheiligtümern, etwa dem von Wallerborn in der Eifel. Nur ist eben interessant, daß die Heilgötter von Pyrmont weit ab der römischen Grenze oft so anspruchsvoll waren, sich etwas Römisches schenken zu lassen. Von Süddeutschland bis zur Feddersen-Wierde bei Bremerhaven erfreute sich das importierte Kulturgut offenkundig steigender Beliebtheit, die ihren Höhepunkt im 3. und

4. Jahrhundert nach Chr. fand. Für den Bereich von Detmold wird das auch beispielsweise gut sichtbar, nachdem seit 1973 eine sorgfältige Bearbeitung des entsprechenden Bandes für das Corpus Deutscher Fundmünzen vorliegt, die Bernhard Korzus besorgt hat.

Die Ausstellung konzentriert sich auf ein regionales, ein germanisches Segment vom Rande der antiken Welt. Manche würden sagen, ein germanisiertes Segment. Mit der Ausstellungstechnik ist gezielt dieser Absicht entsprochen worden. In gemeinschaftlicher Arbeit haben wir Tableaux entwickelt, die erlauben, das Detmolder Fundgut in das Zentrum der Ausstellung zu rücken und zwar folgerichtig abgegrenzt nach Urgeschichte im ersten Raum und Kaiserzeit im zweiten. Die unterschiedlichen Höhen der Tableaux erlauben eine didaktische Differenzierung des latènezeitlichen Burgenthemas. Betritt man den ersten Raum und wendet man sich nach rechts, findet man die materiellen Zeugnisse für die Römerkriege vor, die das Ende der Latèneburgen bedeutet haben. Schaut man vom Eingang des ersten Saales geradeaus, so führt die gedenkliche Linie über die Burgen hinaus zum ersten Princeps des römischen Imperiums. Beim Verlassen der Latènezeit und dem Eintritt in die Kaiserzeit war das Römische besonders intensiv in der Gegend nördlich der Lippe bewußt, was durch die beschriebenen beiden Blickwinkel auf das Militärcamp von Haltern einmal und zum anderen auf das oppidum Ubiorum zur Seite des Augustus bewußt gemacht werden soll.

Im Zentrum des zweiten Raumes steht dann das kaiserzeitliche Material der Region auf Tableaux. Gleich einem Spiegel ist dahinter eine Wand römischer Keramik Kölner Provenienz aufgebaut, das verlokkende Marktangebot. Im Regal davor findet sich denn auch mehrfach eine Imitation römischer Töpferscheibenware, von Germanen aus der Hand gemacht. Und daneben die Hemmoorer Eimer, die Funde von Pyrmont. Auf diese Weise wird der derzeitige Forschungsstand des regionalen Bereichs von verschiedenen Seiten gespiegelt.

Das ist notabene — ein Anfang. Aber ein mosaikartiges Bild von der Geschichte ist mit ersten Steinchen begonnen worden. Wenn wir bedenken, daß noch vor hundert Jahren nicht nur in Deutschland die archäologischen Quellen als Zeugnisse einer Nationalgeschichte angesehen wurden, hat sich demgegenüber die Wissenschaft heute einen kaum mehr wegzudenkenden Freiraum erobert. Und in aller Bescheidenheit gestehen wir ein, daß man nach wieder hundert Jahren, wenn eine Menge neuer Funde und Befunde ans Tageslicht getreten sein werden, ein sehr viel vollständigeres Bild von der Zeit vor 2000 Jahren im Lipper Land wird zeichnen können."

Über die Information zum aktuellen Anlaß hinaus möchten wir mit dieser Ausstellung aber noch ein weiteres Ziel anstreben. Ohne die Bereitschaft interessierter Mitarbeiter und Heimatfreunde vermag der amtliche Bodendenkmalspfleger kaum alle Bodenfunde, die durch wissenschaftliche Bearbeitung zu Geschichtsquellen werden, zu erfassen. Aber nur durch die systematische Erfassung aller Spuren, wie sie dem Besucher beim Verlassen der Ausstellung noch einmal durch die Fundkarte des Arbeitsgebietes vor Augen geführt wird, lassen sich viele noch offene Fragen klären. So ist besonders die heimische Bevölkerung zur Mitarbeit durch Beobachtung und Meldung von Bodenfunden aufgerufen. Darüber hinaus soll eine möglichst breite Öffentlichkeit über den Stand der Forschung informiert werden, um den Gästen und Besuchern unseres Landes besser Auskunft über die sie oft interessierenden geschichtlichen Vorgänge und die Wallburgen als Wanderziele dieser Landschaft geben zu können. Sie können hier ein Bild gewinnen, das den geschichtlichen Ereignissen um das Jahr 9 n. Chr. Geburt und ihrem „Hermann", auf den viele auch heute noch so stolz sind, angemessen ist.



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752 „aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

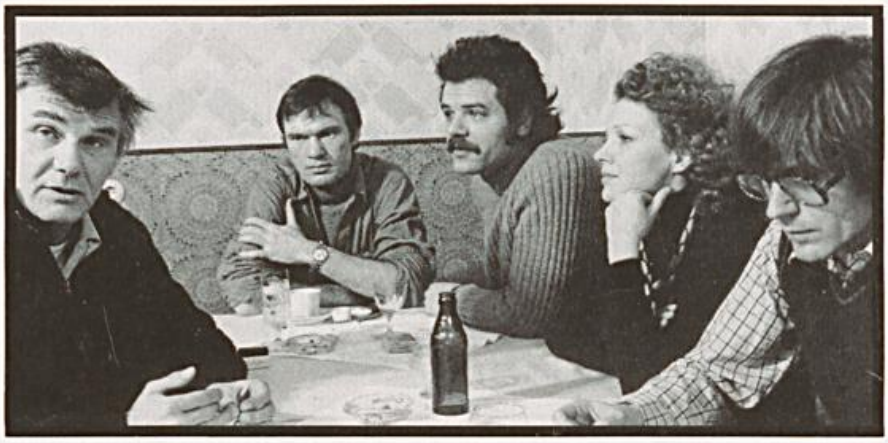
SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 2 63 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 5200. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH

FAMILIE AUF ZEIT?



Eine Spielfilmserie des
Westdeutschen Werbefernsehens
hergestellt von FWF-Film
Fritz Wagner





Autoren: Manfred Seide, Martin Siegler, Matthias Wittich
Regie: Herbert Ballmann

Gila von Weitershausen
(Beate Sievers)

Gunter Berger
(Horst Sievers)

Gisela Schneeberger
(Silke Staden)

Giulia Follina
(Chris Breuer)

Dorothea Kaiser
(Bettina Stollenberg)

Thomas Astan
(Heinrich Stollenberg)

Andreas Fröhlich
(Daniel Sievers)
und andere

Redaktion: Kurt Sippel

In 14 Folgen schildert die Serie „Familie auf Zeit?" Alltag und Probleme einer Gruppe junger Leute, die aus finanziellen und praktischen Gründen zusammenwohnen.

Die Studentin Beate (Gila v. Weitershausen) gibt ihre Examensträume vorerst auf und verdient Geld, damit ihr Ehemann (Gunter Berger) sein Studium in den Griff bekommt. Ihr siebenjähriger Sohn Daniel sorgt für zusätzliche Problematik. Kindererziehung und Alltagsstreß lassen den Gedanken an ein Leben in größerer Gemeinschaft aufkommen. Die junge Lehrerin Silke Staden (Gisela Schneeberger) mit ihrer kleinen Tochter Susanne schließt sich den beiden Sievers an.
Chris Breuer (Giulia Follina), Tochter ehrenhafter Kleinbürger, beginnt nach Verbüßung einer Jugendstrafe ihre Lehre in einem Fotogeschäft und wird die Vierte im Bunde durch Vermittlung des Pfarrers Heinrich Stollenberg (Thomas Astan).

Regisseur Herbert Ballmann zu den Filmen: „Die Serie zeigt den Versuch, durch ein Zusammenleben in größerer Gemeinschaft mehr soziale Hilfestellung und weniger alltägliche Belastung zu erreichen."

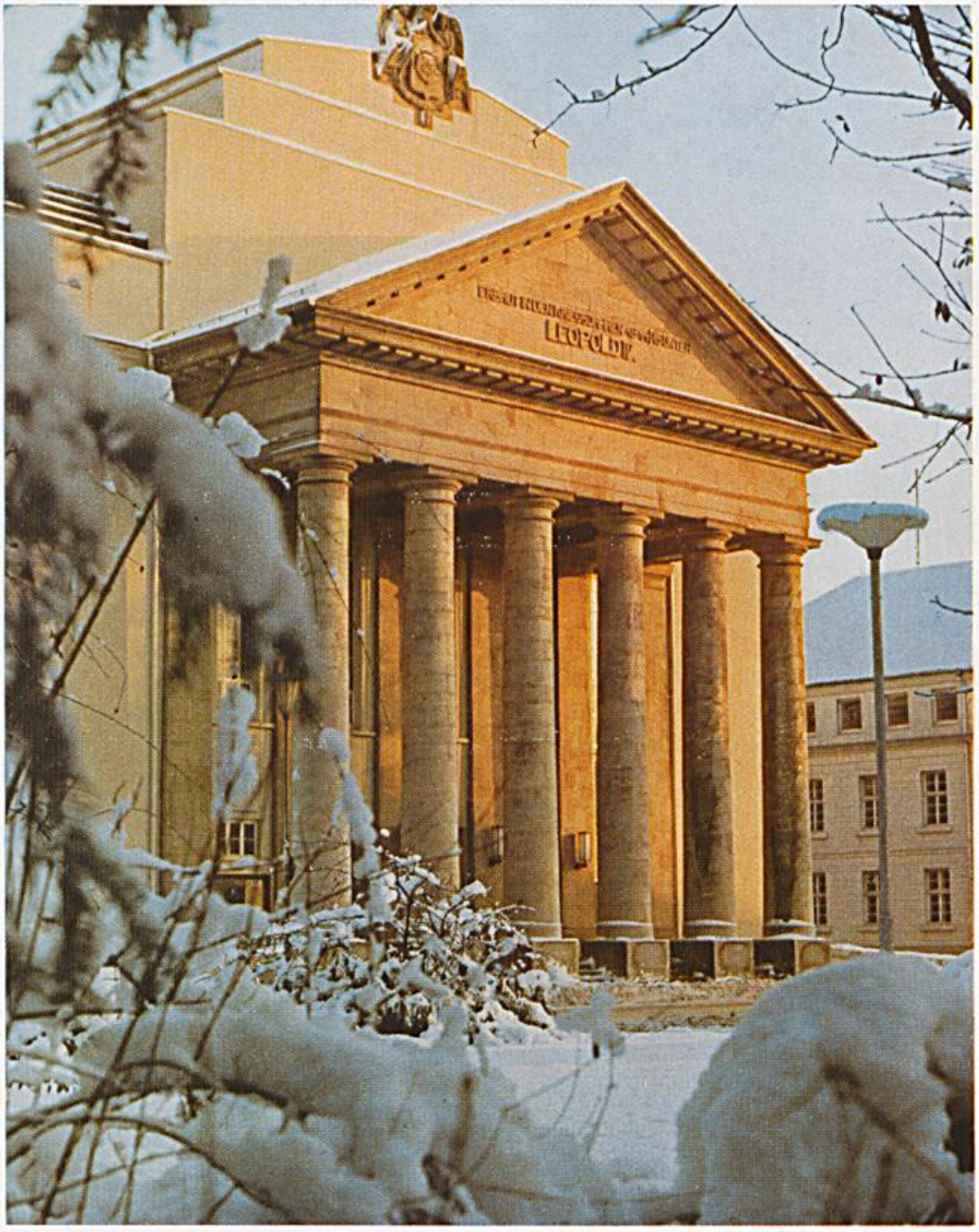


Sendungen im INTERMEZZO
des WWF:

1. Sept. 1975, 18.05 und 19.20 Uhr
8. Sept. 1975, 18.05 und 19.20 Uhr
15. Sept. 1975, 18.05 und 19.20 Uhr

Heimatland Lippe

1 D 7185 F



150 Jahre Theater in Detmold

68. JAHRGANG — NR. 6 VERLAGSORT DETMOLD NOVEMBER/DEZEMBER 1975

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

B. Wiesener: 150 Jahre Theater in Detmold
Landestheater Detmold — gestern und heute 221

Interview mit dem Intendanten des Landestheaters Detmold,
Professor Otto Hans Böhm 233

W. Süvern: Der Weg nach Fontainebleau
Historische Erzählung von Rudolf Brandes 236

H. Winter: Lippische Persönlichkeiten, die durch Straßenbenennungen
geehrt wurden 247

F. W. Pahmeier: Dorfinventarisation in Lippe
I. Das Bauernhaus in der lippischen Kulturlandschaft . . 252

Unser farbiges Umschlagbild zeigt das Landestheater Detmold.
Foto: Erwin Haack

Heimatland Lippe
DETMOLD
NUMMER 6
NOV./DEZ. 1975
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

150 Jahre Theater in Detmold

Landestheater Detmold — gestern und heute

Von Bernd Wiesener

Es ist sicherlich das herausragendste kulturelle Ereignis im ostwestfälisch-lippischen Raum: seit 150 Jahren wird in Detmold Theater gespielt. Genauer gesagt, seit 150 Jahren gibt es in Detmold ein Berufstheater.

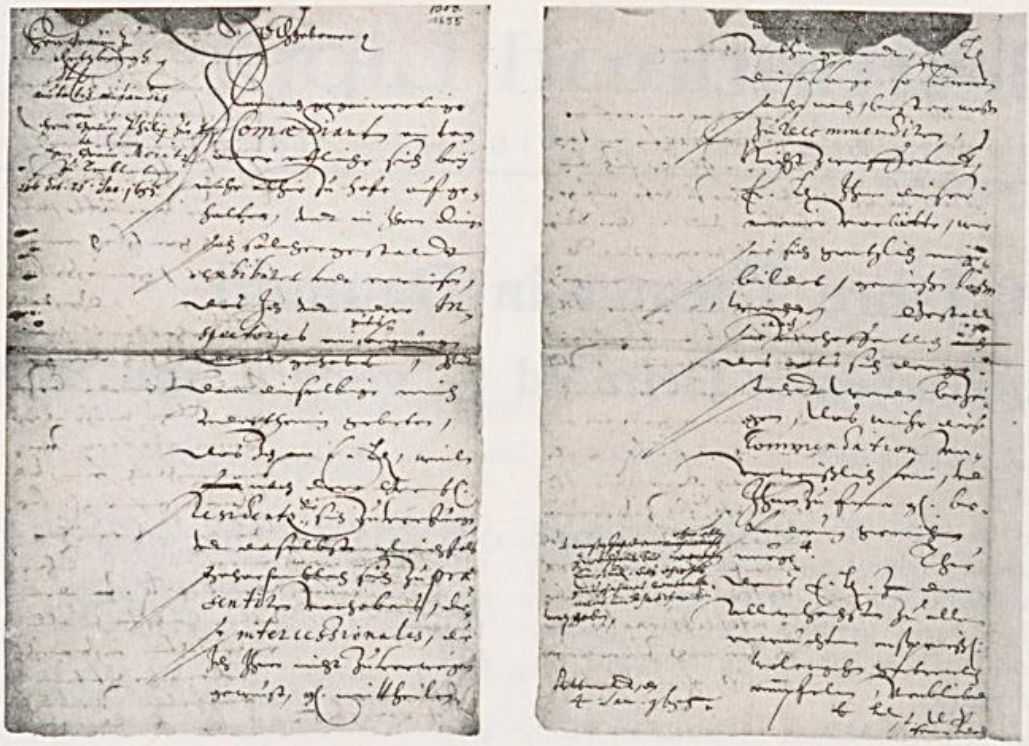
Aus dem ehemaligen „Fürstlichen Hoftheater" — es wurde am 8. November 1825 eingeweiht — ist heute eine der größten europäischen Wanderbühnen, aus dem einstigen Liebhabertheater ein technisch und organisatorisch moderner Theaterbetrieb geworden mit über 60 auswärtigen Spielorten in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, in den Niederlanden und in Belgien.

Krisen und Schwierigkeiten gab und gibt es in der Geschichte eines jeden Theaters, und manche Theaterleute meinen, diese seien das einzig Beständige am Theater. Wenn im harten Existenz- und Konkurrenzkampf der Detmolder Thepsiskarren nicht steckengeblieben ist, so ist dies der Beharrlichkeit der Träger, der Zähigkeit und dem Idealismus von Intendanz und Theaterpersonal, den überzeugenden künstlerischen Leistungen und nicht zuletzt dem Engagement der lippischen Bürger für ihr Theater zuzuschreiben.

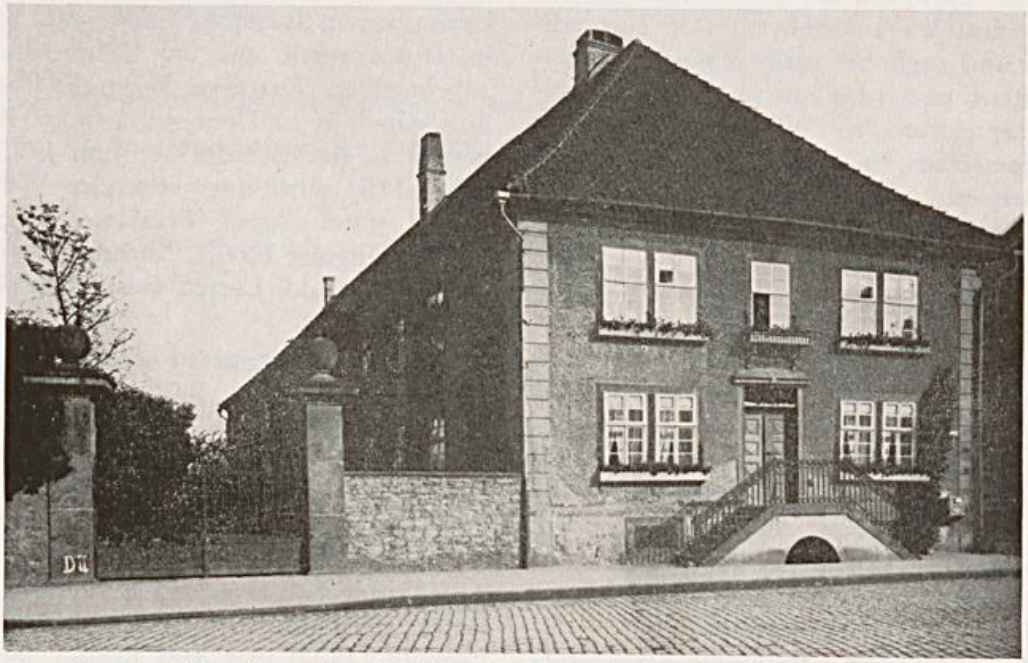
„Worauf manche Ballungszentren stolz wären, das kleine Detmold hat sie: die renommierte, größte Landesbühne der Bundesrepublik mit Schauspiel, Oper, Operette und Ballett" — so heißt es im Prospekt der Stadt Detmold. Und stolz können die Detmolder Bürger auf ihr Theater und seine Geschichte ganz gewiß sein.

Die Geschichte des Detmolder Theaters — oder besser des Theaterlebens in Detmold — ist reich an interessanten Einzelheiten. Die ersten Hinweise auf Theateraufführungen reisender Schauspielertruppen in Detmold finden sich bereits in Dokumenten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der erste Kontrakt über die Spielerlaubnis in Detmold, Lemgo, Blomberg u. a. datiert vom 16. Juni 1722; im Jahre 1754 wird einer reisenden Wandertruppe unter ihrem Prinzipal Seuerling die Bewilligung erteilt, Theatervorstellungen in Detmold, Lemgo und Lippstadt zu veranstalten.

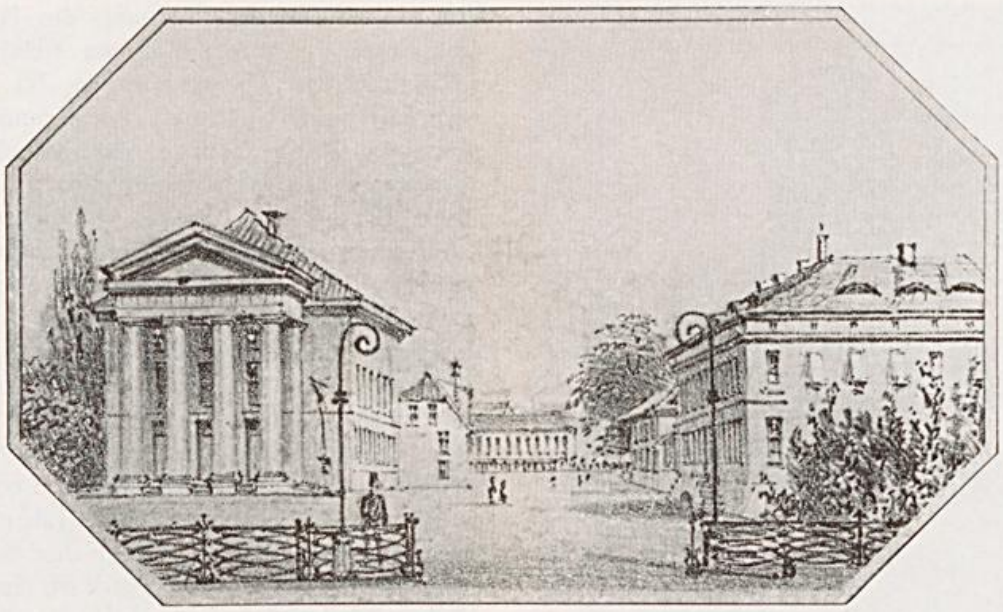
Als Aufführungsstätte diente zunächst der Saal des alten Rathauses, bis Graf Simon August 1778 ein besonderes Gebäude für Theaterzwecke errichten ließ: das alte Komödienhaus, das damals außerhalb der Stadt jenseits des Lemgoer Tores im großen Lustgarten stand. Hier fanden Aufführungen oft nur zu besonderen Anlässen statt. Mit dem Tode des Fürsten Leopold (1802) und dem Beginn des Napoleonischen Krieges kamen keine weiteren Gastspiele zustande. Erst im Jahre 1817 hob sich — auf Initiative der Fürstin Pau-



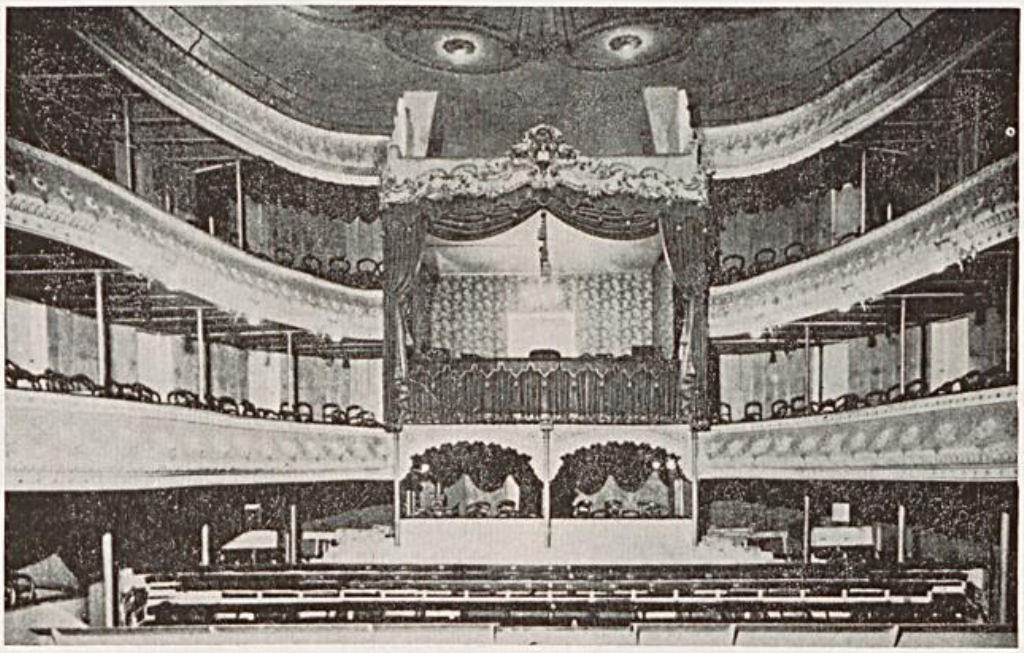
Empfehlungsschreiben des Grafen Hermann Adolf zur Lippe an den Grafen von Rietberg, Philipp zu Schaumburg-Lippe und Moritz von Tecklenburg, vom 25. Juni 1655 für eine Komödiantentruppe, die am Detmolder Hofe gespielt hatte.



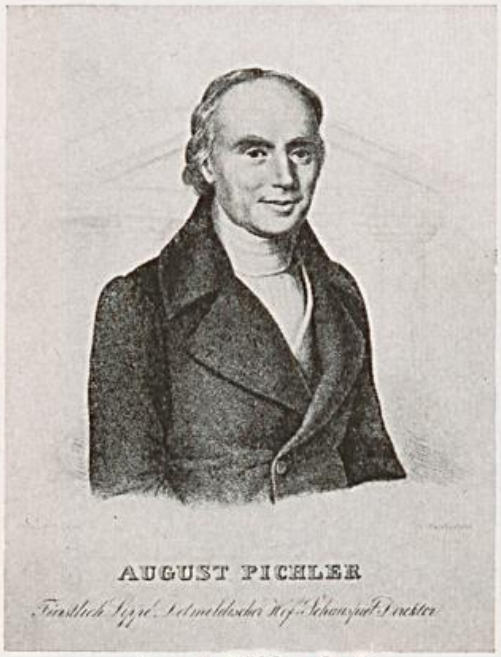
Das alte Komödienhaus, das 1778 an der Langen Straße erbaut wurde. Nach der Errichtung des Hoftheaters im Jahre 1825 wurde das Gebäude zu verschiedenen Zwecken genutzt, in den letzten Jahrzehnten — bis zum Abbruch im Jahre 1935 — diente es als Kohlen- und Salzniederlage.



Ansicht des Hoftheaters



Der Zuschauerraum des Hoftheaters



August Pichler d. Ä.
Theaterdirektor von 1825 bis 1848



Zur Einweihung des Hoftheaters in Detmold
wird heute Dienstag den 8ten November 1825
gegeben:

Prolog mit Gesang.

Gedichtet von F. Falkmann, in Musik gesetzt von H. Neumann.

Hierauf:

Titus der Gütige,

nach

Metastasios Clemenza di Tito.

Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart.

Personen:

Titus,	Römischer Kaiser	Herr Strake.
Vitellia,	Tochter des ehemaligen Kaisers Vitellius	Mad. Braunhofer.
Sextus, Annius,	zwei junge römische Patrizier	Mad. Sprengler. Mad. Dertinger.
Servilia,	des Sextus Schwester	Mad. Hoffmann.
Publius,	Anführer der Leibwache	Herr Heinsen.
Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, Fünfter, Sechster, Siebenter, Achter, Senatoren.	Senator	Herr Sprengler. Herr Ehrenberg. Herr Schulte. Herr Strieboff. Herr Lange. Herr Herhausen. Herr Herlen. Herr Pepin.
Lictoren.	Römisches Volk.	

Preise der Plätze:

Eine gesperrte Loge zu 12 Personen	8 Rthl.	
Eine — — — —	7 — —	4 — 16 ggr.
Ein Billet erster Rang		— 12 ggr.
Ein nummerirter Sitz im Parket		— 10 ggr.
Parterre		— 8 ggr.
Gallerie		— 4 ggr.

Um allen Unannehmlichkeiten mit den nummerirten Sitzen vorzubeugen, erhält jeder, der ein nummerirtes Billet löst, eine Marke, worauf die Nr. seines Sitzes bemerkt ist, welches beim Herausgehen dem Billet-Einnehmer abgegeben werden muß.

Bestellungen der Logen und nummerirten Sitze werden im Hause des Kaufmann Herrn Herling angenommen.

Anfang halb 6 Uhr.

A. Pichler.

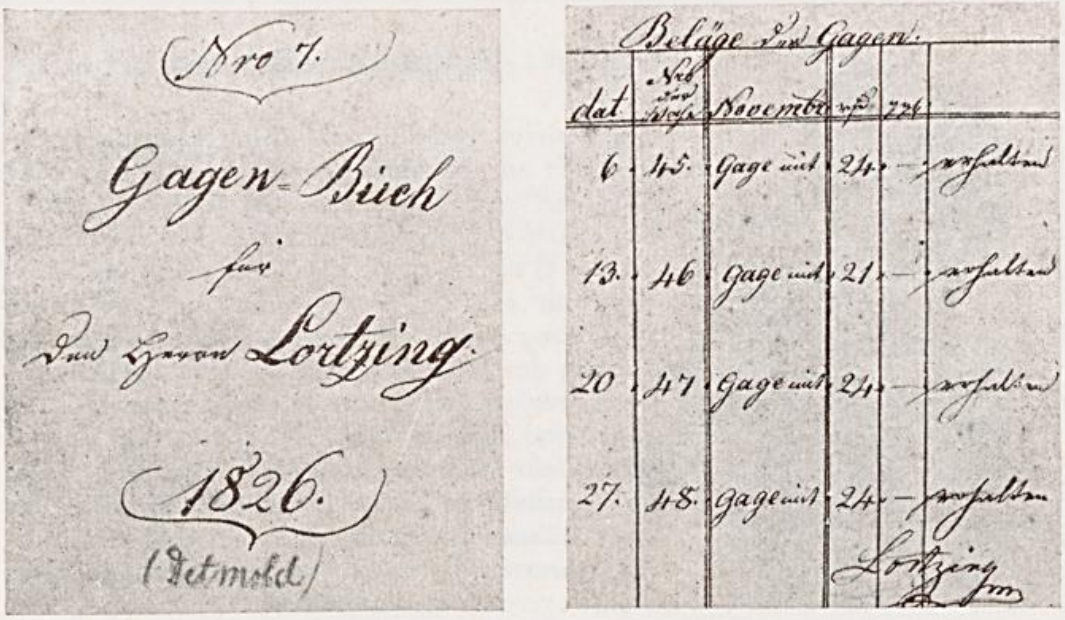
Theaterzettel „Zur Einweihung des Hoftheaters in Detmold" mit Mozarts Oper „Titus der Gütige"

line — wieder der Vorhang des Komödienhauses. In unregelmäßigen Abständen wechselten die Theatergruppen, bis 1825 während eines Gastspiels der Komödiantentruppe Adolf Conradi das Komödienhaus wegen Baufälligkeit geschlossen wurde.

An der gleichen Stelle, wo heute das Landestheater steht, ließ Fürst Leopold II. 1825 nach den Entwürfen von Landesbaumeister Natorp ein Theater errichten. Bei der Grundsteinlegung zu diesem Bau wurde eine Urkunde eingemauert, in der es u. a. heißt: „Auf Befehl Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, des regierenden Fürsten zur Lippe, Paul Alexander Leopold, wurde dieses Schauspielhaus im Jahre 1825 ganz neu massiv gebaut und der Grundstein dazu am 18. April durch Höchstdero Herrn Bruder Friedrich Albrecht August Hochf. Durchlaucht gelegt." Nach einer Bauzeit von nur 6½ Monaten konnte das Theater am 8. November 1825 mit der Oper „Titus der Gütige" von W. A. Mozart eröffnet werden. Erst im darauffolgenden Jahr wurden die hinter dem Theater gelegenen Magazinräume eingerichtet und die vier mächtigen Säulen der Vorhalle in Angriff genommen. Die Gesamtkosten des Baues einschließlich der Inneneinrichtung beliefen sich auf 20 000 Thaler.

Die Spielzeit unter dem ersten Direktor August Pichler betrug nur wenige Monate. Zur Vorsaison fuhr man nach Münster und Pyrmont, zur Nachsaison nach Osnabrück oder umgekehrt, um von November bis März in Detmold selbst die Hauptsaison durchzuführen. Man bot sowohl Musiktheater wie Schauspiele, wobei der Spielplan häufig die Namen Mozart, Lochner und Spohr sowie Gutzkow, Birch-Pfeiffer, Laube und Nestroy aufführt.

Zwischen 40 und 60 Prozent der Gesamtunkosten brachte der damalige Souverän aus seiner „Hofschatulle" an Zu-



Nro 7.

Gagen-Buch

für

Den Herrn Lortzing.

1826.

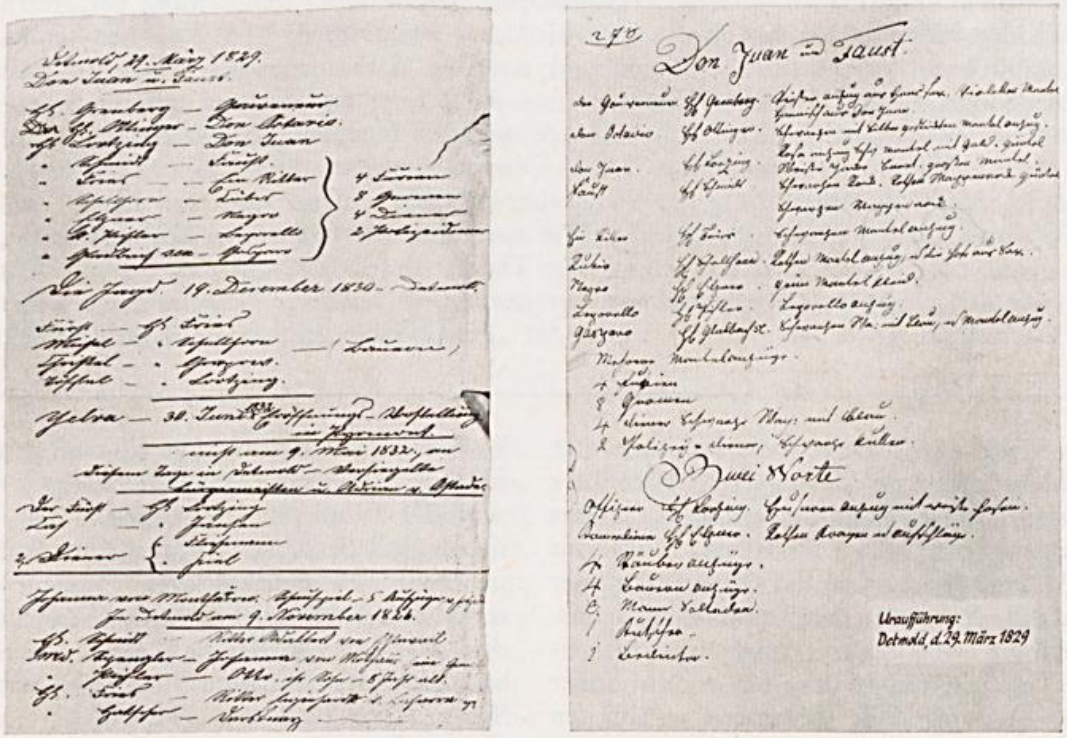
(Detmold)

Beläge der Gagen.

dat	Nro der Liste	November	rtl	gr	
6.	45.	Gage mit	24	—	wie selbst
13.	46.	Gage mit	24	—	wie selbst
20.	47.	Gage mit	24	—	wie selbst
27.	48.	Gage mit	24	—	wie selbst

Lortzing

Lortzings Gagenbuch aus dem Jahre 1826



Detmold, 29. März 1829.

Don Juan u. Faust.

Hr. Grabbe — Faust.

Der Hr. Klinger — Don Octavio.

Hr. Lortzing — Don Juan.

. Schmidt — Knecht.

. Diener — Ein Ritter — 4 Damen

. Hoffmann — Leporello — 8 Herren

. Meyer — Mayer — 4 Damen

. Hr. Meister — Leporello — 2 Herrenzeichen

. Hr. Lortzing — Faust

Die Vorst. 19. December 1830 — Detmold

Knecht — Hr. Diener

Masetto — . Hoffmann — (Diener)

Herrthal — . Meyer.

Hoffmann — . Lortzing.

Hebra — 30. Juni Eröffnung — Abschaffung — Agonie

— muß am 9. März 1832, am

seinem Tage in Detmold — Aufzug alle

Lügenmaschine — Stimme — Offiziere

Der Knecht — Hr. Lortzing

Leporello — . Hoffmann

3 Damen — . Stachmann

. Grimm

Personen von Mozart's Opus Don Juan

für Detmold am 9. November 1826.

Hr. Schmidt — Ritter Commandeur von Ulloa

Mrs. Regnier — Donna Anna von Mozart an Don

Meister — Otto — ist Hr. Lortzing alt

Hr. Diener — Ritter Heinrich v. Lüneburg

. Hoffmann — Leporello

Don Juan und Faust.

Uraufführung:
Detmold, d. 29. März 1829

Duett Parte

Besetzungs- und Kostümzettel zu „Don Juan und Faust“ von Christian Dietrich Grabbe — Bühnenmusik von Albert Lortzing. Albert Lortzing spielte den „Don Juan“, seine Frau „Donna Anna“.



Christian Dietrich Grabbe

Grabbe: Detmolder Kritiken

Wir besitzen hier die trefflichste Schauspieler-Gesellschaft auf 20 Meilen in die Runde, was indes nicht viel sagen will. Fast alle jetzigen Theater-Sozietäten sind Ruinen, noch ehe man sie aufbauet; das G a n z e erfüllt den Beobachter mit Wehmut, nur e i n z e l n e s gefällt. — Das hiesige Hoftheater steht am unmittelbarsten unter der Leitung des Herr Direktors *Pichler,* und ein Unglück wär' es, wenn wir ihn je verlieren sollten. Denn sind Einsicht, Praxis und, was das Wesentlichste sein möchte, Aufopferung alles pekuniären und persönlichen Interesse herrliche Eigenschaften eines Bühnen-Unternehmers, so hat Herr Pichler in Hannover, Pyrmont und hier diese genug bewährt . . . (aus der Dresdener Abendzeitung vom 24. — 28. April 1828)

Das hiesige Theater verdient der Erwähnung, und doch ist in diesem Winter öffentlich wenig davon geredet. Außer Kassel, Hannover und Braunschweig ist keines in der Nähe, daß sich mit ihm messen könnte. Viel wendet unser kunstliebender Fürst daran, und die Gesellschaft, zunächst unter der Leitung des Herrn Pichler stehend, bemüht sich, seiner Huld zu entsprechen. Die Äußerlichkeiten, nämlich ein prachtvolles Gebäude und treffliche Dekorationen, messen sich mit denen der besten deutschen Theater, aber auch Spiel und Gesang unserer Schauspieler und Sänger selbst bleiben hinter wenigen fremden Bühnenleistungen zurück . . . Wie in der Oper durch Webers Oberon, bewiesen unsere Mimen im Schauspiel durch die Aufführung des wunderbaren Stückes „Don Juan und Faust" von Grabbe, wieviel sie leisten konnten. Wer das Stück dieses genialen Dichters kennt, wird wohl einsehen, wie sehr es auf dem Theater durch seinen großen Schlußeffekt (der den der Oper überbietet) wirken muß, aber auch die Schwierigkeit seiner Darstellung erkennen. (aus der „Frankfurter Iris" vom 10. Mai 1829).

schuß für das Theater auf, welches unter Pichlers erfahrener Leitung sehr schnell zu hohem Ansehen kam. So finden wir Albert Lortzing mit seiner Frau von 1826 bis 1833 und den berühmten Charakterspieler Ludwig Devrient in Detmold engagiert.

Albert Lortzing trat zusammen mit seiner Gattin Rosina Ahles am 4. November 1826 — von Köln kommend — in den Verband des Fürstlichen Hoftheaters ein, das unter August Pichler seine zweite Saison begonnen hatte. Er übernahm das Rollenfach der Bonvivants, Chevaliers und jugendlich-komische Charaktere, sowie Tenorbuffo- und Bariton-Partien. In den sieben Jahren seines Engagements trat er in etwa 100 musikalischen Partien und etwa 200 Schauspielrollen auf (darunter der „Barbier von Sevilla", der „Jaquino" im „Fidelio", der „Don Juan" in Grabbes Werk „Don Juan und Faust").

Aus dieser Zeit stammt Lortzings Musik zu Grabbes Drama „Don Juan und Faust", das nur einmal, im Jahre 1829, in

Aus Briefen Albert Lortzings



Albert Lortzing

Liebe, gute Eltern!

Gestern mittag um 2 Uhr sind wir gesund und wohlbehalten in der Residenzstadt Detmold angelangt . . . Übrigens ist Detmold eine sehr schöne Stadt, die weit mehr Dreck als Häuser hat.
(5. November 1826)

. . . Unsere Residenz wimmelt von Soldaten, und zwar kampflustige Lipper! Der Fürst muß 800 Mann stellen, welche nach Luxemburg marschieren sollen, wie es heißt. Diese 800 Helden zu verköstigen und zu kleiden, kostet nun allerdings viel, und bis nicht Frieden publiziert wird, dürfte unser Theater eine große Einschränkung zu erleiden haben . . .
(1. April 1831)

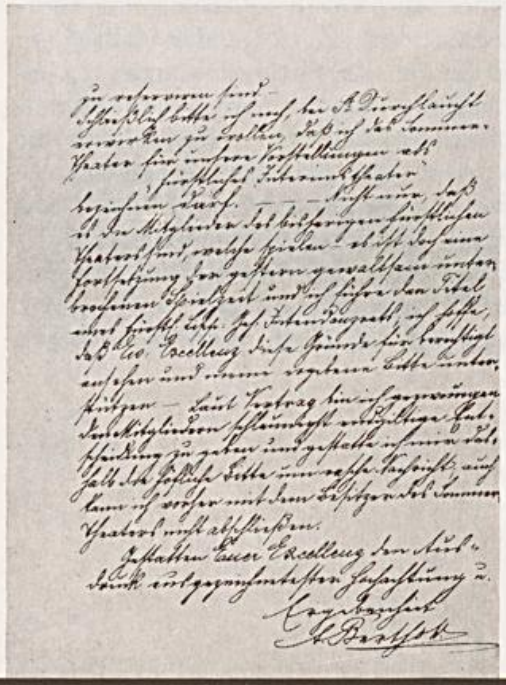
. . . Seine Durchlaucht (Fürst Leopold Paul Alexander) sind mir vor der Stadt begegnet, ein hübscher Mann, aber sehr menschenscheu. Das Theater ist sehr niedlich, ungleich höher als das Kölner, hat eine Menge Versenkungen, überhaupt viel Maschinerie. Meine Frau tritt am Dienstag, dem 7., in den „Drei Wahrzeichen" (von Glauren) auf, ich am 9. in „Johanna von Montfaucon" (von Kotzebue). Ich wollte nicht recht daran, aber er (Pichler) machte mir begreiflich, daß das Stück hier noch nicht gegeben und man sehr neugierig sei, also in Gottes Namen. Am 10. ist der „Barbier von Sevilla", ich der Barbier. Am 12. „Preciosa", meine Frau Preciosa. Unsere weiteren Rollen werde ich unverzüglich melden, sowie den Erfolg der ersten. Für jetzt, liebe, gute Eltern, genug. Gott sei Dank, daß die Trennung überstanden ist, ich habe mich sehr davor gefürchtet, und daß wir mit unseren Kindern gesund angekommen sind.

Detmold aufgeführt wurde. Der am 11. Dezember 1801 in Detmold geborene Dichter Christian Dietrich Grabbe war 1828 in seine Heimatstadt zurückgekehrt, nachdem er sich vergeblich bei den Bühnen in Leipzig, Dresden und Braunschweig um eine Anstellung beworben hatte, und amtierte hier als Advokat und Militärauditeur. Gleichzeitig schrieb er (bis zum Jahre 1834) für auswärtige Zeitungen Berichte über das Detmolder Theater (siehe hierzu Seite 226).

Im Jahre 1847 trat August Pichler, der erste Direktor, von der Leitung des Theaters zurück. In den folgenden Jahren, in denen finanzielle Einschränkungen zu einem Absinken der Bedeutung des Detmolder Theaters führten, wechselten die Direktoren häufig; oft übernahmen sie nur für eine Saison die Leitung des Theaters. Erst unter der Leitung Albert Bertholds (1895—1921) kommt das Theater wieder in feste Hände und zu Ansehen. Ihm gelingt es, durch einen vielseitigen







Spielplan und gute Engagements Theaterfreunde — auch weit über Lippes Grenzen hinaus — zu gewinnen. 1911 findet sich übrigens Werner Krauss unter den Ensemblemitgliedern.

Am 5. Februar 1912 brannte während einer Aufführung von Sudermanns „Der Bettler von Syrakus" das Hoftheatenr bis auf die Grundmauern nieder. In dem Bericht des Theaterleiters finden sich hierzu nähere Angaben:

„Für Montag, den 5. Februar 1912, war eine Wiederholung der Neuheit (Sudermanns „Der Bettler von Syrakus) angesetzt; der Besuch war auch an diesem Abend wieder gut. Gegen den Schluß des Vorspiels wurde mir gemeldet, daß im Hause Brandgeruch sei. Ich beauftragte den Theatermeister, sich zu überzeugen, der mir kurz darauf meldete, es sei alles in Ordnung. Das genügte mir jedoch nicht und deshalb ging ich selbst, mich zu überzeugen. Bald stellte ich fest, daß es im Hoftheater brennen müsse. Durch meinen Büro-Vorsteher, Hoftheater-Sekretär Günther, ließ ich nach Schluß des Vorspiels das Publikum auf die Gefahr aufmerksam machen und zum ruhigen Verlassen des Hauses auffordern. Man wollte erst nicht, bis ich selbst auf die Gefahr einer Panik hinwies, dann leerte sich das Hoftheater ohne jeden Unfall. Die letzten Besucher des Amphitheaters hatten ihre Plätze kaum verlassen, als dort der Brand zum Durchbruch kam. Die letzten Worte des Vorspiels ‚Du wirst die Sonne nicht mehr schauen!' sollten hier zur traurigen Wahrheit werden!"

Die Verwendung der Ruinenreste beschäftigte damals die zuständigen Stellen

---

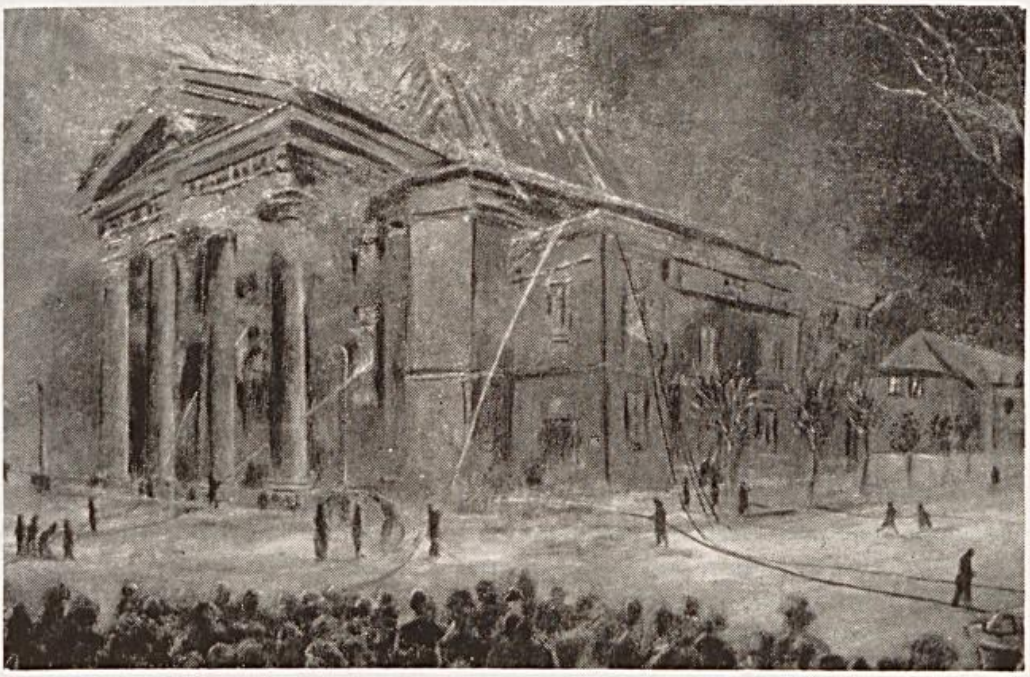
Schreiben des Geheimen Intendanzrat Berthold an das Fürstliche Hofmarschallamt vom 6. Februar 1912, in dem Berthold die Bitte vorträgt, ihm für die Fortsetzung der Spielzeit im „Neuen Krug" als „Fürstliches Interimstheater" finanzielle Unterstützung zu gewähren.

eine gewisse Zeit. Zunächst trug man sich mit dem Plan, diese bei dem Bau eines Museums an gleicher Stelle zu verwenden. Das diesbezügliche Gutachten der fürstlich-lippischen Hofbauverwaltung verlief aber negativ, so daß in einer Verfügung des Fürstlichen Hofmarschallamtes vom 14. April 1913 festgehalten wurde: „Nachdem Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Fürst endgültig angeordnet haben, daß von einer anderweitigen Verwendung der Theaterruine Abstand genommen und das neue Hoftheater auf dem Platze des alten errichtet werden soll . . ."

Mit der Gründung des „Lippischen Theatervereins" am 26. Februar 1912, dessen Hauptträger die Detmolder Bürgerschaft ist, unterstützt vom Fürsten Leopold IV., wird der Grundstock für den Wiederaufbau des Theaters gelegt. So kann man bereits 1914 — trotz Ausbruch des 1. Weltkrieges — mit der Errichtung eines neuen Theatergebäudes (auf den alten Grundmauern) beginnen und am 28. September 1919 das dritte lippische Theater



Der Geheime Intendanzrat Albert Berthold, Theaterleiter von 1895 bis 1921.



Das brennende Hoftheater am 5. Februar 1912 (von Otto Binz)



Emil Becker, Geheimer Hof- und Intendanzrat von 1922 bis 1934

mit der Oper „Undine" von Albert Lortzing einweihen, jenes Gebäude, in dem das Landestheater noch heute seinen Sitz hat.

Mit dem Ende der Monarchie wird das Theatergebäude und -grundstück Vermögensbestandteil des Freistaates Lippe, dessen Staatsregierung durch Anordnung vom 10. September 1919 dem Lippischen Theaterverein den Betrieb des Theaters überträgt und sich durch Übernahme von Vereinsanteilen einen großen Einfluß im Vorstand des Vereins sichert.

Geheimrat Emil Becker übernimmt im Jahre 1921 von Geheimrat Berthold die Intendanz. Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten muß 1925 das Musiktheater aufgegeben werden. Man beschränkt sich nun auf das Schauspiel und erwartet finanzielle Hilfe durch Filmvorführungen an den theaterfreien Abenden im Detmolder Haus.

Als 1934 der Geheime Intendanzrat Emil Becker stirbt, tritt an seine Stelle Intendant Otto Will-Rasing, der schon 1926 als Schauspieler und Spielleiter in Detmold engagiert war. Unter ihm beginnt eine Erneuerung und Erweiterung des Aufgabenbereiches des Detmolder Theaters: 1934 wird die Sommerspielzeit wieder eingeführt; 1936 hat das Landestheater wieder Oper und Operette im Spielplan; in der Winterspielzeit 1936/37 bespielt das Landestheater bereits 21 Orte; die Zahl der Mitglieder des Landestheaters wächst in den Jahren von 1934 bis 1937 von 28 auf 100.

Der Ausbruch des 2. Weltkrieges bedingt ein Absinken der künstlerischen und technischen Leitung des Theaters. Wie alle deutschen Bühnen schließt auch das Landestheater am 1. 9. 1944 im Zeichen des totalen Kriegseinsatzes seine Pforten.

Obgleich das Theater im Krieg kaum beschädigt wird, muß das Detmolder Ensemble nach Kriegsende in den Saalbau „Neuer Krug" ausweichen: das Theatergebäude war für die Truppenbetreuung der Besatzungsmacht beschlagnahmt. Trotz schwierigster Arbeitsbedingungen (Primitivität der Bühnenverhältnisse, Mangel an Requisiten und Kostümen) verzeichnet man in der Saison 1948/49 bereits 120 000 Besucher.

Die Aufnahme der Städte Herford, Gütersloh, Paderborn, Bad Salzuflen, Lemgo und Bad Driburg, der Kreise Wiedenbrück und Herford in den Theaterverein in den Jahren 1950 bis 1952 sowie die Mitfinanzierung des Landes NRW und des Landesverbandes Lippe (als Vermögensrechtsnachfolger des früheren Landes Lippe und Hauseigentümer) begründeten die Basis für ein heute nicht fortzudenkendes Kulturinstitut in der nordrhein-westfälischen Theaterlandschaft.

Nicht fortzudenken?

Nun — Einsparungsbestrebungen auf dem Gebiete der Kultur in Zeiten wirtschaftlicher Rezession trafen das Detmolder Theater in seiner 150jährigen Geschichte des öfteren. Es hat überlebt.

Heute sind beim Landestheater Detmold rund 260 Kräfte tätig: Schauspieler, Sänger, Regisseure, Kapellmeister, Orchestermitglieder, Tänzer, Maskenbildner, Dramaturgen, Schneider, Beleuchter, Friseure, Gewandmeister, Tischler, Schlosser, Maler, Bühnenarbeiter, Bühnenbildner, Putzfrauen, Garderobieren, Verwaltungsangestellte, Dekorateure, Requisiteure, Reiseleiter, Souffleusen u. a. Sie alle tragen — auf welche Art und Weise auch immer — zur Gestaltung eines Programms bei, das in der 11monatigen Spielzeit 11 Schauspiele (darunter 2 Studio-Produktionen und je ein Kinder- und Jugendstück), 6 Opern, 4 Operetten und einen Ballettabend bringt. 10 Millionen DM beträgt der Gesamtetat für die laufende Jubiläums-Spielzeit des Landestheaters. Wird bei den Diskussionen über eine Neugliederung der nordrhein-westfälischen Theaterlandschaft daran gedacht, welch einen ungeheuren Wirtschaftsfaktor das Detmolder Theater darstellt? Zumal der größte Teil dieser Summe in Detmold bzw. Lippe bleibt?

Auch die statistischen Ergebnisse der vergangenen und laufenden Spielzeit brauchen einen Vergleich nicht zu scheuen.

Die Zahl der Aufführungen betrug in der Spielzeit 1974/75 rund 660, davon 276 in Detmold und 376 in den über 60 auswärtigen Gastspielorten des Landestheaters.

Rund 5 600 Abonnenten kommen zu den Aufführungen ins Landestheater, was eine Steigerung gegenüber dem Vorjahr von 20 % und gegenüber der Spielzeit 1968/69 (Beginn der Intendanten-Ära von Prof. Otto Hans Böhm) von 100 % ausmacht. Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang eine Einrichtung, die das Landestheater bereits vor 25 Jahren ins Leben rief: den Omnibus-Zubringerdienst. Diese Einrichtung, durch welche in theatereigener Organisation ein kostenloser Omnibus-Zubringerdienst zu den Aufführungen im Landestheater Detmold und zu den Gastspielen des Landestheaters in seiner Abonnementsreihe im Kurtheater Bad Salzuflen eingerichtet wurde, hat eine wesentliche Steigerung des kulturellen Interesses dieser Landkreisbewohner ausgelöst. Für viele Einwohner dieser Gebiete besteht praktisch keine andere Möglichkeit, an kulturellen Ereignissen teilzunehmen, weil in den Ortschaften selbst dazu fast keine Voraussetzungen gegeben sind.



Otto Will-Rasing,
Intendant des Landestheaters von 1934 - 1969.

Die rund 50 Ortschaften im Gebiet des jetzigen Großkreises Lippe, der rund 325 000 Einwohner zählt, werden von dieser beispielhaften kulturellen Betreuung berührt; pro Spielzeit fahren insgesamt rund sechshundert Omnibusse die Theaterfreunde aus dem Gebiet des Großkreises Lippe im Rahmen der jeweils gewählten Abonnementsreihen zum Landestheater. Hierbei ist für jede Linie ein genauer Zeit-





Zum Jubiläum gibt das Landestheater eine Sonderprägung einmaliger Jubiläums-Medaillen (Feinsilber 1000/000, 35 mm, ca. 20 g) in limitierter Auflage heraus.

plan festgelegt, der an jedem Theaterabend der betreffenden Abonnementsreihe praktiziert wird.

Diese Einrichtung ist nicht zuletzt auch deshalb von etwa zwei Drittel der Dauermieter des Landestheaters dankbar angenommen worden, weil dieser Omnibus-Zubringerdienst äußerst pünktlich und rücksichtsvoll durchgeführt wird, was besonders in den kalten Wintermonaten dankbar empfunden wird. Von den heute über 5 600 Abonnenten, die zu den Aufführungen das Detmolder Theater im Rahmen der Abonnementsreihen besuchen, werden ca. 3 000 aus dem Gebiet des Großkreises Lippe gezählt; wahrlich eine imponierende Zahl, die auch auf diese Weise die Existenzberechtigung dieses Kulturinstitutes dokumentiert. Aber auch in einigen Städten und Ortschaften des Großkreises Lippe ist das Landestheater von Zeit zu Zeit mit Aufführungen zu Gast; so werden neben den regelmäßigen Aufführungen im Kurtheater Bad Salzuflen auch die Städte Lemgo, Lage, Blomberg, Horn-Bad Meinberg, aber auch Kalletal (Hohenhausen) und Laßbruch sowie Oerlinghausen mit dort realisierbaren Inszenierungen bespielt.

Von nicht unwesentlicher Bedeutung ist das Landestheater aber auch für die im Großkreis angesiedelte Industrie und Wirtschaft. Immer wieder hört man anerkennende Worte über die Leistungskapazität dieses Kulturinstituts von Theaterbesuchern, die Vergleiche mit Großstadtbühnen ziehen können und die glücklich sind, durch die Ansiedlung ihrer Industriefirmen im lippischen Raum von dieser Einrichtung Gebrauch machen zu können.

Zwei weitere besondere Einrichtungen verdienen der Beachtung: die Jugend- und Altenbetreuung des Landestheaters:

In den heute oft geführten Diskussionen über die Heranführung Jugendlicher zum Theater und Einrichtung besonderer „Kinder- und Jugendtheater" geht es vor allem um das Problem, die jungen Theaterbesucher nicht nur als „Publikum von morgen" ansprechen und gewinnen zu wollen, sondern auch den Anspruch der Jugendlichen an das Theater zu erfüllen.

Bereits 1958 wurde in Detmold erstmals der Versuch unternommen, die Jugendlichen im Regierungsbezirk Detmold zu einer geschlossenen Veranstaltungsreihe „Jugend im Theater" einzuladen. Diese

erwies sich in den folgenden Jahren als geglückt, über 200 000 Jugendliche machten von diesem Angebot Gebrauch. Was mit der Reihe „Jugend im Theater" begonnen wurde, setzte sich im Jahre 1971 durch die Einrichtung der Sonderreihe „Modernes Theater" fort. Dieses Sonderabonnement bietet Schülern, Auszubildenden, Studenten und Bundeswehrangehörigen acht moderne Schauspiele des 20. Jahrhunderts zu einem Vorzugspreis an. Im Anschluß an jede Aufführung dieser Sonderreihe finden Diskussionen mit Regisseuren und Schauspielern statt. Die Programmhefte und darüber hinausgehende dramaturgische Notizen, an Hand welcher sich die Besucher auf die Diskussionen vorbereiten können, werden kostenlos zugestellt. Dieses Sonderabonnement fand beim jugendlichen Publikum starkes Interesse.

Neben dieser Möglichkeit des regelmäßigen Theaterbesuchs Jugendlicher bietet das Landestheater in monatlichen Rundschreiben an alle Schulen im Regierungsbezirk Detmold Aufführungen an, die eigens im Rahmen der Jugendbetreuung angesetzt werden. Auch diese Einrichtung hat sich bewährt, zumal die Pädagogen immer häufiger den Unterrichtsstoff mit der Auswahl geeigneter Theaterstücke koordinieren.

Auf mehr als 15 Jahre Jugendarbeit kann das Landestheater zurückblicken, auf einen Zeitraum, in dem die bestehenden Angebote und Möglichkeiten für den Theaterbesuch der Jugendlichen ständig überdacht, überarbeitet, erweitert und der Zeit angepaßt wurden. Als wichtiges Bindeglied zwischen Schule und Theater erwies sich in den letzten Jahren der „Ausschuß für Schule und Theater im Regierungsbezirk Detmold", in dem sich regelmäßig Pädagogen, Schüler und Theaterleute treffen, um den Spielplan zu besprechen, Erfahrungen auszutauschen und Sonderveranstaltungen zu planen.

Auch von den über den Besuch einer Aufführung hinausgehenden Angeboten des Theaters, wie z. B. Führung durch das Theater, Blick hinter die Kulissen, Besuch von Proben, Diskussionen mit Schauspielern, Regisseuren, Sängern, Dirigenten etc., wurde in den letzten Jahren immer häufiger Gebrauch gemacht.

Altentheaterringe gibt es bereits seit 1965. Durch diese Einrichtung können über 65 Jahre alte und am Theater interessierte Mitbürger aus dem Großkreis Lippe am kulturellen Geschehen teilnehmen und Nachmittags-Aufführungen im Landestheater miterleben. Die Kosten für den Theaterbesuch sowie für die Omnibusfahrten trägt der Kreis Lippe. In der Spielzeit 1974/75 wurden in 20 Aufführungen rund 14 000 ältere Mitbürger gezählt.

Interview mit dem Intendanten des Landestheaters Detmold, Professor Otto Hans Böhm

Frage: Herr Prof. Böhm, seit 150 Jahren wird in Detmold Theater gespielt, gibt es einen Grund zum Feiern?

Prof. Böhm: Ja, wir feiern in diesem Jahr das 150jährige Jubiläum des Berufstheaters in Detmold, also nicht das Jubiläum dieses Hauses und auch nicht des Landestheaters. Ganz besonders würden wir natürlich feiern, wenn die Landesregierung die Subventionen erhöhen würde.

Frage: Glauben Sie, daß es noch weitere 150 Jahre Theater in Detmold geben wird?

Prof. Böhm: Ich glaube nach wie vor an das Theater. Ob es in dieser Form bestehen wird, kann keiner von uns heute prophezeien. Das Theater ist so verankert im Herzen der Bevölkerung, daß man es nicht ohne weiteres schließen kann. Auch wenn man rationalisiert, wenn man verändert, in irgendeiner Form wird das

Theater immer weiterbestehen. Genauso wie sich trotz Revolutionen und Atheismus der Kultus, die Anbetung gehalten haben, wird sich sowohl die Demut der Anbetung als auch die Freude am Theater nicht aus den Herzen der Menschen verbannen lassen.

Frage: Angenommen, eine gute Fee erfüllte Ihnen drei Wünsche fürs Detmolder Theater, was würden Sie sich wünschen?

Prof. Böhm: Es ist traurig für einen Künstler, wenn er sagen muß: Es beginnt wieder beim Geld. Es ist bekannt, daß die vier Landesbühnen in NRW jetzt eine Arbeitsgemeinschaft gegründet haben, um vom Lande NRW zu erreichen, daß die Subventionen mindestens 50% des Gesamtbedarfs betragen. Wenn also diese Fee mit dem Kopf nicken würde und wir diese 50 % bekämen, erledigten sich alle anderen Wünsche automatisch. Denn es würde bedeuten, daß wir das Orchester in die ihm nach der Leistung gebührende Lohngruppe D einstufen könnten. Dies würde bedeuten, daß Chor und Ballett eine höhere Gage erhielten, und es ergäbe sich selbstverständlich eine höhere Gage für die Solisten. Denn es ist im Grunde untragbar, daß z. B. ein Chormitglied eine Gage um 1 600,— DM bezieht, während die junge Solistin, die vorn an der Rampe die Verantwortung für diesen Abend trägt, nur 1 200,— DM bekommt. Wenn alle diese finanziellen Ungereimtheiten beseitigt wären, dann käme auch noch der 12. Monat dazu. Denn wir sind leider ein Theater, das in 11 Monaten Spielzeit soviel arbeitet wie andere Theater in 15 Monaten; aber wir können nur für 11 Monate Gage zahlen. Der „Dank" dafür ist also, daß wir einen Monat „stempeln" gehen müssen.

Frage: Sie sind jetzt sieben Jahre Intendant des Landestheaters Detmold, auf welche persönlichen Erfolge blicken Sie gern zurück?

Prof. Böhm: Zu einem ist es die Tatsache, daß es mir möglich war, den Mitgliedern des Theaters, die sehr, sehr viel leisten müssen, nämlich dem Orchester, dadurch eine gewisse Sicherheit geben zu können, daß sie für 12 Monate beschäftigt und damit auch bezahlt werden. Der eine Monat, von dem ich vorher sprach, wird dadurch überbrückt, daß das Orchester die Ferienvertretung für die Herforder Philharmonie übernimmt.

Bleiben wir beim Wirtschaftlichen, besonders freut es mich, daß wir in diesen sieben Jahren die Abonnements um rund 100 % im Detmolder Haus steigern konnten. Das liegt sicherlich nicht an meiner freundlichen Nase, sondern dies ist der Lohn der harten Arbeit meiner Mitarbeiter und der Ensemblemitglieder, die das Publikum mit echten Leistungen überzeugt haben. Daß wir zum Jubiläum eine Renovierung des Hauses erreichen konnten, ist ebenfalls positiv zu vermelden. Wir sind auch froh darüber, daß es uns gelungen ist, sehr schöne Spielstätten zu erobern, oder dabei behilflich waren, neue Häuser — wie z. B. Lippstadt und Lübbecke — einzurichten.

Frage: Wie sieht der Tagesablauf eines Intendanten aus?

Prof. Böhm: Ich war jahrelang selbst Mitglied, und ich habe gelernt, wie man einem Intendanten das Leben schwer machen kann. Deshalb überraschen mich heute manche Dinge nicht mehr, ich trage sie mit Humor. Was tut also ein Intendant? Der Tag eines Intendanten beginnt zumeist um 9 Uhr mit der Bearbeitung der Post, die sehr umfangreich und vielfältig ist und nicht nur aus Bewerbungen von Künstlern besteht. Danach beginnt die Zeit des Diktierens und der Gespräche. Ich halte es so, daß ich für meine Mitarbeiter und auch für die Mitglieder fast immer erreichbar bin. Und davon wird ausgiebig Gebrauch gemacht. Es gibt viele Gespräche mit Regisseuren, Dirigenten über Besetzungen oder Änderungen der Besetzung, es kommen Anfragen wegen Gastspiele usw. Sehr oft ist dann für 13 Uhr ein Vorsingen oder ein Vorsprechen angesetzt, wie gerade heute, wo über eine Stunde lang 14 Sängerin-

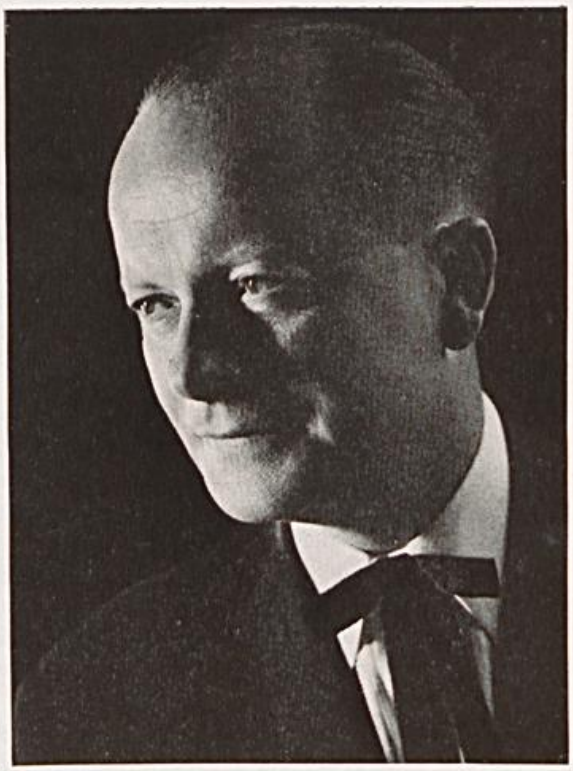
nen und Sänger vorgesungen haben. Dann geht es erst gegen 16.30 Uhr weiter, wenn nicht — so wie heute — für 15 Uhr ein Termin im Rathaus ansteht. Wenn keine gesellschaftlichen Verpflichtungen bestehen und keine Premiere ist, schleicht der leicht ermattete Intendant nach Beginn der Abendvorstellung gegen 20 Uhr nach Hause.

Frage: Sie waren früher Schauspieler und Regisseur, warum sind Sie in diesen Positionen am Landestheater nicht mehr tätig?

Prof. Böhm: Wenn ich die Schreibtische meiner hochgeschätzten Kollegen betrachte, die von einer Inszenierung zur anderen laufen, dann bewundere ich immer wieder, daß diese Theater noch funktionieren. Aber meistens sind es große, stehende Bühnen, die nicht die Probleme haben wie ein vielreisendes Theater. Ich persönlich halte es für sehr wichtig, daß ein Intendant jederzeit da ist und geistig ausgeruht für jede Tagesangelegenheit zur Verfügung steht. Es gibt oft Entscheidungen, die sofort zu treffen sind, und die teuer werden, wenn sie nicht getroffen werden. Intendant sein, heißt Opfer bringen, auch in künstlerischer Hinsicht. In früheren Jahren habe ich selbstverständlich pro Spielzeit eine Inszenierung gemacht und eine größere Rolle gespielt, aber dies war nur an einem Stadttheater mit relativ wenigen Abstechern zu verwirklichen. Am Landestheater ist es mir jetzt möglich, jedes Jahr ein Stück zu inszenieren. Ich bin aber nicht dazu gekommen, eine Rolle zu spielen, obwohl ich es gerne täte.

Frage: Wie bewerten Sie den Begriff „Provinz-Theater"?

Prof. Böhm: Dieser Begriff wird heute gern abwertend gebraucht, seit dem 2. Weltkrieg trifft er jedoch nicht mehr. So saßen nach dem 2. Weltkrieg Heinz Hilpert in Konstanz, und in Berlin saß vielleicht die 3. Garnitur, die sich politisch nicht exponiert hatte. Heute ist es so, daß in manchen Provinzstädten sehr, sehr gutes



Prof. Otto Hans Böhm

Theater gemacht wird und in manchen Großstädten, die sich gute Kräfte zu hohen Gagen leisten können, oft sehr mittelmäßige Vorstellungen produziert werden. Dies mag darin begründet sein, daß man an den Großstadttheatern das Prinzip des Ensemble-Theaters aufgegeben hat. Dort gibt es Vorstellungen mit reisenden Sängern, die sich meist erst in der Pause miteinander bekanntmachen, nachdem sie sich auf der Bühne bereits erdolcht haben. Wo bleibt da das Regiekonzept? Sind hier die tausende von Mark für den Regisseur gerechtfertigt? Ich bin nach wie vor ein Anhänger des Ensemble-Theaters, was nicht heißt, daß man zur Aufmunterung des Ensembles von Zeit zu Zeit einen guten Gast verpflichtet. Ein ehrliches Ensemble ist das beste und schönste, und da wir ein relativ junges Theater sind, ist dies zur Weiterentwicklung unserer jungen Künstler wichtig und erforderlich.

Der Weg nach Fontainebleau

Historische Erzählung von Rudolf Brandes

Vorbemerkung: Die nachstehende Erzählung ist die Kurzfassung eines Romans, welcher trotz seines interessanten geschichtlichen Stoffes, seiner feinen, meist in Dialoge der handelnden Personen gegliederten Darstellung und trotz guter fachkundiger Beurteilungen keinen Verleger fand. Der Lippische Heimatbund wollte das wertvolle Werk jedoch nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen lassen, denn es schildert eine bedeutsame Episode unserer Heimatgeschichte, die Reise der Fürstin Pauline an den Kaiserhof Napoleons im Jahre 1807. Der Weg nach Fontainebleau galt der Erhaltung von Lippes Souveränität, und er war, wie Dr. Hans Georg Peters in seinem Gutachten über das Manuskript schreibt, „die einzige Situation, in der das kleine Fürstentum Lippe aus seiner Enge heraustritt und für eine Schicksalsstunde am Pulsschlag der großen Welt teilnimmt, in der Geschichte gemacht wird." Der Roman fußt auf gesicherten historischen Quellen. Zum Vergleich sei auf Hans Kiewnings grundlegendes Werk: „Fürstin Pauline zur Lippe" hingewiesen, wo das Kapitel „Am Hofe Napoleons" das gleiche Thema behandelt.

Im Auftrage des Lippischen Heimatbundes und auf Bitte von Frau Margarete Brandes, der Witwe des Verfassers, habe ich es übernommen, aus dem umfangreichen Manuskript die wesentlichen und uns Lipper besonders interessierenden Partien auszuwählen und zu einer geschlossenen Darstellung zusammenzufügen.

Rudolf Brandes, als ein Enkel des großen Organisators, Gelehrten und Schriftstellers Dr. Rudolph Brandes (1795 — 1842) am 12. Februar 1892 in Enger geboren und am 26. September 1967 in Detmold gestorben, war Buchhändler und Schriftsteller und war von 1925 bis 1945 Hauptschriftleiter des Eilers-Verlages in Magdeburg, wo sein besonderes Interesse der Heimatzeitschrift „Der Harz" galt. Seit Ende des Krieges lebte Brandes in Hiddesen. Er war Schriftführer und reger Mitarbeiter der Grabbegesellschaft. Im Jahre 1956 erschien im Verlag Ernst Schnelle, Detmold seine Grabbe-Novelle „Der Kainsstempel". Das Hörspiel „Grabbes Tod" befindet sich mit anderen Manuskripten im Nachlaß des Verfassers. Einen längeren Nachruf für Rudolf Brandes veröffentlichte Dr. Alfred Bergmann in den Mitteilungen der Grabbe-Gesellschaft vom Dezember 1967.

Wilhelm Süvern

Schwerfällig mahlen die Räder der breiten Reisewagen schaukelnd und stoßend durch den Staub der französischen Landstraße. Der Herbst ist früh gekommen in diesem Jahr 1807, und heute im Oktober ist es fast schon winterlich. Kalte Stürme brausen durch die Äste der Chausseebäume und wirbeln dichte Staubwolken und dürres Laub zu kreiselnden Pyramiden empor. Die Pferde haben es schwer, gegen den scharfen Wind anzukommen und fordern die ganze Aufmerksamkeit der Kutscher, Zügel und Peitsche in frierenden Händen zu halten.

Mathilde von Biedersee zieht fröstelnd den Mantel um die Schultern und blickt gedankenverloren hinaus auf den Tanz der herbstlich bunten Blätter. Wenn es nach ihr gegangen wäre, man säße jetzt daheim in den behaglich durchwärmten Räumen des Detmolder Schlosses, anstatt hier bei Sturm und Regen über holprige Straßen zu fahren und in unbequemen Gasthäusern zu nächtigen.

Mathilde versteht die Jugendgespielin nicht mehr. Zwölf Jahre ist es nun her, seit sie der Prinzessin Pauline von Anhalt Bernburg aus dem lieblichen Ballenstedt in das Detmolder Fürstenschloß gefolgt ist. Wie in der Ballenstedter Zeit der Prinzessin, ist sie später der Fürstin nicht nur Hofdame, sondern auch Vertraute gewe-

sen. Doch in den letzten Jahren, seit die Last der Regierung auf den Schultern der Regentin ruht, hat sich das geändert. Mathilde von Biedersee empfindet es klar und schmerzlich. Gewiß, Pauline ist auch weiterhin freundlich und liebevoll zu der Gefährtin ihrer Kindertage, aber die Staatsgeschäfte nehmen die Fürstin Tag für Tag gefangen, und die bespricht sie nicht mit ihr, sondern mit den Räten, besonders dem Regierungsrat Wippermann, der mehr und mehr der Vertraute Paulines geworden ist.

Wie hatte sie, Mathilde, von dieser Reise in das Land des ihr so verhaßten Bonaparte abgeraten! Aber ihr Rat war kurz, fast schroff zurückgewiesen worden. Pauline hatte schon immer einen eigenen Willen gehabt und stets das von ihr als notwendig Erkannte durchgeführt.

Mathilde seufzt. Die Fürstin liebt die Preußen nicht. Das war schon am Ballenstedter Hofe so gewesen. Der schroffe Ton der preußischen Beamten, der übermächtige Einfluß der Militärs in Berlin hatten den freiheitlich gesinnten Fürsten von Anhalt und seine Tochter Pauline abgestoßen. Und wie sehr hatten die rücksichtslosen preußischen Kontributionen im vergangenen Jahr die Fürstin erbittert! Aber daß man jetzt nach Frankreich fährt, an den Hof des Eroberers, des korsischen Länderräubers, nein, das versteht Mathilde von Biedersee, die Tochter des königlich preußischen Obersten, ganz und gar nicht.

Sie wendet den Blick von der Straße und schaut hinüber zu der Fürstin. Die sitzt, in einen dicken, pelzgefütterten Mantel gehüllt, und scheint zu schlafen. Mein Gott, denkt die Hofdame, wie müde sie aussieht und wie tief die Falten sind, die sich in ihr Gesicht gegraben haben! Ist das noch das frohe, lebensprühende Prinzeßchen von einst, das mit Vater und Bruder lachend durch das schöne Selketal galoppierte?

Doch Pauline schläft nicht. Wohl hat sie die Augen geschlossen, aber hinter der Stirn kreisen und wogen die Gedanken. Das Fräulein von Biedersee ahnt nicht, wie schwer der Fürstin der Entschluß zu dieser Reise geworden ist. In langen, schlaflosen Nächten hat sie ihn sich abgerungen. Wohl freut sie sich, die Kaiserin wiederzusehen, die ihr zu Beginn des Jahres bei ihrem ersten Zusammentreffen in Mainz mit so viel Güte und Herzlichkeit entgegengekommen war. Aber als Bittende vor dem Kaiser erscheinen zu müssen, das tut weh. Ist ihr Land auch klein, so ist sie doch seine Fürstin, und wer ihr Land bedroht, ist ihr Feind.

Im vorigen Jahr war es Preußen, welches Lippe dem Kurfürsten von Hessen als Preis für ein Bündnis hatte ausliefern wollen. Heute ist es der Sieger über Preußen, der ihre Souveränität bedroht. Wenn sie dem Wunsche ihres Herzens folgen dürfte, sie würde auf Krone und Thron verzichten und sich auf ihr geliebtes Schieder, das stille, verträumte Schlößchen im Emmertal, zurückziehen. Ach, Wünsche des Herzens! Pauline krampft die Hände in dem dicken Muff zusammen. Der geringste ihrer Untertanen dürfte so handeln. Für Fürsten gilt nur das eiserne Gebot der Pflicht. Sie ist Vormünderin und Regentin. Was gelten da eigene Wünsche!

Nun fährt sie nach Fontainebleau, zu dem Beherrscher Europas, der das Schicksal ihres kleinen Landes in seinen Händen hält. Sie fährt, weil es notwendig ist, weil man es von ihr fordert. Ihr Regierungsrat Helwing zuerst, den sie vergeblich nach Paris gesandt hatte, dann der Fürstprimas von Dalberg. Sogar Bacher, der ihr wohlgesinnte französische Gesandte beim Rheinbund, hatte ihr zu dem Besuch geraten.

Pauline richtet sich auf und streicht mit der Hand über die Stirn, die quälenden Gedanken zu verscheuchen. „Bald werden wir da sein", sagt das Fräulein von Biedersee. „Ja, bald werden wir da sein," antwortet die Fürstin und denkt: Bald werde ich wissen, ob ich die Grafschaft Lippe meinem Sohne als freies Land werde übergeben können, oder ob es der Kaiser allen Versprechungen zum Trotz dem Königreich

Westfalen oder dem Großherzogtum Berg einverleiben wird, wie er es in letzter Zeit geäußert haben soll. Schweigend, von Sorgen erfüllt, blickt Pauline zur Lippe durch die blinkenden Scheiben des Wagens, gegen die nun ein leichter Sprühregen schlägt.

☆

Im vorderen Wagen — der Wagen der Fürstin fährt in der Mitte — sitzen die Regierungsräte Wippermann und Helwing in ernstem Gespräch.

„Nun sind wir ja bald am Mittelpunkt der Welt", versucht Wippermann zu scherzen, obgleich ihm, weiß Gott, nicht danach zumute ist. „Sie kennen das Leben dort ja schon, aber mir wird es schwerfallen, mich in diesem diplomatischen Irrgarten zurechtzufinden."

Helwing zuckt die Schultern. „Mein lieber Wippermann, glauben Sie, ich hätte so gedrängt, daß die Fürstin selbst fahren möge, wenn ich nicht meine Ungeeignetheit eingesehen hätte? Was ist schon der Regierungsrat eines kleinen Landes an diesem Hof? Weniger, als bei uns in Detmold der jüngste Küchenjunge. Diese ewigen Konferenzen mit Leuten, die doch nichts entscheiden können, haben mich fast zur Verzweiflung gebracht."

„Wenn die Fürstin mich oder einen anderen gesandt hätte," meint Wippermann, „wir hätten auch nicht mehr erreicht. Hoffen wir, daß jetzt, da unsere Durchlaucht selber fährt, durch die gnädige Gesinnung, die die Kaiserin der Fürstin entgegenbringt, alles gut wird."

Helwing schüttelt trübe den Kopf. „Verlassen Sie sich nicht zu sehr auf die Kaiserin, Wippermann! In politischen Dingen hat sie wenig Einfluß. Der Kaiser ist ein nüchterner Verstandesmensch, was ihm nützt, ist gut; was nicht, lehnt er ab. Daran vermag auch die Kaiserin nichts zu ändern. Der nassauische Minister, Freiherr von Gagern, hat freimütig und offen unsere und der Rheinbundstaaten Interessen verfochten und auch bei dem neuen Außenminister Champagny und dessen Stabschef La Besnadière Entgegenkommen gefunden. Der Kaiser aber soll sehr aufgebraust sein. Ihn stören die kleinen Länder in seinen Plänen. Man hat den Kaiser einstweilen damit beruhigt, daß die kleinen Fürsten immerhin einige tausend Mann Soldaten stellen könnten. Ein Kontingent Soldaten, Wippermann! Selbst wenn es bei dieser Bedingung bliebe, wäre es schlimm genug. Der Lipper ist nicht gern Soldat, das wissen Sie so gut wie ich. Und der Fürstin ist es zuwider, ihre Landeskinder für des Kaisers ehrgeizige Pläne in einen Krieg ziehen zu lassen, der sie nichts angeht. Jedoch dabei bleibt es nicht. Bedenken Sie, die Grenzen des Königreichs Westfalen und des Großherzogtums Berg sind noch nicht endgültig. Die Gefahr, daß der Kaiser Lippe auf der Landkarte auslöscht, ist vielleicht näher als wir ahnen."

„Die Fürstin," antwortet Wippermann beklommen, „ist bereit, Opfer zu bringen. Lippstadt und einen Teil des Paderborner Samtlandes will sie abtreten. Im Notfall sogar das Amt Schwalenberg, obgleich das den Verlust ihres geliebten Schieder bedeuten würde. Sie wissen, Helwing, Schieder hat sie sich immer als ihren einstigen Ruhesitz gedacht. Glauben Sie, daß ihr dieses Opfer erspart bleibt?"

Helwing zuckt die Achseln und blickt ernst in das Gesicht des anderen. Er weiß, hier fragt nicht nur der Regierungsrat Wippermann, hier fragt der Mensch. Wenn die Fürstin sich einmal nach Schieder zurückzieht, wird sie nicht allein gehen. Dies glaubt Helwing zu wissen; aber der Regierungsrat Helwing ist inmitten seiner Akten ein Mensch geblieben und weiß, daß es einem Dritten nicht ansteht, an dieser Angelegenheit zu rühren. So sagt er nur: „Ich glaube gar nichts, aber ich hoffe."

Wippermann antwortet nicht mehr. Hoffen, denkt er, hoffen, ja, das ist das einzige, was uns bleibt in dieser Zeit.

☆

Im dritten Wagen geht es fröhlicher zu. Hier sitzen die Kammerfrauen Paulines,

Marie Bluhme und Auguste Behrend sowie der Kammerlakai Dejean.

Jean Dejean, Enkel eines Franzosen, ist glücklich, in das Land seiner Vorfahren zu kommen und ist, da er von Haus aus die französische Sprache beherrscht, in den Gasthöfen und Poststationen eine wertvolle Hilfe. Zufrieden streicht er seinen schwarzen Bart und erzählt den mit angenehmem Gruseln zuhörenden Frauen allerlei schaurige Geschichten aus dem Lande, das er als sein eigentliches Vaterland betrachtet.

Und was weiß Jean nicht alles zu berichten von dem kleinen Korporal, der zum General und dann zum Kaiser aufstieg!

Was Jean erzählt, stimmt zwar nicht immer mit der Historie überein. So genau nimmt es der plötzlich wieder zum Franzosen gewordene Fürstlich-Lippische Kammerlakai nicht, aber es genügt, den Frauen dieses seltsame Land noch interessanter zu machen. Mit fiebernder Spannung, wenn auch unterschiedlichen Erwartungen und Wünschen, sehen sie den kommenden Ereignissen entgegen.

Auguste Behrend ist eine würdige Matrone, ihre Gedanken kreisen um den Glanz der Hofhaltung, um die Kaiserin, die Königinnen, die Prinzessinnen und die Kleider, die sie tragen. Das kleine, quirlige Fräulein Bluhme wird auch an diesen Dingen nicht vorübergehen, o sicherlich nicht. Aber die Träume der Zwanzigjährigen gehen weiter: die Franzosen, so sagt man, sind Männer von Galanterie, voller Artigkeit und feiner Manieren. Man weiß zwar, was man seiner Stellung als Kammerjungfer der Hochfürstlichen Durchlaucht schuldig ist, aber dennoch — man ist jung, man ist hübsch, wer weiß, was diese Reise bringen wird!

Die Spannung steigt aufs Höchste, als die ersten Häuser von Fontainebleau in Sicht kommen. Drei Augenpaare blicken erwartungsvoll aus den Wagenfenstern, ob nicht der Kaiser mit glänzendem Gefolge der Durchlaucht entgegengeritten kommt. Daß nichts dergleichen geschieht, daß die Wagen kaum beachtet werden, enttäuscht zwar ein wenig. Aber das große Wunder von Fontainebleau wird schon noch kommen.

Knirschend halten die Wagen vor dem Eingang der Herberge. Oberstleutnant von Campe, der von der letzten Reisestation aus vorausgeritten ist, um die Ankunft der Fürstin zu melden, tritt salutierend an den Schlag. Seine Miene ist verlegen; man sieht ihm an, daß er keine guten Nachrichten bringt. „Durchlaucht, ich bin untröstlich, Schwierigkeiten mitteilen zu müssen."

„Soll das heißen, daß wir hier in Fontainebleau nicht willkommen sind?" unterbricht Pauline erschreckt.

„Das nicht, Durchlaucht, der Präfekt ist selbst höchst unglücklich über den Vorfall. Als ich heute morgen hier ankam, teilte er mir mit, daß die von Durchlaucht bestellten Appartements belegt seien. Zwei deutschsprechende Damen mit zahlreicher Dienerschaft, die gestern hier vorfuhren, wurden von dem Wirt für Durchlaucht nebst Begleitung gehalten, und diesen wurden die vorgesehenen Zimmer überlassen. Der Präfekt wird bemüht sein, in höchster Eile ein Durchlaucht zusagendes Hotel ausfindig zu machen. Für diese Nacht freilich werden Durchlaucht sich mit einem Quartier behelfen müssen, das leider wenig Bequemlichkeit bietet. Es ist das Haus eines Notarius."

Pauline ist nicht gerade erfreut über diese Nachricht. Nach der langen, anstrengenden Reise hatte sie gehofft, endlich in Behaglichkeit ausruhen zu können. Doch mit derlei Zwischenfällen mußte man auf großen Reisen ja rechnen. „So führen Sie uns denn zu ihrem Notarius, Campe," befiehlt sie kurz. „Ein Bett zum Schlafen werden wir dort ja wohl finden, und das ist das einzige, wonach ich heute noch Verlangen habe."

Die Wagen sind bald am Ziel. Der Hausherr, der Notarius, begrüßt die unerwünschten, ihm von dem Präfekten aufgezwungenen Gäste mit kühler Höflichkeit. Die Räume, stellt die Fürstin fest, sind wirklich wenig bequem. Ihr selbst ist die

zwar große, aber kahle Putzstube des Hauses zugedacht.

Fräulein von Biedersee, die Herren und die Dienerschaft müssen sich mit kleinen Dachkämmerchen begnügen. Das ist ein wenig ermutigender Beginn. Aber die Fürstin, todmüde von der Fahrt, schläft dennoch fest und tief.

☆

Schon früh am anderen Morgen läßt sich der Herr Präfekt bei der Fürstin melden, bedauert die gestrige Affäre und ist erfreut, im „Hôtel le Houx" gute Appartements gefunden zu haben. Da den Koffern nur das notwendigste Nachtzeug entnommen wurde, ist man bald aufbruchbereit und fährt in die Rue de France zum Hôtel le Houx.

War gestern der Empfang durch den Notarius alles andere als freundlich, so ist es der heutige um so mehr. Monsieur le Houx, ehemals königlicher Hauptmann und Ludwigsritter, der sich durch die Wirren der Revolution hindurchgerettet hat, ist ein alter, fast erblindeter Mann von ehrwürdigem Aussehen. Seine dürre, vom Alter gebeugte, stets schwarz gekleidete Gestalt hat etwas Gespenstisches. Herr le Houx wirkt wie ein Wesen aus einer längst versunkenen Zeit. Trotz seiner Gebrechlichkeit begrüßt er seinen hohen Gast in der Haltung und mit der Würde, die ihn auszeichneten, als er einst in Versailles vor Marie Antoinettes Gemächern Dienst tat. Mit wortreicher Lebhaftigkeit geleitet er die Fürstin in ihre Räume, ihr immer wieder versichernd, wie beglückt er ist, „la Princesse de la Lippe" in seinem bescheidenen Hause beherbergen zu dürfen.

Die Zimmer der Fürstin sind zwar altmodisch, von ein wenig verstaubtem Glanz, aber immerhin repräsentabel. Die Wände der Empfangsräume sind mit rotem Stoff, die Polstermöbel mit weißem, hier und da freilich etwas zerschlissenem Atlas bespannt. Wie der Hausherr, so ist auch sein Haus eine langsam zerbröckelnde Erinnerung an das Ancien Régime. Weniger der Vergangenheit angehörend sind die zahlreichen Wanzen. Aber das werden die deutschen Gäste erst später peinvoll erfahren, wenn die unerwünschten Mitbewohner Armen und Brust übel mitspielten.

Der Tag vergeht mit dem Auspacken der Koffer und der Einrichtung der Räume. Die Gemächer der Fürstin — ein Schlafzimmer, ein Arbeits- und ein Empfangszimmer — liegen im ersten Stock, ebenso das Zimmer des Fräuleins von Biedersee. Die Regierungsräte haben sich geeinigt, von ihren beiden Zimmern das eine als gemeinsamen Schlafraum, das andere als Arbeitszimmer zu benutzen. Der Oberstleutnant bewohnt eines der Privatzimmer des Herrn le Houx, während die Dienerschaft teils ebenfalls im zweiten Stock, teils in einem Hinterhaus untergebracht ist.

An diesem ersten Tag in Fontainebleau bleibt man unter sich. Nur Regierungsrat Helwing, der dem neuen Außenminister Champagny seine Aufwartung macht, sieht den Kaiser auf die Jagd fahren.

☆

Es ist ein trüber, regnerischer Morgen, als Pauline zur Lippe zum ersten Male zum Schlosse fährt, um Madame de la Rochefoucauld, der ersten Ehrendame der Kaiserin, einen Besuch zu machen.

Der Kammerlakai Dejean sitzt stolz in Galauniform neben dem Kutscher. Die grünen und weißen Federn seines Zweispitz flattern im Herbstwind. Langsam fährt der Wagen an dem großen Gebäude vorüber, das Pauline mit Aufmerksamkeit betrachtet. Wie man ihr gesagt hat, wohnen sechs- bis siebenhundert Personen darin. Das Schloß hat fünf Höfe. Am „Hof des Kaisers" liegen die Gemächer des Kaiserpaares und die großen Festräume; am „Hof der Prinzen" haben die Verwandten des Kaisers ihre Appartements. Der „Hof der Minister" umgrenzt deren Amtsräume während der Anwesenheit des Kaisers. Die Gebäude, die die beiden letzten Höfe nach drei Seiten umschließen, beherbergen die militärischen und zivilen Würdenträger und den übrigen Hofstaat.

Dem Schlosse gegenüber grüßen bunte Herbstblumen in verschwenderischer Fülle. Hier ist der Garten der blumenliebenden Kaiserin. Das Betreten ist auch den Angehörigen des Kaiserhauses verboten, sogar Napoleon läßt diesen Befehl Josephines mit lächelnder Galanterie für sich gelten.

In einem der kleineren Höfe hält der Wagen. Hier wohnt im Erdgeschoß Madame de la Rochefoucauld. Pauline folgt dem Diener, der sie am Wagenschlag empfängt und zu der Vertrauten der Kaiserin geleitet. Madame de la Rochefoucauld sitzt, in einen Kaschmirschal gehüllt, lesend am Kamin. Nun erhebt sie sich und geht ihrem Gast mit lebhaftem Schritt entgegen.

„Seien Sie mir willkommen, meine teure Fürstin," begrüßt sie Pauline und nötigt sie, neben ihr Platz zu nehmen. „Eine Reise in dieser Jahreszeit ist nicht eben angenehm. Ich hoffe, Sie haben sie ohne Schaden für Ihre Gesundheit überstanden."

Dann erkundigt sie sich, wie die Fürstin untergebracht sei. Pauline erzählt von den aufgetretenen Schwierigkeiten. Ja, meint Madame, es sei schwierig, in dem kleinen Städtchen all die Gäste unterzubringen. „Wahrlich, ein rechtes Heerlager ist unser stilles Fontainebleau in der letzten Zeit geworden."

Bald wendet sich das Gespräch der Kaiserin zu. Die Fürstin fragt nach deren Ergehen und möchte wissen, ob sie hoffen dürfe, die Majestät bald zu sehen. Madame de la Rochefoucauld lächelt: „Das Vorgemach der Kaiserin ist stets gefüllt mit vielerlei Personen, die wünschen, in Präsentationsaudienz empfangen zu werden. Es ist nicht immer leicht, das zu ermöglichen. Aber", fügt sie hinzu, „die Kaiserin wird erfreut sein, Sie begrüßen zu können. Ich werde ihr noch heute Ihre Ankunft melden, und ich bin überzeugt, daß sie nicht zögern wird, Sie zu sich rufen zu lassen. Wahrscheinlich wird das ohne Etikette möglich sein, da die Kaiserin Sie ja bereits kennt."

„Madame sind sehr gütig," dankt Pauline, „ich bin tief gerührt über die Herzlichkeit, mit der Sie, Madame, mir begegnen."

„Bei der Wertschätzung, die meine Kaiserin Ihnen entgegenbringt, und die ich aufrichtig teile, ist mir dies eine gern geübte Pflicht," antwortet Madame de la Rochefoucauld höflich.

Sie sprechen noch eine Weile über Etikettefragen, über die sich die Fürstin zu informieren wünscht, plaudern über gemeinsame Bekannte aus der Mainzer Zeit; Pauline deutet auch kurz, ohne auf Einzelheiten einzugehen, den Zweck ihrer Reise an, dann verabschiedet sie sich.

Befriedigt von der Aufnahme, die sie bei Madame de la Rochefoucauld gefunden hat, besteigt sie ihren Wagen und befiehlt, zum Fürstprimas Carl von Dalberg zu fahren, der ebenfalls zu Besprechungen nach Fontainebleau gekommen ist und im Schlosse wohnt.

Leider muß der Fürst mitteilen lassen, daß er soeben zum Kaiser befohlen wurde; er werde jedoch der Durchlaucht noch heute seine Aufwartung machen.

So fährt Pauline heim in das Hôtel le Houx. Im Trabe geht es wieder an der langen Front des Schlosses entlang, an dessen zahlreichen Portalen und Türen ein ständiges Kommen und Gehen ist.

Das ist das Schloß meines Kaisers, von hier aus regiert er die Welt! denkt Jean Dejean, und seine lebhaften schwarzen Augen leuchten vor Stolz. Mit verschränkten Armen und mit würdevoll — ernstem, unbewegtem Gesicht sitzt er auf dem Bock neben dem Kutscher. O, Jean Dejean weiß, was er seiner Galauniform und seinem Federhut schuldig ist!

☆

Am Nachmittag läßt sich der Fürstprimas Carl von Dalberg bei Pauline melden. Sie hat ihn im vorigen Jahre auf ihrer Reise nach Mainz in seinem Schloß zu Aschaffenburg besucht, und er hat damals einen starken Eindruck bei ihr hinterlassen. Die Ratschläge des geistvollen, welterfahrenen Mannes sind ihr auch in diesem

Augenblick willkommen. Als Fürstprimas des Rheinbundes nimmt Carl von Dalberg am französischen Hof eine geachtete Stellung ein, und als wohlmeinender Freund und guter Kenner des französischen Kaiserhofes wird der Fürst ihr von Nutzen sein können.

Ehrerbietig neigt sich Dalberg über die Hand der Fürstin, die sie ihm zur Begrüßung entgegenstreckt. „Ich empfinde es mit tiefer Dankbarkeit", sagt Pauline, „daß Sie mir so bald die Freude Ihres Besuches machen." Und dann, als sie einander gegenübersitzen, fährt sie fort: „Einen Freund wie Sie hier zu wissen, ist für mich und die Dinge, die mir bevorstehen, eine große Beruhigung."

Der Fürst meint lächelnd: „Die Freude, Madame, ist ganz auf meiner Seite. Freilich, ich stecke bis über den Kopf in Geschäften, aber wenn ich etwas für Sie tun kann, so dürfen Sie zu jeder Stunde über mich verfügen."

Während der Fürst spricht, hat Pauline Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Seit ihrem letzten Zusammensein hat er sich stark verändert. Die straffe Haltung, in der er in seinem reichbestickten Hofkleide vor ihr sitzt, erscheint ihr nicht ganz echt. Dalberg ist sehr gealtert in diesem Jahr. Wahrscheinlich findet er das auch von mir, denkt Pauline nicht ohne Bitterkeit.

Langsam gleitet das Gespräch aus den Gefilden des Höflichkeitenaustausches auf das Gebiet der Politik. Die Fürstin berichtet von ihren Denkschriften und Eingaben, die alle ohne Antwort blieben. „Und wenn ich meine Räte schicke", schließt sie, „dann fordert man neue Dokumente, neue Denkschriften. So geht das nun schon Monat um Monat!"

Der Fürst zupft verlegen an seiner Spitzenmanschette. Hat er nicht selbst dem ihm von der Fürstin gesandten Regierungsrat Wippermann zu diesen Denkschriften geraten? Damals freilich, da glaubte er selbst an den Erfolg solcher Schreiben. Der verbitterte, müde Zug in Dalbergs Gesicht vertieft sich.

„Man muß Ihnen recht geben, Fürstin," sagt er schließlich, „glauben Sie, daß es mir anders geht? An die siebzig Eingaben von mir sind bis jetzt ohne Resolution geblieben."

Der Fürstprimas erhebt sich und geht eine Weile erregt im Zimmer auf und ab, dann bleibt er vor der Fürstin stehen. „Man muß Ihnen recht geben", wiederholt er, „eine Narretei ist dies alles! Was nützen all' die Denkschriften an die Minister? Was sind die Minister an diesem Hof? Was bin ich selbst? Fürstprimas des Rheinbundes? Ein leerer Titel, nicht mehr. Puppen sind wir alle, und der Kaiser ist der große Puppenspieler!"

Carl von Dalberg bricht jäh ab. Er ist unvorsichtig gewesen. Der Hofmann in ihm ruft ihn zur Ordnung. Pauline kann ein leises, schmerzliches Lächeln nicht verbergen. Masken, geht es ihr durch den Sinn, Masken tragen wir alle. Eben hat einer der Spieler für einen Augenblick die Maske gelüftet. Einer, der nicht mehr mitspielen möchte und doch weiter mitspielen wird, weil er nicht mehr ausscheiden kann aus diesem Spiel der Marionetten.

Dann sagt sie, um das Gespräch wieder auf den Ausgangspunkt zurückzuführen: „Und glauben Sie, daß der Kaiser mir Gelegenheit geben wird, vertraulich mit ihm zu sprechen?"

Der Fürst hat inzwischen seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen und nimmt erneut Platz. In dem gepflegten Ton des Kavaliers der alten Schule antwortet er: „Eine solche Möglichkeit ist durchaus gegeben. Freilich der Weg über die Minister ist lang und bietet wenig Aussicht auf Erfolg. Aber Sie haben ja die Kaiserin, die Ihnen sehr verbunden ist. Wenn sie weiß, daß sie Ihnen damit ihre Freundschaft beweisen kann, wird sie nicht zögern, Ihnen eine Privataudienz zu erwirken."

„Wie denken Sie über den Erfolg einer solchen Unterredung, Fürst?"

Dalberg wiegt zweifelnd das Haupt. „Das kann man mit Sicherheit niemals voraussagen. Es wird darauf ankommen,

den Kaiser davon zu überzeugen, daß ihm die Einverleibung Ihres Landes mit dem Königreich Westfalen oder dem Großherzogtum Berg weniger Vorteile bringt als die Erhaltung der Souveränität der Grafschaft Lippe. Wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, Ihnen zu raten, so empfehle ich, dem Kaiser einen festumrissenen Plan vorzulegen, welche Gegenleistungen Sie ihm für die Aufrechterhaltung Ihrer Souveränität zu bieten bereit sind."

„Diese Gegenleistungen", antwortet die Fürstin, „habe ich durch mündliche Verhandlungen meiner Räte und zahllose Denkschriften dargetan. Zum Ausgleich fordere ich die hessische Grafschaft Schaumburg. Das Wesentliche aber ist, daß mein Land in jeder Hinsicht unabhängig bleibt. Erreiche ich dieses nicht, läßt mir mein Gewissen keine andere Wahl, als die Regentschaft niederzulegen."

Der Fürstprimas hat aufmerksam zugehört. „Ob der Kaiser Ihnen in allem willfahren wird — ich denke da in erster Linie an die Übertragung der Grafschaft Schaumburg — bleibe dahingestellt. Aber das alles wird sich zeigen. Zunächst kommt es jetzt darauf an, durch Fürsprache der Kaiserin eine Audienz zu erreichen. Privataudienzen liebt Napoleon sonst nicht in Fontainebleau, wo er sich erholen will. Aber es wird schon alles gut werden", fügt er tröstend hinzu. „Freilich, Geduld müssen Sie hier schon haben, Ungeduld könnte leicht alles verderben."

Der Fürstprimas erhebt sich und bittet, sich verabschieden zu dürfen, da er bei Murat, dem Großherzog von Berg, zur Abendtafel geladen sei. Pauline steht eine Weile gedankenversunken mitten im Raum, dann befiehlt sie, die Regierungsräte zur Besprechung zu bitten.

☆

Am anderen Morgen beschäftigen sich Wippermann und Helwing damit, ihre Akten auszupacken und sich auf die kommende Arbeit vorzubereiten.

Jean Dejean unterhält sich derweil mit dem Hausherrn, Monsieur le Houx. Der alte Hauptmann und Ritter des Ordens vom Heiligen Ludwig hat Gefallen an diesem neuen Landsmann gefunden. Zwar ist es ein wenig gegen die Etikette, mit einem Bediensteten zu verkehren wie mit seinesgleichen. Aber, alle Teufel, mit irgend jemandem muß man doch ein Wort reden! Die Offiziere dieses Bonaparte — Monsieur le Houx blickt sich ängstlich um, als ob die Polizei des Herrn Fouché den aufrührerischen Gedanken erraten könnte — sieht er, der auch heute noch die Bourbonen als die legitimen Herrscher Frankreichs betrachtet, erst recht nicht als seinesgleichen an.

Wie anregend weiß Herr le Houx aber auch zu plaudern von dem Leben am Hofe des fünfzehnten Ludwig, von der Madame Pompadour und den kleinen Mädchen aus dem Hirschpark, von dem dicken, gutmütigen Ludwig XVI. und der schönen Österreicherin Marie Antoinette.

Die dürre Gestalt des gewesenen Hauptmanns geht heftig gestikulierend in dem Gemach auf und ab. Eben hat er begonnen, über das traurige Ende des Dauphins — Ludwig XVII. nennt ihn Monsieur le Houx stets — zu berichten, als es an die Haustür klopft.

An Stelle des verängstigten Hausherrn öffnet Jean Dejean und sieht sich einem vornehm gekleideten Kavalier gegenüber, der den Herrn Regierungsrat zu sprechen wünscht. Es sei höchst eilig, fügt er hinzu.

Als Wippermann dem Besucher gegenübertritt, stellt sich dieser mit eleganter Verbeugung als Monsieur de Germain, Kammerherr der Kaiserin, vor, die Ihre Durchlaucht, die Fürstin zur Lippe für morgen um elf Uhr zum Frühstück bitten läßt. Wippermann versichert dem Kammerherrn, daß er diese ehrenvolle Einladung, die Ihre Majestät auf so nicht minder ehrenvolle Weise übermitteln lasse, sofort der Fürstin melden werde und geleitet Monsieur de Germain bis zur Haustür.

Pauline empfängt Wippermann in ihrem Zimmer. In den Zügen der Fürstin spiegeln sich tiefer Ernst und heftige Bewegung, als

sie die Einladung der Kaiserin erfährt. „Von dem morgigen Tag", sagt sie, „kann viel, vielleicht alles abhängen. Wir spielen ein hohes Spiel, Wippermann. Vertrauen zu Gott ist das einzige, was mir noch Hoffnung gibt." Warm und herzlich antwortet Wippermann: „Auch diese Prüfung wird vorübergehen. Es werden ruhigere Zeiten kommen, in denen Sie sich unter den Bäumen von Schieder wieder freundlicheren Gedanken und den Werken der Dichter widmen können."

Um Paulines Mund steht ein trübes Lächeln. „Unsere Zeit ist wirr und aufgeregt durch Kriege und Greuel. Wer weiß es, ob dieser Weg der rechte ist?"

„Sie werden diesen Weg zu Ende gehen, Durchlaucht", antwortet Wippermann, „und ich, ich werde diesen Weg mit Ihnen gehen, wohin er auch führen mag."

Über das Gesicht der Fürstin fliegt ein heller Schein. „Das weiß ich, getreuer Freund. Glauben Sie, daß ich all das Schwere, das Häßliche, was hinter mir liegt und das, was noch kommen wird, ertragen könnte, ohne Sie an meiner Seite zu wissen?" Pauline reicht Wippermann die Hand. Einen Augenblick liegen ihre Hände ineinander. Dann neigt sich der Regierungsrat tief vor seiner Fürstin und geht stumm hinaus.

☆

Josephine, Kaiserin der Franzosen, streckt die immer noch zierlichen Glieder behaglich unter der Decke von schwärzlichem Kaschmir und blickt erwachend zu dem Thronhimmel des Bettes empor. Ein vergoldeter Adler schmückt seine Spitze, von der ein karmoisinfarbener Seidenhimmel herniederrauscht. Josephine verschränkt die Arme unter dem Kopf und träumt vor sich hin, wie sie es gern nach dem Erwachen tut.

Ihre Gedanken gehen zurück nach Malmaison, ihrem Lieblingsschlößchen, gehen zurück in jene Zeit, in der sie Napoleon kennenlernte. Wie hatten sie damals über ihn gelacht — sie und ihre Freundin, Madame Tallien — über den unscheinbaren Revolutionsgeneral Bonaparte, über seine verwilderten Manieren, sein gebrochenes Französisch, seine schäbige, an unzähligen Lagerfeuern verschmutzte Uniform und seine langen schiefgetretenen Stiefel. Den „gestiefelten Kater" nannten sie ihn.

„Ist der komisch, dieser Bonaparte!" spotteten sie, und Josephine bat ihren Freund Barras, den allmächtigen Vorsitzenden des Direktoriums, dem Hungerleider, der mit seinem Gehalt die Mutter und seine zahlreichen Geschwister ernähren mußte, einen neuen Generalsrock zu schenken.

Und dann hatte sie, die Witwe des unter der Guillotine verbluteten Glücksritters Beauharnais, diesen „komischen Bonaparte" aus Korsika geheiratet. Jetzt ist er Kaiser der Franzosen und kann ihr all die vielen, oft recht kostspieligen Wünsche erfüllen, nach denen ihr barocker, südländischer Geschmack verlangt: seltsam schillernde Tiere und Blumen, immer wieder Blumen! Aus allen Ländern der Erde läßt sie die schönsten heranschaffen, und Napoleon gibt mit vollen Händen für diese ihre Liebhaberei.

Josephine denkt nach. War es wirklich nur nüchterne Überlegung, daß sie damals Bonaparte den Vorzug vor den vielen anderen Bewerbern gab? Sprach die Vernunft nicht damals gerade gegen den unscheinbaren Korsen? Nein, so leichtfertig und selbstsüchtig sie auch ist, bei dieser Wahl sprach das Herz das entscheidende Wort. Sie liebt Napoleon. Aber liebt er auch sie? Kann Napoleon Bonaparte überhaupt lieben? Zwischen Josephines Brauen vertieft sich die schmale Falte. Wieder und wieder hat er es ihr doch bewiesen. Weshalb immer wieder diese quälenden Zweifel? Josephine schüttelt den Kopf, daß die dunklen Locken ringelnd über die weißen Kissen fließen. Mag auch der Ehrgeiz manches wärmere Gefühl in der Brust Napoleons erstickt haben, nichts gibt ihr das Recht, an seiner Liebe zu zweifeln.

Manchmal freilich, wenn er sie ernst und ein wenig traurig anblickt, steht ein stiller, niemals ausgesprochener Vorwurf in seinen Augen. Josephine weiß sehr wohl um den geheimen Wunsch des Kaisers. Dem neuen Herrscherhause Frankreichs fehlt der Thronfolger, und es besteht wenig Aussicht, daß sie noch ein Kind bekommt.

Josephine grübelt und sinnt, doch die dunklen Gedanken verfliegen schnell. Sie ist eine zu lebensfrohe Natur, um sich lange in Grübeleien zu verlieren. Man soll den Tag genießen und das Schöne, das er bringt, und die Zukunft Gott und den lieben Heiligen überlassen. So lächelt sie denn auch wieder ihr unbeschwertes Lächeln, als Madame de la Rochefoucauld mit einem tiefen Hofknicks das Schlafgemach betritt.

Die Ehrendame bringt die Liste der zur Präsentationsaudienz befohlenen Personen, die ihr der diensttuende Kammerherr wie allmorgendlich übergeben hat. Josephine reicht der langjährigen Vertrauten ihre schmale braune Hand und legt die Liste ungelesen beiseite.

„Und was ist sonst an diesem Morgen?" fragt sie. „Zum Frühstück wurden die Damen de Lucay, Lannes, de Turenne und Maret, ferner, wie Majestät wünschten, die Fürstin zur Lippe befohlen. Außerdem hat sich die Königin von Holland angesagt."

„Nach dem Frühstück", befiehlt die Kaiserin, „wünsche ich eine halbe Stunde mit der Fürstin allein zu sein. Ich mag sie gern, diese kleine rundliche Deutsche. Haben Sie sie schon gesprochen, meine Liebe?"

„Die Fürstin gab mir gestern die Ehre ihres Besuches", berichtet Madame de la Rochefoucauld, „sie scheint Sorgen zu haben und möchte den Kaiser sprechen, Staatsgeschäfte, soviel ich verstanden habe."

„Staatsgeschäfte?", Josephine schüttelt den Kopf, „dafür hat sie doch ihre Minister; weshalb läßt sie die nicht ihre Köpfe zerbrechen? Aber, wie dem auch sei, ich werde mit dem Kaiser sprechen, daß er nett zu ihr ist. Doch nun rufen Sie meine Kammerfrauen, ich glaube, es ist Zeit, mich anzukleiden."

✲

Die Fürstin zur Lippe trägt ein weißes Tüllkleid mit Silber, Diamanten und einen Hortensiamanteau. Ihre Kammerfrauen haben Not gehabt, die scheußlichen Wanzenstiche zu verdecken, jene unangenehme Beigabe des „Hôtels le Houx". Lächelnd denkt Pauline daran, als sich ihr jetzt die Türen zum Vorzimmer der Kaiserin öffnen.

Drei Personen stehen im Augenblick am flackernden Kamin im eifrigen Gespräch vertieft: Murat, der neue Großherzog von Berg, die Gattin des Marschall Ney und der Präfekt de Lucay. Die Marschallin, der Fürstin bereits bekannt, stellt ihr die Herren vor.

Murat, groß, schlank, in Marschalluniform, mit sehr viel Orden geschmückt, macht der Fürstin höflich, mit einem jungenhaften Lächeln um den Mund, einige Komplimente über die ihm sehr gerühmte Verwaltung ihres Landes. Er hoffe auf eine gute Nachbarschaft. Pauline erwidert im gleichen Sinne und denkt, ob diese musterhafte Verwaltung auch anhalten wird, wenn ihr Land an das Großherzogtum Berg fallen sollte. Man hat Murat längst die Ankunft der Fürstin gemeldet und die Gründe, die sie nach Fontainebleau führen, aber er ist Weltmann genug, es sich nicht merken zu lassen. Außerdem interessiert ihn sein neues Großherzogtum zu wenig, um sich über die Wichtigkeit der Grafschaft Lippe Gedanken zu machen.

Man spricht über die Reise der Fürstin, über Fontainebleau, vom Wetter und derlei Nichtigkeiten, da meldet auch schon der Herzog von Beaumont in dem scharlachroten Kleide des Kaiserlichen Kammerherrn der Fürstin, daß Ihre Majestät die Durchlaucht erwarte.

Die Kaiserin heißt Pauline mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit willkommen. Sie ist von bezwingender Liebenswürdigkeit, und ihre Fragen nach dem Ergehen der Kinder,

nach dem Verlauf der Reise, der Unterkunft sind keine billigen Höflichkeitsphrasen. Dann legt sie den Arm um die Schulter der Fürstin und führt sie in das Vorgemach zurück, in dem inzwischen wie von Zauberhand der Frühstückstisch gedeckt ist. Die zur Tafel Befohlenen begrüßen die Kaiserin mit tiefer Verneigung. Die Königin Hortense, die eben eintritt, küßt ihre Mutter auf die Stirn.

Pauline sitzt der Kaiserin gegenüber und kann sie nun in Ruhe betrachten. Josephine sieht wohler aus als in Mainz, wo sie kränkelte und mehrere Tage bettlägerig war. Sie trägt ein langes, weißes Kleid mit bunter Folie aus Lyon bestickt. Im Haar funkelt ein Diadem von Diamanten, in dem Opale von seltener Größe gefaßt sind. Von gleicher Art sind Ohrringe und Halsband.

Der Tisch ist auf das Kostbarste geschmückt, das Tafelgeschirr ausgezeichnet durch Form, Glanz und Schönheit. Eine hohe Zuckerdose hat die Form einer antiken Opferschale. Die Teller für die Speisen sind aus vergoldetem Silber. Zum Schluß wird Kaffee gereicht. Die Tassen sind groß, oben weit, unten eng, blau und gold. Die Fürstin betrachtet diesen Prunk mit kritischen Augen. Dies alles erscheint ihr ein wenig zu bunt, ein wenig zu auffallend, um im wahrhaft künstlerischen Sinne vollendet schön zu sein. Aber freilich, hier gelten andere Geschmacksregeln als am Bernburger oder Detmolder Hofe.

Nachdem die Kaiserin die Tafel aufgehoben hat, bleiben die Hofdamen im Vorzimmer zurück. Die Königin von Holland verabschiedet sich von ihrer Mutter und der Fürstin. Die Kaiserin bittet Pauline, ihr in das Privatgemach zu folgen. Als die Türen geschlossen sind, nötigt sie ihren Gast, neben ihr Platz zu nehmen.

„Wie mir Madame de la Rochefoucauld berichtete", beginnt Josephine das Gespräch, „sind es Dinge besonderer Art, die Sie herführten, Fürstin. Das enttäuscht mich ein wenig, ich hoffte, daß es ein Freundschaftsbesuch sei, dem wir ihre Anwesenheit verdanken."

„Majestät sind sehr gütig", antwortet Pauline, „die Freude, Sie wiederzusehen, haben mir den Entschluß und die Strapazen der Reise leicht gemacht. Aber Madame de la Rochefoucauld hat recht berichtet, es sind in der Tat Sorgen, die mich herführen, die schwer auf mir lasten, mir nächtens den Schlaf rauben und mich zwingen, den Kaiser um eine für mich und mein Land wichtige Unterredung zu bitten."

„Ohne in Sie dringen zu wollen, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir von dem, was sie bedrückt, Kenntnis geben würden." Josephines Stimme ist warm und herzlich, „Da Sie mit dem Kaiser davon sprechen wollen, können Sie es ja auch mit mir. Wenn Ihnen meine Hilfe nützen kann, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich es an nichts fehlen lassen werde."

Die Fürstin weiß, daß das, was sie sagen muß, wenig Verständnis bei der gutmütigen, aber in einer anderen Welt lebenden Kaiserin finden wird. Doch sie darf nichts unversucht lassen, ihrem Ziel näher zu kommen. So sagt sie denn: „Majestät, es geht um den Bestand meines Landes. Sicherem Vernehmen nach ist beabsichtigt, die kleinen Länder den größeren einzuverleiben. Mein Land, Majestät, ist nur klein, ein kaum zu bemerkender Fleck auf der Karte Europas. Aber meine Aufgaben sind die gleichen wie die der Herrscher mächtiger Staaten, nämlich dem Wohle meiner Untertanen zu dienen. Die Verantwortung lastet schwer auf meinen Schultern, den Schultern einer Frau, Majestät! Und diese Verantwortung, meine Pflichten als Vormünderin und Regentin führen mich hierher."

Die Kaiserin ist mit einem wechselnden Ausdruck von Verwunderung, Erstaunen und innerer Bewegung den Worten der Fürstin gefolgt. Aufgaben? Verantwortung? Seltsam fremd klingen diese Worte an ihr Ohr. Immer hat sie sich diese Dinge von anderen abnehmen lassen, von der Mutter, von Beauharnais, vom Kaiser. Gewiß, sie hat den Armen gern und reichlich gegeben, aber hat sie sich je ernsthaft Gedanken

gemacht um das Wohl ihres Landes, um das Glück oder Unglück ihrer Untertanen?

Da sitzt nun diese kleine deutsche Fürstin neben ihr und will nichts anderes, als daß man ihr ihre Sorgen lasse, ihre schlaflosen Nächte, weil sie glaubt, daß ihr Amt es von ihr fordere! Es ist ein langes beredtes Schweigen zwischen den beiden Frauen.

Die Kaiserin Josephine ist vielleicht oberflächlich, ein wenig verspielt, aber sie ist auch gutherzig und hat ein empfindsames Gemüt wie viele dieser sorglos durch das Leben flatternden Kinder des Glücks. Das Leid der anderen ergreift sie; sie hat den Wunsch, recht gut zu ihr zu sein, ihr ihre Liebe zu zeigen.

Josephine schlingt ihre Arme um die Fürstin. „Meine liebe Schwester", sagt sie, „seien Sie überzeugt, daß der Kaiser sein Ohr Ihren Wünschen nicht verschließen wird. Wir werden ihn gemeinsam bitten. Sie werden in mir immer eine ergebene Freundin und Verbündete haben."

Auch Pauline fühlt, daß in diesem Augenblick nicht Kaiserin und Fürstin zueinander sprechen, sondern Frau zur Frau, Mensch zu Mensch. So vermag sie denn auch nicht irgendeine höfische Phrase über die Lippen zu bringen, sie sagt nur still und einfach: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aus übervollem Herzen."

Da ruft ein Klopfen an der Tür Kaiserin und Fürstin in die nüchterne Gegenwart zurück. Der Herzog von Beaumont tritt ein. „Ich bitte untertänigst, die Störung zu verzeihen. Seine Majestät der Kaiser hat soeben seine Gemächer verlassen, um sich zur Messe zu begeben."

Die Fürstin sieht, daß sich die Damen des Hofes bereits im Vorgemach aufgestellt haben, die Kaiserin auf dem Wege zur Kapelle zu begleiten. Pauline will sich mit einigen Worten empfehlen. Schon macht die Kaiserin eine Bewegung, als wolle sie ihr die Hand zur Verabschiedung reichen. Aber dann besinnt sie sich. Sie führt die Fürstin beiseite und flüstert ihr zu: „Warten Sie hier in meinem Zimmer!" Damit eilt sie ohne weitere Erklärung hinaus. Die Türen zum Vorzimmer werden hinter ihr geschlossen.

Im Vorgemach sagt Josephine zu dem Kammerherrn: „Der Kaiser muß die Fürstin zur Lippe nach der Messe in Präsentationsaudienz empfangen."

Der Herzog ist verlegen. „Majestät, das wird nicht gehen. Die Fürstin ist nicht zur Audienz befohlen, und außerdem pflegt der Kaiser nach der Messe niemanden mehr zu empfangen. Hinzu kommt, wie will die Fürstin in das Vorgemach des Kaisers gelangen? Sie würde Seiner Majestät auf dem Wege begegnen, und die Etikette erlaubt dies nicht, ehe die Fürstin dem Kaiser vorgestellt wurde."

„Ach Etikette, Etikette!" Zornig stampft Josephine mit dem kleinen Fuße auf. „Ich wünsche, daß der Kaiser die Fürstin nach der Messe empfängt. Ich werde es ihm selbst sagen. Wie Sie mit der Etikette fertig werden, ist Ihre Sorge, Herr Herzog. Auf, gehen wir! (Fortsetzung folgt)

Lippische Persönlichkeiten, die durch Straßenbenennungen geehrt wurden

Von Hans Winter

Man soll dem Schicksal nicht zürnen, wenn es einmal Umwege machen läßt. Aber nicht das Schicksal, sondern die Stadt Detmold ließ mich vor einigen Monaten wegen umfangreicher Straßenbauarbeiten einen Umweg machen. Dabei sah ich plötzlich ein Straßenschild: „Heinrich-Röhr-Straße". Ja, das war doch . . . ! Ich sah ihn im Geiste wieder vor mir, den früheren Vorsitzenden unseres Lippischen Heimatbundes. Dann kam mir der Gedanke, die lippischen Städte und Gemeinden zu



Ludwig Altenbernd, Heimatdichter (1819—1890)

bitten, mir einmal alle Straßen zu nennen, die sich auf Personen beziehen, welche sich um die Heimat verdient gemacht oder die sonst in irgendeiner Weise zur engeren Heimat Bezug gehabt haben.

Die Antworten fielen recht unterschiedlich aus. Von einer Stadt erhielt ich lediglich einen Straßenplan. Aber in den meisten Fällen wurden die Namen mit entsprechenden Erläuterungen geliefert. Die Stadt Blomberg fügte sogar ihre Schrift über Hermann Vöchting bei. Einige Städte aber setzten offenbar voraus, daß ich mich so gut auskennen würde, daß Erläuterungen nicht erforderlich seien. Voller Zuversicht griff ich deshalb zu Hansens Lippischer Bibliographie. Doch ich fand kaum Hilfe. Es gelangen lediglich ein paar Ergänzungen und Korrekturen. Ich war deshalb gezwungen, mich an die örtlichen Heimatfreunde zu wenden, und bei den neuen großen Flächengemeinden hatten auch diese einige Mühe, die richtigen Erkundigungen einzuholen. Den Heimatfreunden sei für diese Unterstützung gedankt. Ich vermute, daß die Mitteilungen der Städte und Gemeinden aber nicht ganz vollständig gewesen sind, zumal im Zusammenhang mit der kommunalen Neuordnung die Straßenumbenennungen noch nicht alle abgeschlossen sind. Ich bitte deshalb alle Lipper, mir Ergänzungen und Richtigstellungen mitzuteilen.

Aus der historischen Entwicklung ist verständlich, daß unsere traditionsbewußten Städte, allen voran unsere Residenz, mit zahlreichen Straßen aufwarten, die sie nach bekannten Persönlichkeiten benannt haben. Die Landgemeinden sind da in jeder Beziehung „bescheidener". Wenn es z. B. in Schlangen eine Adolfstraße gibt, so ist diese weder nach dem Grafen Adolf noch nach Adolf, dem hoffentlich letzten Wüterich (um mit Hoffmann von Fallersleben — s. Napoleon — zu sprechen) benannt worden. Es gab an der Straße vor langer Zeit lediglich kaum einen Bauern, der nicht mit Vornamen Adolf hieß, und da hat man die Straße gleich auch so benannt. Die Beziehungen Schlangens zum Königreich Bayern waren auch nicht von solcher Bedeutung, daß man die Ludwigstraße in Schlangen nach einem der bayerischen Könige benannt hätte. Ludwig Rekemeier war der erste Bürger, der an dieser Straße gebaut hatte, und als es damals um die Straßenbenennung ging, machte der damalige Bürgermeister den Vorschlag, den Namen Ludwigstraße zu wählen. So simpel ging das oft zu. Daß nun allerdings Ernst Wiechert besondere Beziehungen zu unserer lippischen Heimat gehabt hat, möchte ich bezweifeln, auch wenn eine lippische Gemeinde mir eine Straße mit seinem Namen

gemeldet hat. Aber ich lasse mich gern berichtigen. Vielleicht können wir jedoch einmal ein Verzeichnis der Straßennamen folgen lassen, die die lippischen Städte und Gemeinden den verlorenen ost- und mitteldeutschen Gebieten gewidmet haben, einerlei ob sie die Namen der Provinzen und Landschaften oder Persönlichkeiten aus diesen Gebieten nennen.

Doch nun zu den „lippischen" Straßennamen unserer 16 lippischen Städte und Gemeinden. Dörentrup, Leopoldshöhe und Lügde machten Fehlanzeige. Aber das wird gewiß nicht immer so bleiben. Beginnen wir die Vorstellung streng in der Reihenfolge der Gemeinden nach dem Alphabet, wobei uns die Badestädter in Salzuflen verzeihen mögen, daß wir sie erst unter dem Buchstaben S und nicht B einreihen. Die „Erkundigungen" sind noch nicht ganz abgeschlossen.

AUGUSTDORF

Bandelstraße

Ernst von Bandel, Erbauer des Hermannsdenkmals. Geb. 17. 5. 1800 in Ansbach. Gest. 25. 9. 1876 in Neudegg.

Hermann-Löns-Weg

Hermann Löns, geb. 1866 in Culm. Gefallen 1914 bei Reims. Hermann Löns setzte unserer Sennelandschaft in seinem Gedicht „Frau Einsamkeit" ein einzigartiges Denkmal.

Ludwig-Altenbernd-Weg

Lippischer Heimatdichter („Des Lipperlandes begeisterter Sänger"). Geb. 14.11.1819 in Augustdorf. Gest. 11. 4. 1890 in Detmold. (Mein Lipperland: „Wie schön bist du, geliebtes Heimatland!" Die Senne: „Hier ist der Ort, die alte Stätte".

Arbeiterinnen der Senne: „Im kurzen Linnenkleide, das Haar zerzaust vom Wind".

Seine Gedichtsammlungen erschienen unter dem Titel: „Frühlingsblüten und Herbstblätter" und (nach seinem Tode): „Reben und Ranken".



Wilfried Paulsen (1828—1901), Kartoffelzüchter in Nassengrund bei Blomberg

BARNTRUP

Heinrich-Sölter-Straße

Geb. 26. 7. 1889 in Barntrup, gest. 29. 11. 1955 in Lemgo. Heinrich Sölter war ein aktiver Kommunalpolitiker. Er war nach dem 1. Weltkrieg Mitglied des Landtages in Lippe bis zu dessen Auflösung. Nach dem 2. Weltkrieg war er von 1945 bis November 1955 Mitglied des Rates und während dieser Zeit von 1945 bis 1952 Bürgermeister der Stadt Barntrup. Er gehörte dem Kreistag von 1946 bis November 1955 an.

BLOMBERG

Freiligrathstraße

Ferdinand Freiligrath, Dichter, geb. 17. 6. 1810 in Detmold, gest. 18. 3. 1876 in Cannstadt. (Erich Kittel: Freiligraths Dichterruhm wurde zwischen 1835 und 1851 begründet. Er ist in die deutsche Literatur-



Zieglerdichter Friedrich Wienke, Brakelsiek (1863—1930)

geschichte, die Gedichtsammlungen und die Lesebücher eingegangen, und aus diesem Grunde ist wohl auch heute noch seine Lebensgeschichte die bekannteste von allen deutschen Achtundvierzigern).

Grabbestraße

Christian Dietrich Grabbe, Dichter, geb. 11. 12. 1801 in Detmold. Gest. 12. 9. 1836 in Detmold. („Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Die Hermannsschlacht", „Hannibal", „Napoleon" usw.).

Neubourggasse

Neubourg, Carl, Amtsrat, geb. am 11. 3. 1813 in Alverdissen, gest. 15. 3. 1900 in Blomberg. Ehrenbürger der Stadt Blomberg. Durch Patent vom 9. 8. 1879 wurde er zum ersten Verwaltungsbeamten des Verwaltungsamts Blomberg ernannt. Anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums erhielt er am 12. April 1886 in Anerkennung der geleisteten treuen Dienste das Fürstlich Lippische Ehrenkreuz II. Klasse. Aus Anlaß seines 60jährigen Dienstjubiläums fand am 15. 4. 1896 ein Festessen im Theopoldischen Gasthaus in Blomberg statt. Am 1. 10. 1896 trat er im Alter von 83 Jahren in den Ruhestand nach einer — wie es in der Akte (Staatsarchiv Detmold) heißt — „langjährigen und sehr rühmlichen Beamtenlaufbahn". Er erwarb am 24. Mai 1886 das Bürgerrecht der Stadt Blomberg (Lippische Geschichtsquellen 6). Seit 1896 führte er auch den Titel Geheimer Regierungsrat.

Die Neubourggasse ist höchstwahrscheinlich nach diesem Ehrenbürger der Stadt benannt worden, obwohl nach dem Bürgerbuch der Stadt Blomberg (Lipp. Geschichtsquellen 6) der Zeitpunkt der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes unbekannt ist und es in dem Veranstaltungsprogramm Juli 1973 des Luftkurortes Blomberg in dem Beitrag „Straßennamen einer alten Residenz" heißt: „Wohl aus Verlegenheit, weil man keinen rechten Namen bei der Hand hatte, hat man die „Neubourggasse" nach dem Namen eines früheren Blomberger Destillateurs getauft. Mit einem Pastor gleichen Namens darf die Gasse jedoch nicht gedeutet werden."

Pastöre mit dem Namen Neubourg hat Blomberg eine ganze Reihe gehabt. Butterweck zählt fünf auf. Dabei wird zu Karl Friedrich Wilhelm Neubourg, der von 1786 bis 1793 in Blomberg tätig war, gesagt: „Als er 1794 nach Cappel berufen wurde, wurde „Blomberg des würdigsten Lehrers beraubt." Dietrich Karl Piderit verlebte seine erste Schulzeit im Hause des Pastors Neubourg in Cappel.

Philipp Ferdinand Neubourg war von 1796 bis 1848 Pastor in Blomberg, Georg Neubourg von 1852 bis 1899, beide also über Jahrzehnte hin. Da die Gasse nach keinem der Pastöre benannt worden sein soll, bleibt eigentlich nur der Ehrenbürger der Stadt übrig, der aber offenbar auch schon völlig vergessen ist. So schnellebig

ist die Zeit. Man soll sich wahrhaftig nicht bis ins 83. Lebensjahr hinein plagen, sondern vorher in Pension gehen!

Paulsenstraße

Paulsen, Johann Christian, Landwirt, geb. 15. 1. 1748 in Uslar, gest. 10. 1. 1825 in Nassengrund.

Paulsen, Louis, Schachspieler, geb. 1833 in Nassengrund, gest. 18. 8. 1891 in Nassengrund. Er schlug die größten Spieler seiner Zeit.

Paulsen, Wilfried, Landwirt, geb. 31. 7. 1828 in Nassengrund, gest. 2. 2. 1901 in Nassengrund. Er erwarb sich hervorragende Verdienste um die Kartoffelzucht. Auch er war ein großer Meister im Schachspiel.

Die Stadt Blomberg hat mit der Straßenbenennung alle berühmten Männer aus dem Geschlecht der Paulsen ehren wollen.

Pideritplatz

Auch hier handelt es sich um ein bekanntes Geschlecht. Das Blomberger Bürgerbuch nennt folgende Bürgermeister mit dem Namen Piderit:

1668—1693 Hermann Piderit

1695—1697 Christof Piderit

1722—1743 Hermann Piderit (gest. 14. 5. 1743)

1745—1781 Johann Hermann Piderit (gest. Dezember 1781)

1787—1832 Wilhelm Konrad Piderit (gest. 12. 6. 1832)

Auch Pastöre wurden von den Piderits gestellt:

Piderit, Jobst, Pastor in Blomberg von 1557 bis 1587. Er gründete um 1561 eine Bibliothek in Blomberg.

Piderit, Johann, Pastor, geb. 1559 in Blomberg, gest. um 1637 in Blomberg. Verfasser der 1627 erschienenen Lippischen Chronik.

Piderit, Dietrich Karl, Geheimer Oberregierungsrat, geb. am 21. 1. 1790 in Blomberg, gest. 18. 8. 1854 in Bad Ems. Er beendete den 100jährigen juristischen Streit mit den Schaumburgern um das Amt Blomberg zu Gunsten Lippes.

Aus: „Menschen vom lippischen Boden“: Er, der selbst allerdings die Paulinische Schule nicht mehr durchlaufen hatte, hatte doch so viel von ihrem Geist im Staatsdenken mit übernommen, daß das Wohlergehen der Untertanen ihm die drängendste Aufgabe des verantwortlichen Staatsdieners war. So liegt denn auch sein Hauptverdienst auf dem Gebiet der humanitären Gesetzgebung. (Ablösung der Dienste, Zehnten, Korn- und Viehabgaben. Ablösung der Huden- und Gemeindegerechtsame. Gründung einer Hagelassekuranzgesellschaft. Neues Kriminalgesetz. Neues Volksschulgesetz. Versorgung der Beamtenwitwen).

Piderit, Karl, Arzt, geb. 3. 12. 1797 in Blomberg, gest. 22. 9. 1876 in Detmold. Unter seiner Leitung als Brunnenarzt erlebte Bad Meinberg einen Höhepunkt in seiner Entwicklung. Sein Lebenswerk war die Gründung des Landeskrankenhauses in Detmold (jetzt Kreiskrankenhaus) .

Vöchtingstraße

Hermann Vöchting, geb. 8. 2. 1847 in Blomberg, gest. 24. 11. 1917 in Tübingen. Ordentlicher Professor an der Universität Tübingen und führender Wissenschaftler der Botanik seiner Zeit. Die Stadt Blomberg verdankt der Familie Vöchting die Bezeichnung als „Nelkenstadt“.

Wienkestraße

Wienke, Ernst, Maler, geb. 10. 4. 1849 in Brakelsiek, gest. 8. 11. 1951 in Blomberg.

Wienke, Friedrich, geb. 20. 9. 1863 in Brakelsiek, gest. 17. 2. 1930 in Schieder. Längere Jahre Ziegler, später Inhaber eines Zementwarengeschäftes. Wurde bekannt als lippischer Zieglerdichter. Veröffentlichungen: Zieglerlieder. „Bloemen twisken

Steunen". (Dat frauhe Wedderseuhn: „Met den Pucken up den Nacken". De aule Sproke: „Eune Bieke, klor un helle, flütt dat aule lippske Platt").

Wienke, Heinrich, Sohn von Friedrich Wienke, geb. 2. 8. 1898 in Brakelsiek, gest. 31. 3. 1963 in Hameln. Heimatdichter. Lebte als Betriebs-Inspektor des Elektrizitätswerkes Wesertal in Hameln. Veröffentlichungen: Werk und Heimat. De aule Klang. Pannemakers Wanderfahrt.

Nach fernmündlicher Auskunft von Stadtdirektor a. D. Eggert, Blomberg, wollte man sich bei der Straßenbenennung bewußt nicht auf einen einzigen der Wienkes festlegen. (Fortsetzung folgt)

Dorfinventarisation in Lippe

I. Das Bauernhaus in der lippischen Kulturlandschaft

Von Friedrich W. Pahmeier

Diese Arbeit ist keine wissenschaftliche Abhandlung, und sie möchte sich auch nicht den Anschein geben, eine zu sein. Sie ist zunächst und vor allem dem Heimatfreunde gewidmet, und darum möchte ich die Veröffentlichung meiner Dorfinventarisation, die ich im Jahre 1970 im Auftrage des Deutschen Heimatbundes im Kalletal, im Siedlungstrio Brosen, Rafeld und Selsen durchgeführt habe, im Plauderton nahebringen. Dazu gehört u. a., daß ich dem Heimatfreunde auseinandersetze, was ein Zwei-, Drei- und ein Vierständerhaus, ein niederdeutsches Hallenhaus und ein Flettdeelenhaus ist, soweit er dieses nicht längst wußte; ich muß ihm sagen, in wie vielerlei Fassung uns dieses Haus in den verschiedenen Landschaften begegnet; ich möchte ihm auch sagen, welch großartige Kulturleistung in dem Kunstwerk Bauernhaus steckt, und daß es ein schmerzlicher Verlust für unsere Kultur ist, wenn es der Fortschritt fertig bringt, die Umwelt zu uniformieren und damit uns ganz arm zu machen.

Die alte Grafschaft Lippe, in den Grenzen des heutigen Kreises Lippe, ist ein Teil Ostwestfalens. Sie war schon in der Frühzeit dicht besiedelt mit Einzelhöfen, Weilern und Kleindörfern. Orts- und Flurnamen deuten auf diese Art der Besiedlung hin.

Das lippische Bauernhaus war das niederdeutsche Hallenhaus. Die ältesten dieser Art — es ist noch ein kleiner Rest von ihnen, gehäuft in der Landesmitte — erhalten, sind nach ihren Kostruktionsmerkmalen Zweiständerhäuser.

Der Hauptraum, die Deele, wird zu beiden Seiten durch zwei Ständerreihen begrenzt. Diese sind in der Längsrichtung durch Balkenwerk, das Rähm, miteinander verzimmert und tragen paarweise die Dachschwellenbalken. Ihre Auflageflächen sind durch nach beiden Seiten ausladende, kreissegmentartig geformte Kopfbänder verbreitert. Ständer, Rähm und Dachschwellen bilden zusammen das Traggerüst für das Sparrendach. Zu beiden Seiten der Deele, des Mittelschiffes, liegen Seitenschiffe, die Kübbungen. Ihre Außenwände sind erheblich niedriger als die Ständerreihen des Mittelschiffes, manchmal nur halbhoch. Die Verbindung zwischen dem Sparrendach und Außenwänden bilden die „Uppleggers", Zusparren, die an die Hauptsparren, manchmal kaum merklich, angewinkelt, angeschäftet sind.

Die Deele ist der Hauptraum, der Arbeitsraum. In den Kübbungen steht das



Waddenhausen Nr. 1. dat. 1561. Ältere Form des niederdeutschen Hallenhauses (Wohn-Stall-Haus)

Großvieh mit den Köpfen zur Deele, rechts die Pferde und links die Kühe. Die untere Zone der Außenwand in den Pferdeställen besteht aus wandstarken Bohlen. Die Pferde würden mit ihren Hufen Mauerwerk zerschlagen und sich selbst dabei verletzen. Zum Wohnende hin, zum Flett, liegen in den Kübbungen noch ein paar Kammern.

Das Flett liegt quer zur Deele. Es ist der Küchenraum mit dem offenen Herdfeuer in der Mitte. Es hat die gleiche Höhe wie die Deele. Zur Linken, der Morgensonne zugewandt, liegt der Arbeitsplatz der Bäuerin und Hausfrau; liegt der Wasserplatz mit den Küchengeräten und dem Geschirr für die Milchaufbereitung. Das Fenster über dem Wassertrog ist von draußen beschattet. Eine kleine Tür, die „Lüttkedör", führt nach draußen, zum Brunnen, Backhaus, Krautgarten und zur Bleiche. Rechts, also zur Seite der Abendsonne, liegt der Eßplatz mit Tisch, Bank und Stühlen. Die Mittagssonnenseite ist dem Kammerfach, dem Wohnteil des Bauern und seiner Familie, vorbehalten. Daß das Haus in der Regel in allgemeiner Nord-Süd-Richtung angelegt ist, fanden wir bei unserer Torbogeninventarisation 1969/70 [1]) bestätigt. Das Kammerfach gibt es im Bauernhaus erst seit dem 16. Jahrhundert. Vorher endete das Haus mit der Herdwand.

Im Kammerfach waren also die Wohnräume und Kammern, und eine Ofenstube für kalte Wintertage.

Von außen macht das Haus einen geduckten Eindruck. Sein tief herabreichendes reetgedecktes Dach ist wie ein wärmender „Pelz" im Winter und ein Schirm gegen die Sommerhitze.

Wer das Haus durch das große, viergeteilte Deelentor betritt, wird überrascht durch die Geräumigkeit der Deele, die

bequem vier vollbeladene Erntewagen aufnehmen kann.

Ein „feiner Herr, auf Bildungsreisen" beschreibt im Jahre 1784 dieses Haus der Lipper so[2]): „Sie sind dauerhaft, aber höchst einfach und ihrem Charakter angemessen. Wer eins sieht, hat sie alle gesehen. Geht man in die große Tür, so tritt man auf den Flur. An der einen Seite sind die Kuhställe, an der andern die Ställe für die Pferde und Knechte; denn den Namen Kammer verdienen diese Behältnisse nicht. Über den Ställen sind Futterkammern für das Vieh. Am Ende der Flur ist der Feuerherd, über ihm eine brettene Bühne (Asse), die den Rauch auffängt, auf welcher Westfalens Schweineschinken so gut durchräuchert werden. Wer einen Schornstein machen läßt, ist ein Sonderling. Hinter dem Feuerherd ist die allgemeine Wohnstube, und bei derselben die Schlafkammer der Herrschaft des Hauses und ihrer Kinder; darüber die Behältnisse für reines Korn und übrige Viktualien.

Ein großer Teil der Bauern — so schreibt er weiter — wohnt einzeln, hat um sein Haus sein Feld liegen und ziemlich entfernte Nachbarn. Soviel ökonomische Vorteile diese Einrichtung auch haben mag, so erschwert sie doch die Bildung seines Geistes. Gesellschaft macht milde, und wenn des Menschen Interesse zu wenig mit des Nachbarn Interesse verwebt ist, so bleiben viele gesellige Empfindnisse unentwickelt." Das Verbreitungsgebiet des Niederdeutschen Hallenhauses im Zweiständersystem reicht von den Niederlanden über das nördliche Münsterland nach Oldenburg, vom nördlichen Sauerland über Westfalen bis zum Meer, über Mecklenburg entlang der Ostseeküste bis nach Danzig.

Gesiedelt wurde in der Frühzeit in Einzelhöfen, die mit den Häusern und Höfen der Sippe zu Weilern und Dörfern zusammenwuchsen. Flechtzäune und Hekken umhegten die Siedlungen, die meistens versteckt in den Wäldern lagen. Der Bauer hatte Breschen in den Wald geschlagen, Heideflächen umgebrochen und Moore urbar gemacht. In harter Arbeit, von Generation zu Generation, hatte er seinen Besitz erweitert. Er war Selbstversorger. Er hatte sein Vieh, Kühe vielleicht und Schafe, später vielleicht auch ein paar Pferde. Er lernte es, seinen Acker „rationell" zu bewirtschaften. Er wurde des Unkrautes Herr, indem er zur rechten Zeit — vor der Reife der Wildsamen — die Scholle wendete und durchfrieren ließ; durch Düngung mit Plaggen und Stallmist verbesserte er die Ackerkrume. In langen Zeiträumen wuchs so der Ertrag seiner Arbeit.

Mit der Verbesserung der Bodenerträge verbesserten sich auch die Möglichkeiten in der Viehhaltung. War er bisher — und im wesentlichen blieb er es noch lange — darauf angewiesen, was ihm für die Fütterung seiner Tiere die Natur „umsonst" anbot, auf Gräser und Wildpflanzen im Sommer und getrocknetes Laub im Winter. So lernte es der Bauer nach und nach, eine systematische Vorsorge für die Winterzeit zu treffen.

Sein Hof paßte sich der „Strukturverbesserung" an. Hatte ihm sein Haus, das Raum bot zur Wohnung für seine Familie und zur Einstallung seiner Tiere in den meist langen Wintern und zur Bergung seiner kargen Ernte genügt, wuchs nun sein Raumbedarf. „Spieker" (Speicher) wurden gebaut zur Lagerung von Getreide, ein „Backs" (Backhaus), Schaf- und Schweineställe, Remisen und mancherlei mehr.

Das wurde sprunghaft anders im ausgehenden Mittelalter, in dem auch die ersten planmäßigen Dorfgründungen nachzuweisen sind.

Größere Gemeinwesen waren entstanden. Aus Dörfern wurden Ackerbürgerstädte; auffallend häufig im Oberwesergebiet um Höxter verdichteten sich die Stadtgründungen[3]) Höxter, bereits 833 als Marktsiedlung und Münze bekannt, bekam 1150 das Dortmunder Stadtrecht. Ihm folgten Lemgo und Hameln um 1190, Blomberg



Rückseite Waddenhausen Nr. 1

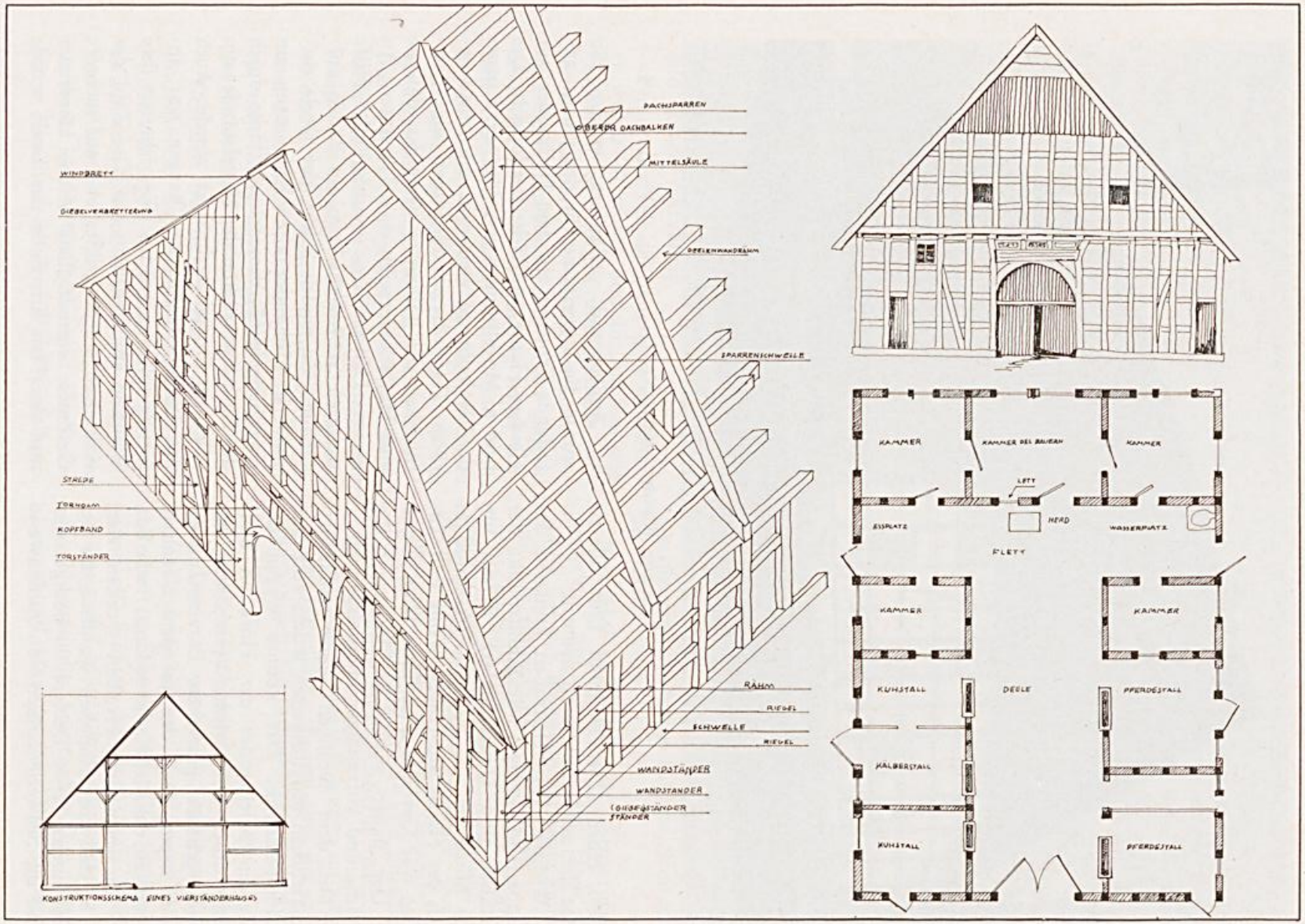
1240, Horn 1248, Detmold 1265 um einige der neuen Städte zu nennen.

Wichtige Handelsstraßen kreuzten das Lipperland. Lemgo war Schnittpunkt der Straßen und Umschlagplatz. Bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts schloß es sich der Hanse an. Neben Wolle und Tuchen war Getreide wichtigstes Handelsgut.

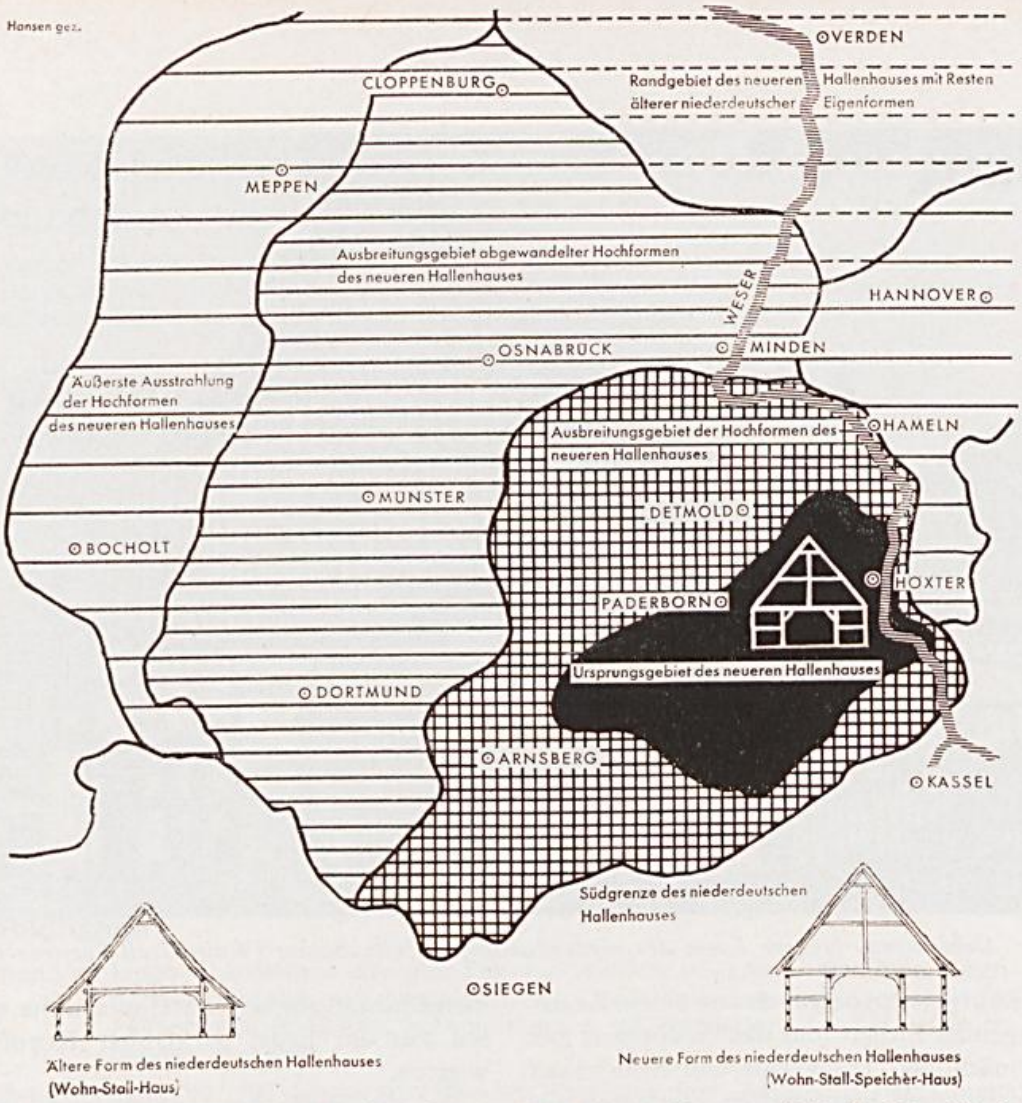
Der Bauer wurde der Versorger der Städte und vorrangiger Handelspartner.

Mit dem Drängen seiner volkswirtschaftlichen Möglichkeiten wuchs auch sein Raumbedürfnis. Das konnte wegen des engeren Beieinander der Höfe im Dorf nicht durch willkürliche Vermehrung der Nebengebäude geschehen. Es entstand ein ganz neues Haus, das auf dem Grundriß des alten, das Mehrfache an Lagerfläche bot.

Aus zwei Ständerreihen wurden vier; d. h., daß die halbhohen Wandständer der Kübbungen bis in Deelenhöhe hochgezogen und die Schwellenbalken von Außenwand zu Außenwand verlängert wurden. So wurde die Lagerfläche für das reicher anfallende Erntegut auf dem Dachboden auf gleicher Hausgrundfläche verdoppelt. Die beiden Mittelständer wurden auf Kosten der Deelenbreite weiter in die Mitte gerückt. Dadurch wurde einmal die Tragfähigkeit der Balken so verstärkt, daß sie eine Hilfsständerreihe tragen konnten. An diesen Hilfsständern wurde mit Hilfe weiteren Strebwerks noch ein Boden aufgehängt. Zu beiden Seiten der Deele entstand in Höhe der alten Kübbungen ein Zwischengeschoß, dessen Lagerfläche durch das Zusammenrücken der Mittelständer um etwa ein Drittel verbreitert wurde. Auch das Wohnbedürfnis der Bauern war anspruchsvoller geworden. Sie richteten ihre Wünsche am Stadthaus aus. Die Zahl der Kammern wurde größer und auf mehrere Geschosse verteilt. Das offene Herdfeuer und das Flett am Ende der Deele wurde



Das Fachwerkgerüst eines Vierständerhauses sowie Vorderansicht und Grundriß des Niederdeutschen Hallenhauses.

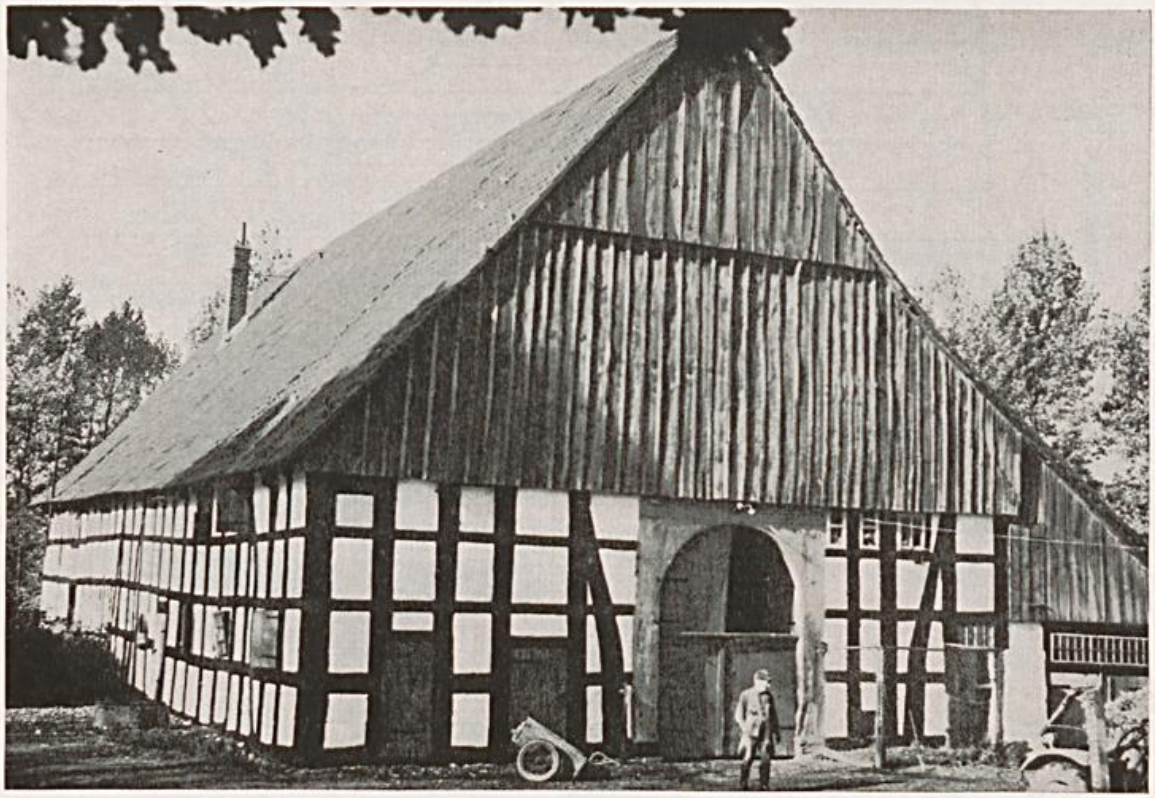


Vergl.: Wilhelm Hansen: Kunst und Kultur im Weserraum, Münster 1966. S. 297. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers übernommen.

noch lange, ja bis in das 19. Jahrhundert, beibehalten. So wurde aus dem Wohn-Stallhaus, aus dem Zweiständer- das Vierständerhaus und auf den Hof bezogen das Haupthaus. Um dieses gruppieren sich nach Bedarf und räumlichen Möglichkeiten einige Nebengebäude, der Speicher zur Lagerung des Getreides, Scheunen, Remisen, Backhaus und Kleintierställe. Vom Weserraum aus verbreitete sich das Vierständerhaus über ganz Westeuropa. Seine Typenbezeichnung ist in der Terminologie der Hausforschung: Nordwesteuropäisches Längshallenhaus. Das große Deelentor ist beibehalten, wie sich auch am Grundriß gegenüber dem Zweiständerhaus im wesentlichen nichts geändert hat.

„Vom endenden Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert etwa ist das Oberwesergebiet bedeutende Kulturmitte für die bäuerliche Bau- und Wohnkultur Nordwestdeutschlands, in mancher Hinsicht sogar für das nordwestliche Mitteleuropa gewesen“ (Josef Schepers) [4]) „Die Entwicklungsstöße, die im Bereich der Holzarchitektur von dort ausgingen und — fast einer Kettenreaktion vergleichbar, die Gestaltung der Bauern- und Bürgerhäuser angrenzender Landschaften beeinflußten, stellen eine der bedeutendsten Kulturleistungen des Oberweserraumes dar“ (Wilhelm Hansen) [5]).

Der vielhäusige Hof im Dorf, zu mehr oder weniger lockeren Gruppen zusammengerückt oder an einem Bachlauf in langer



Brede, Dehlentrup. Neuere Form des niederdeutschen Hallenhauses (Wohn-Stall-Speicher-Haus)

Reihe aufgereiht, umgeben von einem Kranze ragender Eichen und das Haupthaus mit dem mächtigen Traggerüst und dem hohen Steildach, dem viergeteilten Deelentor mit dem geschnitzten und bemalten Torgerüst, das sind die Merkmale der Westfälisch-Lippischen, der Niederdeutschen Hauslandschaft, wie sie sich bis in die jüngste Zeit dargestellt haben.

Indessen, unsere Landschaft hat sich in wenigen Jahrzehnten verändert. Von Horizont zu Horizont schwingt sich die länderverbindende Straße; reißt Breschen in die Wälder, trägt Berge ab und überbrückt weite Täler, so, als ob es für den planenden Geist kein Hindernis gäbe. Städte wachsen ineinander, quillen über ihre Ränder und wuchern in uraltem Kulturland und türmen Monstren von Stahl, Beton und Glas in schwindelnde Höhe.

Die Industrie, früher an Ströme und Schienenstränge gebunden, sucht die freie Landschaft und zieht Menschen und Probleme hinter sich her. Satellitenstädte wachsen aus der Erde, wo früher Kornfelder wogten.

An die Stelle des landschaftlich gebundenen, allseits umgrünten, malerischen Bauernhauses, tritt ein Gebilde aus landschaftsfremden Baustoffen.

Aus dem von den Ahnen überkommenen, familienbetrieblichen Bauernhof, ist ein Erzeugungsbetrieb geworden, in dem der Mensch weitgehend durch Maschinen ersetzt wird. Diese Entwicklung ist mir unheimlich.

(Fortsetzung folgt)

[1]) Sonderheft Heimatland Lippe. Torbögen u. Inschriften Lipp. Fachwerkhäuser, Süvern / Pahmeier.

[2]) Lipp. Ansichten aus alter Zeit, Detmold 1967, von Dr. h. c. Wilhelm Hansen.

[3]) Dr. Jos. Schepers: Haus und Hof Deutscher Bauern, Bd. 2, Westf.-Lippe, S. 17 ff.

[4]) Schepers: Haus und Hof etc., S. 17 ff.

[5]) Wilh. Hansen: Kunst und Kultur im Weserraum. Münster 1967 - 73. S. 297, dazu Abb. 1 u. 2.

Verzeichnis der in der Geschäftsstelle des Lippischen Heimatbundes zu beziehenden Bücher

Vorbemerkung: Die Bücher können nur von den Mitgliedern des Lippischen Heimatbundes bezogen werden. Nichtmitglieder sind an den Buchhandel zu verweisen. Bei Sammelbestellungen wird auf je 10 Stück 1 Freiexemplar gewährt (10 + 1).

BESTELLSCHEIN

Bitte abtrennen und an die Geschäftsstelle in 493 Detmold, Bismarckstraße 8, senden.

..... Name ..... Vorname

..... Wohnort ..... Straße

Neuerscheinung!

Unser heimisches Wild von Friedrich-Wilhelm Schröder. 68 Seiten mit 46 teils ganzseitigen Abbildungen, kart. Preis für Mitglieder **5,— DM,** im Buchhandel **6,50 DM.** Stückzahl .....

I. Bücher aus dem Verlag des Lippischen Heimatbundes:

Bildbände

Stückzahl

Band 1: **Lippe — Ansichten aus alter Zeit** von Wilhelm Hansen. — Gemälde, Zeichnungen, Graphik aus dem Lippischen Landesmuseum und Lippischen Familienbesitz. 60 Seiten, leinengebunden, für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Band 2: **Lippe vor 100 Jahren** von Heinrich Haxel aus dem „Antiquarischen Album" der Lippischen Landesbibliothek. 68 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Band 3: **Lippe vor 1800 von Erich Kittel.** — Ansichten aus drei Jahrhunderten. 60 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **11,— DM,** im Buchhandel 15,— DM. .....

Lippe — Eine Heimat- und Landeskunde von August Wilhelm Peter mit Beiträgen von Hans Friedrich Gorki und Wilhelm Süvern. 499 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **20,— DM,** im Buchhandel 26,— DM .....

Rischenau 1269 — 1969. Festschrift zum 700jährigen urkundlichen Bestehen von Heinz Dietz. 119 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **12,— DM.** .....

Lanchel, Colstidi, Astanholte. Beiträge zur Geschichte der Ortschaften Schlangen, Kohlstädt und Oesterholz-Haustenbeck von Heinz Wiemann. 211 Seiten, leinengebunden, Preis für Mitglieder **14,— DM,** im Buchhandel 16,80 DM. .....

Plattdeutsche Reihe

Band 1: **Plattdeutscher Lesebogen,** zusammengestellt von Heinrich Wienke, unter Mitwirkung von Heinrich Hanke und Wilhelm Süvern. 71 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **2,— DM,** im Buchhandel 3,— DM. .....

Band 3: **Döhnkens iutn Lippsken** von Fritz Platenau. 64 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **4,— DM,** im Buchhandel 5,— DM. .....

Band 4: **Die Spruchweisheiten der Lipper** von Wilhelm Süvern. 66 Seiten, kart., Preis **4,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,50 DM. .....

Band 5: **Wat fört Gemoide.** Ruimsel un Vertellsel in lippsk Platt von Fritz Herbst. 88 Seiten, kart., Preis **4,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,— DM. .....

Stückzahl

Geschichtliche Reihe

Band 1: **Torbögen und Inschriften Lippischer Fachwerkhäuser** von Wilhelm Süvern. 48 Seiten, Preis **3,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 4,— DM. .....

Band 2: **Erinnerungen.** — Brauchtum und bäuerliche Arbeitsmethoden im Lipperland von Fritz Platenau. 78 Seiten, kart., Preis **4,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 5,50 DM. .....

Band 3: **Lippisches Magazin** — Die Geschichte einer Heimatzeitschrift von Wilhelm Süvern, 108 S., kart., Preis **5,50 DM** für Mitglieder, im Buchhandel 7,— DM. .....

Erzählende Reihe

Geliebtes Lipperland. — Gedichte, Erinnerungen, Erzählungen von Otto Franzmeier. 143 Seiten, leineng., Preis **5,— DM** für Mitglieder, im Buchhandel 6,— DM. .....

Nassensand. — Roman einer lippischen Glashütte von August Krawinkel. 174 Seiten, kart., Preis für Mitglieder **4,50 DM,** im Buchhandel 5,40 DM. .....

Sonderhefte des Lippischen Heimatbundes

Sonderhefte Nr. 1 — 6, kart., Preis **13,50 DM** .....

Jahresbände Heimatland Lippe, gebunden, Preis **15,50 DM.** Die Jahresbände 1969, 1970, 1971, 1972 kosten **13,50 DM.** Im Buchhandel nicht erhältlich. .....

Die Städte des Landes Lippe in geographisch-landeskundlicher Darstellung von Hans Friedrich Gorki. Sonderdruck für den Lippischen Heimatbund aus Westfälische Forschungen. 36 Seiten, kart., Preis **3,— DM.** Im Buchhandel nicht erhältlich. .....

Erneuerung denkmalwerter Altstädte. Historischer Stadtkern als Ganzheit — lebendige Stadtmitte von morgen von Dr. Ing. Dieter Wildeman, Sonderheft des Lippischen Heimatbundes, kart., 84 Seiten, Preis **6,50 DM** .....

II. Veröffentlichungen des Lippischen Heimatbundes und des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe

Band 1: **Das Güteverzeichnis des Klosters Möllenbeck bei Rinteln von 1465** von Franz Engel und Heinrich Lathwesen, 1963. 193 Seiten. Im Abonnement kart., **10,— DM.** .....

Band 2: **Die lippischen Landschatzregister von 1590 und 1618** von Herbert Stöwer, 1964, im Abonnement kart., Preis **7,— DM.** .....

Band 3: **Salbücher der Grafschaft Lippe von 1614 bis etwa 1620.** Herbert Stöwer und Fritz Verdenhalven, 1969, 604 Seiten. Im Abonnement kart. **43,— DM** .....

Band 4: **Die lippischen Landschatzregister von 1535, 1545, 1562 und 1572.** Fritz Verdenhalven, 1971, 239 Seiten. Im Abonnement kart. **24,— DM.** .....

Band 5: **Lippische Landesbeschreibung von 1786.** 1973, 216 Seiten. Herbert Stöwer. Im Abonnement, **26,— DM,** im Buchhandel 39,— DM. .....

Band 6: **Bürgerbuch der Stadt Blomberg von 1593 bis 1933.** 1974, 224 Seiten. Hans-Peter Wehlt. Im Abonnement **24,— DM,** im Buchhandel 36,— DM. .....

Sonderband 1: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 1: Das Kopiar 896 bis 1470. Bearbeitet von Franz Engel und Heinrich Lathwesen. 1965, 304 Seiten, vergriffen. .....

Sonderband 2: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 2: Nachtrag zum Kopiar und Einzelurkunden 1334 bis 1559. Bearbeitet von Franz Engel und Heinrich Lathwesen. 1967, 248 Seiten. Für Abonnenten kart. **16,— DM.** .....

Sonderband 3: **Urkundenbuch des Klosters Möllenbeck bei Rinteln.** Teil 3: Register. Bearbeitet von Heinrich Lathwesen. 1969, 166 Seiten. Für Abonnenten **kart. 6,— DM.** Weitere Bände in Vorbereitung. .....



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752 „aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische

LANDES-BRANDVERSICHERUNGSANSTALT

SEIT 1752

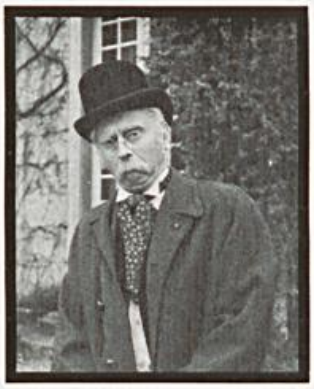
Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, ☎ 263 24. — Vorsitzender: Staatssekretär Dr. Arnold Ebert, Detmold, Berliner Allee 39. — Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto: Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. — Auflage 5200. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Am Gelskamp.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

WESTDEUTSCHES WERBEFERNSEHEN GMBH

Arsène Lupin





eine klassische Figur der französischen Kriminalliteratur





ist Meister der Maskerade, überlistet mit Charme und Esprit seine Gegner; ein Gentleman-Gauner, der immer auf der Seite der Benachteiligten steht, ihnen zu ihrem Recht verhilft, dabei aber sein eigenes Wohl durchaus nicht vergißt.

GEORGES DESCRIERES,

Mitglied der Comédie Française, spielt die Titelfigur des Arsène Lupin in allen Masken, stets begleitet von Yvon Bouchard, seinem Faktotum Grognard. Außerdem spielen: Thérèse Liotard, Pauline Larrieu,



Roger Carel, Christine Böhm, Dany Sigel, Fritz Muliar, Catherine Rouvel, Bernard Giraudeau, Andrea Dahmen, Günter Spörrle, Bernd Helfrich u.a. unter der Regie von Jean-Pierre Desagnat, Wolf Dietrich und Fritz Umgelter.

Weitere 13 Folgen – jeweils 50 Minuten lang – wurden in Coproduktion von der Bavaria, der ORTF und dem ORF für das Westdeutsche Werbefernsehen Köln produziert.

WWF-Redaktion: Eva Wetzke, Roswitha Fischer



Sendedaten im November:

1. Donnerstag, 6. November 75, 18.05 und 19.20 Uhr
„Gipsköpfe rollen aufs Parkett"

2. Donnerstag, 13. November 75, 18.05 und 19.20 Uhr
„Die Dame mit dem Federhütchen"

3. Donnerstag, 20. November 75, 18.05 und 19.20 Uhr
„Kronjuwelen reisen"

4. Donnerstag, 27. November 75, 18.05 und 19.20 Uhr
„Unter Kavalieren"